

# Jiří Konta

## Slyšet své srdce

### Auf sein Herz hören

<b>Inhalt</b>	<b>Seite</b>
Zum Geleit	2
Meine Geburtsstadt Žleby und der Fluss Doubrava aus dem Blickwinkel des Geologen	4
Die Familie	11
Erste starke Eindrücke	38
Haustiere	58
Liebe zur unbelebten Natur	62
Studien- und Schuljahre in Čáslav	65
Europäer total eingesetzt zur Sklavenarbeit im Kriegsdeutschland	88
Von der Gestapo verhaftet	90
Einige Erfahrungen aus dem Konzentrationslager Mauthausen	92
Rückkehr nach Hause, Studium, wissenschaftliche und pädagogische Arbeit an der Karlsuniversität	113
Zusammenarbeit mit führenden Fachleuten und wissenschaftlichen Einrichtungen	119
Vorschlag zur Gründung der Zeitschrift Applied Clay Science	134
Vorsitzender der AIPEA in den Jahren 1985 – 1989	135
Die Belegschaft des Labors für Sedimentpetrologie und Tonmineralogie in Prag	140
Woran ich oft gedacht habe	143
Schlusswort	148
Danksagungen	151
Über die Tonminerale und Professor Konta (Václav Cílek)	152
Anmerkungen und Erläuterungen des Übersetzers und Literaturquellen im Text	155
Nachwort des Übersetzers Thomas Scholle	160
Bildteil	

## Zum Geleit

Ich bin Geologe. Mein Herz gehört der Geologie und allen Menschen mit gutem Willen auf dieser Erde. Obwohl ich mit dieser Einleitung bereits mit meiner Liebe und meinen Beschwerden beginne, habe ich diese bis zum Ende geschrieben. Während des Schreibens habe ich mir aber immer die Frage gestellt, warum ich mich überhaupt dazu entschieden habe, über die Dinge, die ich im zwanzigsten Jahrhundert erlebt habe, zu berichten. Warum habe ich begonnen, über einen Menschen zu schreiben, der aus einem kleinen Städtchen in Ostböhmen stammt, das fast im geographischen Mittelpunkt Europas liegt, aber ansonsten kaum bekannt ist? Wen würde in unserem Informationszeitalter der Lebensweg eines Jungen interessieren, der aus einer Kleinstadt (eigentlich aus einer scheinbar verlorenen Ortschaft) stammt, auch wenn er es geschafft hat, Universitätsprofessor zu werden? Bin ich in der Lage, meinen Lebensweg so zu erklären, dass der Leser diesen auch versteht? Kann ich hoffen, dass diese Lebenserfahrungen jemandem zu schöpferischem Tun bringt? Ist es nicht ziemlich dreist, über das Leben eines einzelnen Menschen und dessen Schlüsselerlebnisse seiner Zeit zu berichten, obwohl ich alle die wunderbaren Menschen nicht vergesse, denen ich begegnen durfte?

Als Geologe bin ich es gewohnt, vor allem Fakten zu beschreiben, die durch Beobachtungen belegt sind oder die aus Messungen und analytischen Daten stammen. Ich bin mir der Tatsache bewusst, dass heute mit meinen fast 90 Jahren viele Erinnerungen verblasst sind. Die Gefühle und Beziehungen zu meinem Umfeld in meiner Jugend sind idealisiert. An viele Erlebnisse, die mich damals geärgert oder in Rage gebracht haben, erinnere ich mich heute nur noch mit einem Lächeln. Die Landschaft Železné hory (Eisengebirge) mit ihren sanften Hügeln und den angrenzenden Gebieten blieb jedoch in meinem gesamten Leben meine Heimat und meine große Liebe. Dazu gehören auch die Menschen, die dort leben und die durch die Sanftheit und Schönheit der Landschaft beeinflusst werden.

In der fachlichen Tätigkeit des Geologen steht die Suche nach der Wahrheit und nach verwertbaren Informationsquellen immer an erster Stelle. Deshalb muss ich den Leser dieser meiner Lebensbeschreibungen darauf hinweisen, dass es sich hier nicht nur um Erinnerungen handelt, sondern auch um Inhalte aus meinen persönlichen Notizbüchern, Fachpublikationen und Büchern, die ich bei uns und im Ausland veröffentlicht habe, sowie um Inhalte aus meinen umfangreichen Korrespondenzen in Tschechisch und in anderen Sprachen.

Persönliche Gefühle und Interpretationen in den einzelnen Geschichten kann ich nicht ausschließen, aber ich gehe dabei immer von den angeführten Fakten aus. Ich wünsche mir, dass der Leser in jedem Abschnitt spürt, dass es bei allem, was ich schreibe, nicht nur um mich selbst geht, sondern auch um die Menschen und um die Orte auf dieser Erde, die ich immer geschätzt habe und die ich nicht vergessen kann.

## **Meine Geburtsstadt Žleby und der Fluss Doubrava aus dem Blickwinkel des Geologen**

Wenn man auf der Staatsstraße Nr. 38 von Prag in Richtung Kolín/Čáslav/Havlíčkův Brod nach etwa 80 km bei Čáslav in Richtung Žleby abbiegt, gelangt man nach weiteren sechs Kilometern über zahlreiche Kurven und eine haarnadelförmige Serpentine in eine grüne Oase, die das neugotische Schloss umschließt. Das Grün von Žleby ist reich an alten mächtigen und ehrwürdigen Bäumen. In meiner Kinderzeit bestand die Landstraße von Čáslav nach Žleby und weiter nach Ronov nad Doubravou und bis Třemošnice lediglich aus glatt gewalztem Sandsteinsplitt. Im Ort Žleby wurde die Landstraße in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts gepflastert. Dies wurde wegen dem verstärkten Verkehr während der Rübenenernte und durch das starke Gefälle notwendig, da sich die Zuckerfabrik im tiefen Tal am rechten Ufer des Flusses Doubrava befand. Die Räder der meist mit Zuckerrüben überladene Fuhrwerke, die zur fürstlichen Zuckerfabrik fuhren, aber auch jene Fuhrwerke, die die weißen Abfälle aus der Zuckerherstellung abtransportierten, die als Tierfutter genutzt wurden, brachen oft auf der alten ausgefahrenen, nassen und nicht gepflasterten Straße. Die Rübenenernte und Rübenverarbeitung begann meist Ende September und dauerte manchmal bis Ende Januar und hing stark von der Erntemenge ab. Zwischen den Rübenerntern war der Verkehr auf der Straße schwächer bis sehr gering. Ich erinnere mich noch daran, dass wir als Kinder im Vorschulalter auf dem gestreckten dreieckigen Platz an der Nordseite der Schlossmauer zwischen dem Brunnen und der Landstraße, die vor den Fuhrwerken eingespannten Pferde verfolgten und wie die Pflastersteine aus den Wagen geräuschvoll ausgeschüttet wurden.

Das Trinkwasser für den Ort wurde im Wald Štikavka in Röhren gefasst. Das kalte Wasser wurde aus gemauerten Schächten im Wald zuerst in das Schloss abgeleitet. Der Rest kam im steinernen Brunnen für die Bürger des Städtchens an.

Für kleine Jungs war es selbstverständlich, alle unbekanntes und reizvollen Dinge zu erforschen. Dem folgten wir alle im Städtchen mit Begeisterung und kindlichem Mut. Die würfelförmigen Granitpflastersteine und Sandhaufen zogen uns magisch an. Hin und wieder wuselten wir hier den Arbeitern um die Beine. Wir bewunderten, wie sie mit Hilfe des Pflasterhammers die Pflastersteine in den Sand, dem feiner Kalk zugesetzt worden war, einbauten. Nach dem Einbau einiger Reihen Steine begradigten sie die Fahrbahn mit einem schweren zweihändigen Stampfer. Zum Schluss wurde das Pflaster mit einer

Dampfwalze verfestigt. Diese Arbeit mit Steinen und Sand habe ich sehr bewundert.

Kurz nach der Fertigstellung der Pflasterstraße wurde ich in die allgemeine Grundschule mit 5 Klassenstufen eingeschult, die sich nur etwa hundert Meter von unserer Wohnung befand. Die Oberfläche der Pflasterstraße war so perfekt geglättet, dass die geschicktesten Jungen ihre hölzernen Kreisel auf ihr mit einer Peitsche treiben konnten. Dabei handelte es sich um aus einem Holzstück hergestellte Kegeln mit 6 – 8 cm Höhe und Rillen. An der unteren Spitze war ein schweres Metallstück eingezwickelt. Wir jagten die Kreisel von der Schule fast bis zum Pfarrhaus und wieder zurück. Mit der Peitsche erhielten die Kreisel oberhalb des Metallstückes eine gleichmäßige und ausreichende Geschwindigkeit. Bei jedem richtigen Schlag erhielt der Kreisel eine Änderung in die gewünschte Richtung. Die geschicktesten aus unseren Reihen schafften etwa einhundert Meter, also von der Schule bis zum Pfarrhaus und zurück. Zu den Höhepunkten dieser Spiele gehörte es, einen liegenden Kreisel mit einem Schwung in eine rotierende Bewegung zu bringen oder einen bereits rotierenden Kreisel mit einem Peitschenhieb bis zu zehn Meter springen zu lassen, ohne dass der Kreisel aufhörte, sich zu drehen. Das bereitete uns viel Freude und wir nannten es als Kinder „Golf“. Vom richtigen Golfspiel hatten wir damals keine Ahnung. In meiner Kinderzeit war es auf der Landstraße in Žleby, mit Ausnahme während der Rübenenernte und vormittags, wenn die Geschäfte meist mit Pferdefuhrwerken beliefert wurden, recht ruhig. Noch am Ende der dreißiger Jahre, also kurz vor dem 2. Weltkrieg, gab es in Žleby nur fünf Personenkraftwagen und zwei Lastkraftwagen. Eigentümer waren der Müller Bláha, der Direktor der Zuckerfabrik Ingenieur Teplý, der Oberst Havlíš, der oberste Wirtschaftsverwalter des fürstlichen landwirtschaftlichen Gutes mit der angeschlossenen Spiritus-Brennerei Rudolf (mein späterer Schwiegervater) und der Taxiunternehmer Forman, der auch eine Autowerkstatt betrieb.

Während der Zuckerrübenenernte wurde das Granitpflaster stellenweise von einem feinen Schlamm überzogen, den die Fuhrwerke von den Feldern mitbrachten oder der von den Rüben stammte. Die bäuerlichen Gespanne rutschten auf diesem Schlamm häufig aus, aber auch die Kutscher hatten bei regnerischem Wetter viel Ärger und damit verbunden vor allem mit den Zugtieren, also die Pferden, Ochsen und Kühen. Ungern sah ich die angespannten Tiere, die manchmal hilflos mit ihren Beinen auf dem glatten Schlamm rutschten, ihre angestrengt herausquellenden Augen und die wütenden Kutscher, die Angst um ihre Wagenladung und um die Tiere hatten. Von diesen düsteren Monaten der Rübenenernte ist mir ein kurzer, trauriger, sehr verbitterter und eindringlicher Satz meiner Mutter in Erinnerung geblieben, die auf ihre

bäuerliche Herkunft stolz war. Wir gingen danach auf dem Bürgersteig nach Hause, auf dem Weg, der von der Zuckerfabrik zum Hauptplatz führt. Die eine Hälfte der Fahrstraße war voll von vorbeifahrenden Fuhrwerken, die Zuckerrüben anlieferten, die andere Hälfte der Straße war voll Fuhrwerke, die ausgekochte Rübenschnitzel aus der Zuckerherstellung transportierten. Ein Gemisch von Geräuschen aus bremsenden Fuhrwerken, den klappernden Hufen und der ausrutschenden und fallenden Tieren vermengte sich mit dem Geschrei der Kutscher und den Peitschenhieben. Meine Mutter drückte mir sehr fest die Hand und im Lärm der Fahrzeuge sagte sie zu mir: „So ein Umgang mit den Tieren ist sehr unschön, so etwas habe ich in unserer Elbebene nie erlebt“. Heute sind die Landstraße und die meisten Zufahrten nach Žleby asphaltiert. Das Granitpflaster wurde unter dem Asphalt begraben.

In unserer Stadt Žleby gibt es noch heute für einige Viertel treffende, aber nicht offizielle Bezeichnungen. Auch wenn sie nirgends an den Straßenecken benannt und erkennbar sind, schreibe ich sie mit einem großen Anfangsbuchstaben: Kopec (der Hügel, die Anhöhe), Městečko und Chalupy (das Städtchen und die Bauernhäuser) zu dem auch ein Stück Mršník gehört (oder auch Sibirien, weil auf der Fläche am westlichen Rand des Ortes im Winter nördliche Winde schlagen). Zur Zeit meiner Kindheit lebten in Žleby etwa 2 000 Einwohner.

Der Fluss Doubrava und der geologische Bau des Eisengebirges und seiner Umgebung bewirkten, dass sich Žleby in einem sehenswerten und romantischen Tal befindet. Jeder Fluss, also auch die Doubrava, ist nicht nur eine lebensspendende Ader für die Landschaft, er ist auch ein Spiegel der Menschen, die entlang dieses Flusses leben. Das tiefe und unregelmäßige Trogtal, im Gebiet von Žleby eingeschnitten bis zur Basis verwitterungsbeständiger Felsgesteine, zeugt von der unvorstellbaren Kraft des Flusses, eine Landschaft zu modellieren. Auch die Reste von Felsen oder abgestürzten großen Steinen, die teilweise weit durch den Fluss transportiert wurden, belegen den Kampf zwischen Wasser und Gestein. Tief eingeschnittene erodierte Trogtäler, in denen sich die Fließrichtung des Flusses auch infolge von Hochwasser mehrfach in den letzten Jahrtausenden verändert hat, gaben Žleby (= Rinnen, tiefes Tal) den bestmöglichen Namen.

In der Doubrava gibt es im Bereich von Žleby Sandbänke und Tümpel, also geheimnisvolle Stellen. Im Jahresverlauf fließt die Doubrava meist völlig ruhig und ist kaum gefüllt. Dann ist es bei niedrigen Wasserständen und einem fast geräuschlosen Fließen kaum vorstellbar, wie ungestüm sie bei Hochwasser ist. Der Fluss zieht alle Lebewesen magisch an. Keine Pflanze und kein Tier kann ihrer sozusagen magnetischen Anziehungskraft entgehen. Diese

Anziehungskraft des Flusses steigt mit der Temperatur und der Trockenheit. Die Wechselhaftigkeit und der Reiz des Flusses sowie seine besondere Dynamik bleiben in der Erinnerung aller Menschen, die dort ihre Jugend verbracht haben. Eine Ortschaft ohne Fluss oder wenigstens einem ganzjährigen Bachlauf ist eigentlich verarmt, obwohl sie sich nicht mit dem Problem von Hochwasser herumschlagen muss.

Wenn man im Sommer von oben, zum Beispiel aus dem Flugzeug, auf den durch Böhmen fließenden Fluss schaut, sieht man nur einen dünnen silbernen Faden, der sich durch grüne Wälder, Wiesen und Felder mit wechselnden Farben windet. Dörfer und Städte mit ihren Wehren, Brücken und Furten sind nur als korallenähnliche Strukturen zu erkennen. Sobald man sich dem Fluss nähert, werden Details interessant. Beim Anblick des fließenden Wassers, der mitgeführten Blätter, eines springenden Fisches oder eines blitzenden Fischbauches, der Luftblasen – entstanden an einem Hindernis im Fluss - oder bei den unterschiedlich gefärbten Moosen in der Umgebung, erfährt man erneut das Gefühl einer unbeschwerten Kindheit. Anders ist der Geruch des Wassers in einem heißen Sommer, wieder anders an einem nebligen Herbsttag und nochmals anders nach einem Gewittersturm. Dieses Erlebnis kennt sicher fast jeder. Deshalb bleibt vielleicht der Fluss eine Fessel, die uns an die Erlebnisse und Erinnerungen und an die Kindheit bindet. Dieses kann man auch noch heute im Zeitalter des Internets intensiv im Tal der Doubrava in Žleby erleben.

Begeben wir uns doch einmal für eine Weile hinunter auf eine Sandbank des Flusses Doubrava mit abgelagerten Steinen und Sanden. Wir nehmen einfach ein Geröll, einen Kieselstein oder einen scharfkantig zerbrochenen Stein in die Hand. Wir schauen ohne Hast und Eile auf seine Oberfläche. Das Bruchstück kann ein Quarz sein, also weiß oder andersfarbig, es kann sich aber auch um andere Gesteine aus dem Oberlauf des Flusses handeln, die durch das Hochwasser der Doubrava hierher transportiert wurden. Schauen wir uns die Form des Steines genauer an. Wir bestimmen nun also, woran uns dieser Stein erinnert. Wir werden sicher erkennen, dass der Stein eine glatte oder raue Oberfläche aufweist. Auch der Grad der Abrundung kann verschieden sein. Er ist am größten, wenn der Stein ohne Kanten und fast ohne Vorsprünge oder Vertiefungen ist. Aus diesen und weiteren Eigenschaften erkennt der Geologe die Geschichte des Transportes eines Steines. Interessierte Laien müssen bei dieser ersten Gesteinsbestimmung nicht weiter in die Erdgeschichte schauen. Einen schönen Stein in der Hand zu halten, ist ein Stück Natur und ein wundervolles Erlebnis. Es kann aber auch ein befreiendes Gefühl und ein bescheidener Sieg über die alltägliche Hast und Eile sein.

Wir sollten dann auch ein paar Minuten bei den Gräsern, Bäumen und dem Schilf am Flussufer anhalten. Wir sehen rot-violette Weiden-Blüten, gelbe Blüten des Wurmkrauts, des Johanniskrauts oder der Königskerze sowie die grünen Blätter des Farns. Vereinzelt Schmetterlinge oder Libellenpaare über dem Fluss belegen noch seine Sauberkeit und Lebensfähigkeit. Die scheinbar unverwüstliche Kraft des Flusses, Leben zu spenden, existiert auch unter den rauen Bedingungen der heutigen Welt. Die Möglichkeit, die zahlreichen Naturschönheiten entlang der Doubrava zu erleben, ist schier unendlich. Fachleute, die bei uns auf Flüsse spezialisiert sind, halten die Doubrava für den reizvollsten Fluss in Böhmen (Quelle: Bulíček, J.: Oberflächengewässer in der Tschechoslowakei und ihr Schutz. Prag: Academia, 1972).

Und was ist mit den Gesteinen und Mineralen, die seit vielen Millionen oder sogar hunderten Millionen Jahren den festen Untergrund von Žleby bilden? Lassen Sie mich Sie als interessierten Leser darauf hinweisen, dass alle Menschen, die sich auf dieser Erde bewegen, die Gesteins- und Bodenschichten in ihrer Umgebung ein wenig kennen sollten. Die Gesteine und ihre Minerale sind überall die natürliche Quelle der chemischen Elemente der Böden, aus denen die Pflanzen ihr Substrat zum Leben beziehen. Der Mensch als ein Bestandteil der natürlichen Nahrungskette ist von diesen mineralischen Grundstoffen elementar abhängig. Sanftere Ufer mit den fluviatilen Talsedimenten und am anderen Ufer herausragenden Felsenwänden umsäumen das Tal der Doubrava in Žleby. Die höchsten Felsen befinden sich im nordwestlichen Hain auf der linken Seite des Flusses sowie auf der rechten Flussseite oberhalb der ehemaligen Zuckerfabrik im Wald Borovička (Kiefer). Diese harten Felsen bestehen aus einem grauen biotithaltigen aber auch zweiglimmerhaltigen Paragneis. Sie enthalten neben glänzenden Schuppen von dunklem Biotit und hellem Muskowit noch Quarz, Feldspat und lokal kleine rötlichviolette Granatkörner. Gneise gehören zu den Gesteinen, die in einer mittleren Tiefe der Erdkruste entstanden sind. Es handelt sich ursprünglich um Sedimente, die durch hohe Temperaturen und Druck verändert wurden. Diese Gesteine entstanden in der langen Erdgeschichte durch tektonisch verursachte Absenkungen bis in mittlere Tiefen, also in etwa 10.-20 km, von wo aus sie später wieder an die Erdoberfläche angehoben wurden. Im Herbst und im Winter, wenn die Blätter von den Bäumen und Sträuchern fallen, kann man an diesen Felsen weiße Quarzadern mit einer Mächtigkeit von 10 - 15 cm erkennen.

Auf den sanft gewellten Flächen des Doubrava-Gebietes, die das Tal der Doubrava umgeben, sind die Gneise meist mit kreidezeitlichem Pläner überdeckt, seltener sind kretazische Sandsteine. Im Gegensatz zu den festen und nicht porösen Gneisen sind die Kreide-Sedimente



porös; in ihnen versickert Wasser und deshalb führen sie Wasser. Brunnen, die für die Versorgung der Häuser, der Gärten und der landwirtschaftlichen Flächen durch die Menschen in diese Gesteine gegraben wurden, waren die wichtigste Trinkwasserquelle für die Menschen in Žleby, die auf der Höhe und in Mršník („Sibirien“) lebten. Der Pläner ist ein geschichtetes, feinkörniges, helles Gestein mit weißgrauen bis ockerfarbigen Nuancen und einem ebenen bis schwach muschligen Bruch. Im Vergleich zum Gneis ist er wesentlich weicher, er verwittert schneller und seine Porosität beträgt ca. 25%. Dieses bedeutet, dass jeder Kubikmeter Pläner bei einer vollständigen Sättigung bis zu 250 Liter Wasser enthält. Die wichtigsten Minerale des Pläners sind Quarz ( $\text{SiO}_2$ ), Kalzit als Karbonat ( $\text{CaCO}_3$ ) und sehr feinschuppige Glimmer einschließlich dem grünen Glaukonit. Diese Glimmersilikate enthalten Aluminium, Kalium, etwas Eisen und Magnesium sowie Wasser. Der Pläner enthält auch Kaolinit, ein Tonmineral, das neben Wasser und Sauerstoff vor allem aus Silizium und Aluminium besteht. Als geringe Beimengungen treten im Pläner Goethit ( $\text{FeOOH}$ ), Rutil und Anatas (beide  $\text{TiO}_2$ ), Pyrit ( $\text{FeS}_2$ ) und Spuren von Kalifeldspäten ( $\text{KAlSi}_3\text{O}_8$ ) auf.

Niederschlagswasser, das in diesem Gestein versickert und im Boden sowie in den oberen verwitterten Horizonten des Pläners filtriert wurde, wird an der Basis dieses Gesteins, also auf der Oberfläche der nicht durchlässigen Gneise, aufgehalten, da die Porosität der Gneise gleich Null ist. Vor etwa 90 Millionen Jahren kam es zur Ablagerung der Pläner im Kreide- (Turon-) Meer. Alle Sedimente, also auch die Pläner und Sandsteine, gehören zur oberen Schicht der Erdkruste.

Tiefere Schichten der Erdkruste bestehen aus magmatischen Gesteinen; sie erstarrten in größeren Tiefen. Sie stehen in einigen Aufschlüssen weniger als 10 km von Žleby entfernt an. Granitische oder basische bis stark basische Peridotit-Magmen kristallisierten in den Tiefen der Erdkruste aus; sie wurden durch tektonische Bewegungen in die oberen Schichten angehoben und durch die Erosion frei gelegt. In der weiteren Umgebung von Žleby finden sich basische magmatische Gesteine des Gabbro-Typs im Tal der Doubrava am südlichen Rand der Stadt Ronov. Weiterhin gehört hierzu der helle grobkörnige Turmalingranit von Přibyslavice, der rote mittelkörnige Granit von Chvaletice im Železné Hory (Eisengebirge) und die ultrabasischen Magmatite (Peridotite) – umgewandelt zu Serpentin – in Mladotice bei Ronov an der Doubrava am rechten Flussufer.

Der in Žleby anstehenden Gneis und der Pläner wurden in den letzten Jahrhunderten als Baugestein genutzt und zwar für Fundamente, Haussockel, Wände zahlreicher Häuser, Stütz- und Begrenzungsmauern. Im 19. und 20. Jahrhundert wurde auch ein noch härteres und

schwereres Gestein genutzt – der Amphibolit. Er wurde im Žleby-Hain, auf dem Weg nach Biskupice und auch im nahe gelegenen Markovice abgebaut. Aus dem Amphibolit-Steinbruch im Žleby-Hain stammen auch die Steine, die beim Bau der 2-3 m hohen Uferbefestigung des Hostačovka-Flüsschen genutzt wurden.

Der Amphibolit-Steinbruch von Markovice befindet sich noch immer in Betrieb. Er ist ein wichtiger Lieferant für Schotter sowie Bau- und Schmucksteine, die in der weiteren Umgebung beliebt sind. Die harten und gegenüber der Verwitterung weniger anfälligen Gesteine Amphibolit oder Gneis ragen aus der weichen Decke des Pläner in der leicht welligen Landschaft lokal als kleine Hügel heraus. Die Anhöhe Šibenční Vrch am nordwestlichen Rand von Žleby ist ein solcher Hügel, der einen weiten Blick in die Ebene von Čáslav gestattet.

Im Schlosspark östlich des Schlosses von Žleby mündet das Flüsschen Hostačovka in die Doubrava. Kurz vor dem Zusammenfluss veränderten die ehemaligen Besitzer der Herrschaft Auersperg das Flussbett, um einen romantischen Wasserfall zu erzeugen, der aus dem Gneis herausgeschlagen wurde. Trotz des meist geringen Wasserstandes wurde so das größte Wehr in der Doubrava geschaffen. Dieses Wehr wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebaut, um eine ausreichende Wassermenge für das Wasserkraftwerk der fürstlichen Herrschaft zu gewährleisten. Es versorgte das Schloss, die Zuckerfabrik, die Spiritus-Brennerei, die Häuser des Großgrundbesitzers, die Forstverwaltung, alle zur Herrschaft gehörenden Wohnungen einschließlich der Straßenlaternen mit elektrischem Strom. Das Wasser zum Betrieb des Kraftwerks fließt noch heute in einem oberirdischen Kanal zum Antrieb. Das eigentliche Wasserkraftwerk ist aber seit einigen Jahrzehnten außer Betrieb. Die Befestigungsmauer des Wehres ist drei Meter hoch und verbindet die beiden Flüsse auf einer Länge von ca. 40 m. Am linken Rand der Mauer befindet sich eine Schleuse mit einem schmalen Steg und einem per Hand zu bedienenden Zahnradmechanismus. Unter dem Auslauf haben wir uns als Schulkinder an warmen Sommertagen gern im kalten Wasser abgeduscht, das aus einer schmalen Lücke herausspritzte. Bei hohen Wasserständen in der Hostačovka war hier das Getöse und Brausen des Wassers so stark, dass sich zwei Menschen aus nächster Entfernung nicht verstehen konnten, auch wenn sie sich anschrien.

Die wundervolle Natur in der Stadt Žleby und ihrer Umgebung, das Schloss mit dem gepflegten Park und das Wildgehege mit den zahlreichen Wildtieren gehörte seinerzeit der Familie Auersperg. Das romantische Tal der Doubrava und das interessante Leben der kulturvollen böhmischen Kleinstadt in meiner Kinderzeit – dies alles hatte auf mein gesamtes Leben einen wesentlichen Einfluss.

## Die Familie

Ich erinnere mich oft und mit Liebe an die Mitglieder unserer Familie – meinen Vater, meine Mutter und meine beiden Brüder. Jeder hatte seinen ausgeprägten Charakter, seine Begabungen und seine Erfolge. Ich denke, dass es hier keinen Sinn macht, nur eine Aufzählung der wichtigsten Informationen über die Personen unserer Familie aufzuschreiben, sondern dass es auch wichtig ist, Erlebnisse zu schildern, die mich in meiner Kindheit geprägt haben.

### Mein Vater

Unser Vater Josef Konta (geb. 18. März 1881 in Čtyřkoly, Bezirk Benešov) war in Žleby ab 1921 Gendarm in der Position eines Oberwachtmeisters und Leiter der Polizeistation. Bei meinem einjährigen Arbeitsbesuch in Pennsylvania in den Jahren 1965-1966 erklärte ich unseren lieben amerikanischen Freunden, dass die Tätigkeit meines Vaters mit der eines Sheriffs in einer Kleinstadt im mittleren Westen der USA vergleichbar ist. Er hatte sicher eine harte Zeit als Kind, denn gleich nach Beendigung der achtjährigen Pflichtschulzeit musste er sich im harten Alltag zurecht finden.

Mein Großvater väterlicherseits, Jan Konta, war in der österreichisch-ungarischen k.u.k.-Monarchie ein kleiner Angestellter der Staatsbahn. Seine Familie lebte in einem kleinem Wärterhaus zwischen Čtyřkoly und Čerčany am Fluss Sázava. Mein Vater war der älteste Sohn und er hatte sechs Geschwister. Ab dem vierzehnten Lebensjahr, also nach Abschluss der Grundschule, musste er sich bereits um sich selbst kümmern. Er fuhr mit dem Zug nach Wien, wo er auf Anraten der Familie in die Lehre als Bäcker eintrat. Dieses Handwerk bedeutete für ihn Nahrung und Wohnung beim Besitzer der Bäckerei. Er arbeitete hier auch noch einige Jahre nach seiner Lehre. Die Geschäftsleute in Wien sowie anderswo in Österreich und Deutschland schätzten sehr die geschickten Hände und die Fähigkeiten derer, die wegen einer Arbeit aus Böhmen weggingen. Nach seiner etwa sieben Jahre andauernden Tätigkeit in Wien und dem dreijährigen Wehrdienst war er der deutschen Sprache in Wort und Schrift sehr gut mächtig. Am Ende seiner Wehrdienstzeit diente er als Soldat im Versorgungslager Triest, dem damaligen Zentrum der Österreichisch-Ungarischen Marine. An Winterabenden hörte ich sehr gern den ruhigen und fesselnden Erzählungen meines Vaters aus seiner Zeit am adriatischen Meer zu. Er erinnerte sich zum Beispiel an die sonntäglichen Ausgänge, die blühenden Oleander- und Hortensienbüsche, die Zitronen- und Orangenbäume, die Ernte der Walnüsse und der Esskastanien, an die

nach Harz riechenden Mittelmeerkiefern, an die von ihm eigenhändig am Strand gesammelten essbaren Austern, an die Leckerbissen aus Fisch und Garnelen oder an die Vielzahl von Obst- und Gemüsesorten auf den Märkten, aber auch an die Kameraden der Armeezeit, vor allem deutsch sprechende Österreicher.

Als kleiner Junge bewunderte ich meinen Vater, wenn er mit Begeisterung über seine Begegnung mit dem Admiral Horthy erzählte. Eines Tages besuchte Horthy das Arsenal in Triest. Er kam zur Inspektion mit einer Marine-Uniform bekleidet und wurde von einer Gruppe Offizieren begleitet. Mein Vater hatte an diesem Tag Dienst im Arsenal und war als Korporal Leiter der Wache. Er stand mit einem weiteren Soldaten und scharf geladenen Gewehren am Kontrolleinlass, als die Inspektionsgruppe ankam. Als erster wollte Horthy durchgehen, der eine angebrannte Zigarre in der Hand hielt. Mein Vater stellte sich ihm in den Weg. Dabei sah er dem Admiral in die Augen und auf deutsch meldete er: „Herr Admiral, im Bereich des Arsens ist das Rauchen strengstens verboten!“. Horthy reagierte darauf mit einem überraschten „Donnerwetter“ und er löschte seine Zigarre schnell aus. Stramm gestanden sagte er zu meinem Vater „Vorzüglich Korporal“ und seiner Gruppe von Offizieren erklärte er auf Deutsch: „Das war eine Prüfung“. Dann ging er schnell mit den anderen Offizieren in das Innere des Arsens. Die beiden Soldaten an der Wache spürten, dass es nicht um eine Prüfung ging, es hat sie aber überrascht, dass der Admiral eine Lüge angewandt hatte, als er offenbar keine Ausreden mehr parat hatte.

Ich werde auch nie das Erlebnis vergessen, bei dem mein Vater eine Hauptrolle spielte – ich war etwa sechs Jahre alt. Ich habe bis heute herzliche Erinnerung daran, dass mein Vater mit mir immer kameradschaftlich umging. Der dramatische Beginn fand auf dem Ringplatz von Žleby am Schloss statt, also auf der kleinen Fläche gegenüber der Schule, dem heutigen Rathaus. Als Jungen im Alter von sechs bis zehn Jahren spielten wir dort im Frühling und im Sommer Fußball. An diesem Tag trainierten wir die Schusstechnik auf ein Tor, das aus zwei Steinen am Rand der Landstraße bestand. Dieser Raum wurde durch drei Jungs, den Tormann und zwei Verteidiger gesichert.

Die meisten Bürger aus Žleby freuten sich über unser Fußballspiel und sie ermunterten uns hierzu. Plötzlich tauchte hier mein Vater in Zivil auf. Ich hatte den Eindruck, dass er mir zulächelte und deshalb schoss ich den Gummiball – der sicher ein wenig kleiner als die heutigen Fußbälle, allerdings recht schwer war – vermeintlich besonders bravourös. Mein Vater veränderte mit einem Schlag seines rechten Fußes die Flugrichtung des Balles, so dass dieser in Richtung Tor flog, von dort aus über die Landstraße und genau in das Glasfenster der Schule im Parterre einschlug. Die Glasscherben fielen klirrend auf den

Bürgersteig. Zunächst herrschte eine Totenstille, aber danach gab es donnernden Applaus der Zuschauer. Mein Vater ging mit schnellen Schritten zum Eingang der Schule, in dem bereits der in seinen Bart feixende Schuldiener stand. Mein Vater bat ihn, den Fensterrahmen auszuheben. Dann ergriff er diesen mit einer Hand und mit festen Schritten ging er zu dem lokalen Glaser Urválek. Ich trippelte meinem Vater zur Linken hinterher. Die Werkstatt des Glasers befand sich etwa dreihundert Meter von der Schule entfernt. Der Weg zum Glaser führte über die steinerne Brücke der Doubrava und ich schaute immer wieder mit prüfenden Blicken auf meinen Vater, um zu ergründen, wie es an diesem Tag wohl für mich weiter gehen würde. Mit Verwunderung entdeckte ich, anders als ich erwartet hatte, an seinen Mundwinkeln die Andeutung eines Lächelns. Das beruhigte mich und so löste ich meine Hand von der meines Vaters. So kamen wir zusammen mit dem Fensterrahmen beim Glaser an. Mein Vater erklärte ihm kurz, worum es geht und forderte ihn auf, das reparierte Fenster in der Schule wieder einzubauen. Er bezahlte sofort in bar und danach gingen wir nach Hause.

Meine Mutter wartete bereits am Fenster mit den blühenden Begonien in einem der drei Häuser der Schlossstraße auf uns, wo wir seinerzeit wohnten. Sie begrüßte uns mit einem kurzen Satz: „Was habt ihr Jungs miteinander auf dem Platz vor der Schule angestellt?“ Auch damals verbreiteten sich alle wichtigen Ereignisse mündlich – mit der Geschwindigkeit von heutigen Mobiltelefonen vergleichbar – so dass meine Mutter längst alles wusste. Mein Vater beschrieb ihr kurz unseren sportlichen Erfolg auf dem Platz und er strich mir dabei leicht von vorn und von hinten über die Haare – ich hatte damals eine Igelfrisur, die seinerzeit modern war und es wohl bei tschechischen Geschäftsleuten oder Unternehmern heute wieder ist. Aus diesem Streicheln fühlte ich eine Aussöhnung und kameradschaftliche Sympathie. Das Schlusswort hatte meine Mutter parat. Sie stellte einen frischen Napfkuchen und einen frisch gebrühten Tee auf den Tisch und mit ihrer liebevollen Ironie forderte sie uns auf: „So Jungs, was euren bewundernswerten Auftritt angeht, danke ich im Namen der Bürger von Žleby für die allgemeine Erheiterung. Ich hoffe, dass ihr eure gemeinsamen sportlichen Erfolge zukünftig irgendwo anders, auf einem Platz ohne zahlreiche Fenster vorführen werdet.“

Als wir noch unter dem Schloss wohnten, erkrankte mein Vater plötzlich nach einer Erkältung an starkem Rheuma. Diese sehr schmerzhafteste Krankheit mit Schwellungen der Gliedmaßen dauerte etwa ein Jahr und auch nach der vermeintlichen Ausheilung tauchte sie in den nächsten Jahren immer mal wieder auf. Er beschloss deshalb, in den Vorruhestand zu gehen. Einige Jahre später zogen wir aus der

Schlossstraße, also aus der Stadtmitte, auf den Hügel Kopec. Ich lernte bereits am Realgymnasium in Čáslav. Meine Eltern beschlossen ein Haus mit Hof und Garten zu mieten, einen Ort ideal für den Anbau von Gemüse und Obst sowie für Haustiere. Dieses ist ihnen auf bewundernswerte Weise gelungen. Ihre Entscheidung war im Angesicht des drohenden Zweiten Weltkrieges und der Hungerjahre 1939-1945 sehr weitsichtig. Wir wohnten am Ende der Štefánik-Straße. Der Obst- und Gemüsegarten und die Haustiere bedeuteten einerseits Lebensunterhalt und Freude, andererseits viel Arbeit und Bewegung. Meine Eltern kannten sich beide damit sehr gut aus und ich habe von ihnen in dieser Zeit viel lernen können. Mit meinem Vater habe ich die Beete umgegraben und mit meiner Mutter gesät – wir säten, setzten und ernteten Gemüse, Frühkartoffeln und auch Erdbeeren. In einem großen Teil des Gartens wuchsen Süßkirschen, Sauerkirschen, Johannisbeeren und Stachelbeeren, Pflaumen und Äpfel. An der Südseite des Holzschuppens pflegte mein Vater einen großen Weinstock, der wegen seiner Anfang Oktober gereiften gelblichen Weintrauben sehr beliebt war. Mein Vater baute und reparierte bei Bedarf die kleinen Ställe für die Kaninchen, die Hühner, die Perlhühner, die Truthähne, die Ziege und das Schwein. Die meisten Dinge erledigte er selbst, nur ausnahmsweise ließ er sich von mir helfen. Im Winter wurden manche Wände gegen den strengen Frost mit Stroh und Sackleinen isoliert. Vater konnte sehr geschickt mit Holz arbeiten, und er hatte ein Gefühl für Genauigkeit und ein räumliches Verständnis. Im Sommer und im Herbst half er bisweilen dem Besitzer des damaligen und nahegelegenen Gutes Buda bei der Bewachung und der Einholung der Ernte. Dadurch hatten wir in jedem Jahr ausreichend Getreidekörner, Getreideschrot und Kartoffeln für unsere Haustiere. Wenn ich heute meine Gedanken in diese Zeit zurückversetze, habe ich das Gefühl, in einem Paradies gelebt zu haben.

Meine Mutter züchtete im Garten die von ihr besonders geschätzten Blumen. Am liebsten hatte sie Begonien, Dahlien, Astern und die großblütigen Margeriten. Auf ihren Wunsch hin durften auf den Gemüsebeeten Möhren, Petersilie, Sellerie, Radieschen, Kopfsalat, Blumenkohl, Kohl, Tomaten, Zwiebeln, Schnittlauch, Dill, große und kleine Bohnen, zwei Sorten Gurken, rote Rüben und auf dem Komposthaufen Kürbisse nicht fehlen. Mit meinem Vater begossen wir alles mit großen Gießkannen aus verzinktem Blech. Im Garten befand sich ein Brunnen, der in die Kreide-Sedimente getrieben worden ist. Aus ihm förderten wir mit einer Handschwengelpumpe sehr gutes Trinkwasser. Nur ein paar Meter vom Brunnen entfernt baute mein Vater einen Räucherofen, in dem er gegen Ende des Winters Schweinefleisch räucherte. Hierzu nutzte er bevorzugt das ausgetrocknete Holz des

Sauerkirschbaumes. Zur Bewässerung des Gartens wurde Regenwasser aus den Dachrinnen des alten Holzschuppens verwendet, das in einem großen Fass gesammelt wurde. Zusätzlich wurde bei Bedarf Wasser aus dem Gartenbrunnen genutzt, das wir in einem ausgedienten Waschtrog sammelten. Im Laufe des Sommers achteten wir alle darauf, dass der Wasservorrat immer wieder ergänzt wurde. Der Brunnen musste im Winter mit Stroh und Sackleinen isoliert werden.

Von allen Büchern, die wir in unserer kleinen Bibliothek verfügbar hatten, liebte mein Vater vor allem einen Atlas der Erdkunde. In dieses Buch mit den Ländern der Österreichisch-Ungarischen k.u.k-Monarchie, den anderen Erdteilen und den Sternkarten schaute er bevorzugt im Winter, wenn er ein wenig freie Zeit hatte. Er schrieb und las gleich gut Tschechisch und Deutsch und manchmal kontrollierte er die Begriffe in einem Wörterbuch Deutsch-Tschechisch und Tschechisch-Deutsch. In beiden Büchern hatte er zahlreiche Zettel, auf denen er weniger geläufige Begriffe notiert hatte, die in diesen Büchern nicht vorhanden waren. Er sah Deutsch als eine Weltsprache und er sprach mit mir häufig Deutsch, damit ich Sprachpraxis erhalte. Für diese Übungen war ich meinem Vater erst dann sehr dankbar, als ich durch die Gestapo verhaftet wurde und in das Konzentrationslager Mauthausen gelangt war.

## **Meine Mutter**

Mutter, Marie Kontová, geborene Rychetská (geb. 5. Oktober 1887) stammte aus Kostomlátky, einem kleinen durch die Landwirtschaft geprägten Dorf bei Nymburk. Ihre Eltern betrieben hier eine Bauernwirtschaft. Sie war das älteste von sieben Kindern. Dieses bedeutet für sie, dass sie ihrer Mutter, Marie Rychetská, geborene Sandholzerová, bei allen Arbeiten und bei der Erziehung ihrer Geschwister helfen musste. Als ich in Čáslav das Gymnasium besuchte und zu Hause schulische Texte ab und zu laut las, schüttete meine Mutter manchmal ihr Herz aus: „Leider konnte ich nicht studieren und ich habe mich so sehr danach gesehnt“. Als ich mein Studium an der Karlsuniversität in Prag abgeschlossen hatte, sagte mir ihr jüngster Bruder Vojtěch, der zu Hause geblieben war und Opa Rychtský, seinen Vater, bis zu seinem Tod gepflegt hat, etwas, was mich sehr bewegte. Opa sagte zu dieser Zeit immer mal wieder „Schade, dass ich damals nicht auf meinen guten Freund, den Schulleiter der Volksschule in Kostomlátky gehört habe. Er hat mir mehrfach gesagt: Hör zu Václav, Du solltest Mariechen zum Studium schicken, ich hatte an dieser Schule nie eine begabtere und fleissigere Schülerin“.

Für uns, also die vier Jungs, so nannte uns unsere Mutter inklusive des Vaters, war sie aber ein glänzender Stern in unserem kleinen All. Ich erinnere mich sehr gern an die Zeit, als sie noch jung und voller Elan war, dass sie mit ihren warmherzigen Augen und ihrer schier unendlichen Kraft und Liebe ihre Familie zusammen hielt. Sie widmete ihr Leben den vier „Knaben“ in der Familie. Ihre Liebe und Sorge konnte man nie vollständig vergelten. Wenn ich mich an die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg erinnere und an alles, was unsere Familie während des Krieges erlebte, steht dabei immer an erster Stelle meine Mutter. Ich denke vor allem an ihren erstaunlichen Fleiß, die Besorgtheit und alles, was sie neben dem Kochen zu bewältigen hatte; besonders der Umzug nach Kopec in das kleine Haus ohne elektrischen Strom, ohne fließendes Wasser im Haus, das tägliche Feuer machen im Ofen, die Asche heraustragen, das Waschen der Wäsche im Vorflur auf dem Waschbrett im Waschtrog und bei schlechtem Wetter im Holzschuppen, das Tragen der Einkäufe in den Taschen, der Transport der wichtigen Erntegüter in einem Wägelchen vom kleinen Feld in Korčice, die Fütterung der Haustiere und vieles mehr. Mit dem Vater, der sich vor allem um den Garten, die Bäume, die Sträucher, die Gemüsebeete und die Heizstoffe kümmerte, half ich überall und so gut wie möglich und wir bewunderten Mutter immer. Weil ich als einer der drei Söhne am längsten studierte, lebte ich die meisten Jahre mit meinen Eltern zusammen. Ich bin dem Schicksal dankbar, dass ich dieses erleben durfte. Wenn bei uns jemand krank wurde, galt in der gesamten Familie das Beispiel der Mutter als ungeschriebenes Gesetz, dass alle während der Krankheit besonders rücksichtsvoll und hilfsbereit gegenüber dem Kranken sind. An solchen Tagen war unsere Mutter erfüllt von besonderer Zärtlichkeit, Liebenswürdigkeit und aufopfernden Hilfestellungen. Ihre Worte „Zärtlichkeit und Liebe sind der beste Balsam“ kann ich nie vergessen. Manchmal wünschte ich mir, dass die Angina oder Grippe noch ein paar Tage länger andauern würde. Dieses verweigerte aber meine Mutter schnell mit Humor und sie brachte dann einen ihrer Sprüche oder eine Lebensweisheit an, zum Beispiel: „der frühe Vogel fängt den Wurm“ oder „wer rastet der rostet“, „ohne Arbeit gibt es keinen Kuchen“ beziehungsweise „die Aufschieberei gehört zum Teufel“ und viele andere. Ich denke, dass unser Leben zu Hause in Žleby unermesslich schön war, aber auch bescheiden, denn wir lebten einfach, gesellig, gefühlvoll und ohne Anzeichen von Vorspiegelungen. Es ist schade, dass diese schöne Zeit nicht unendlich andauerte. Die frühe Jugend ist lediglich nur die erste Etappe des Lebens. Mit allen weiteren Menschen danach, zudem mit den Fremden, ist das Zusammenleben viel komplizierter.



Im Jahr 1918, kurz vor dem Ende des Ersten Weltkrieges erkrankte meine Mutter an der Spanischen Grippe. Diese sehr seltene Grippe-Epidemie löschte in wenigen Jahren ein Viertel der Menschheit aus. Es starben an ihr etwa 50 Millionen Menschen. Das hohe Fieber um 40 Grad Celsius bedrohte sie einige Tage. Mein Vater ließ sich sofort von der Arbeit befreien und beschützte meine Mutter; er kontrollierte bei der Kranken die Temperatur und er packte sie in ausgewrungene Betttücher, die mit Eiswasser gekühlt waren. Er gab ihr immer dann, wenn das Fieber gefährlich anstieg, zusätzlich frischen Tee aus getrockneten Hagebutten und Thymian, der mit Bienenhonig gesüßt wurde. Sobald meine geschwächte Mutter endlich wieder ein wenig essen konnte, kochte er ihr Rinderbrühe mit Grießklößchen und Gemüse oder Rührei mit Roggenbrot. Eine weitere Sorge meines Vaters war zu dieser Zeit mein vierjähriger Bruder Pepa, den er in einem kleinen Zimmer isolierte. Es wird erzählt, dass Vater und Pepa hier täglich den Zustand der Mutter bei der schwersten Erkrankung ihres Lebens auswerteten und sie sich gegenseitig davon überzeugten, dass unser Mütterchen wieder gesund würde und dass sie beide eine peinliche persönliche Hygiene einhalten müssen. So gehörte dank des Gefühls meines Vaters für Ordnung, Disziplin und seiner Umsichtigkeit gegenüber anderen Menschen diese Epidemie in unserem Haus der Vergangenheit an. Diese Schilderungen stammen von meiner Mutter, als ich mir als junger Schüler eine gewöhnliche saisonale Grippe eingefangen hatte und sie mich zu Hause etwa eine Woche lang pflegte.

Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, dass meine Mutter eine begeisterte Leserin war, auch wenn sie kaum freie Zeit dafür übrig hatte. Die Frauen in Žleby borgten sich einerseits gegenseitig Bücher aus den kleinen Familienbibliotheken aus, andererseits nutzten sie die Stadt-Bibliothek, die im ersten Stockwerk des Rathauses untergebracht war. Um diese Bibliothek kümmerten sich aufopferungsvoll und sorgsam die Eheleute Šourek, die die Bücher zweimal wöchentlich in den Abendstunden ausliehen. Im Parterre unter dem eigentlichen Rathaus hatten sie ihre Wohnung und ein kleines Frisörgeschäft. Meine Mutter nahm mich erstmals in diese Bibliothek mit, als ich etwa zehn Jahre alt war. Sie las gern Alltagsromane und historische Romane oder Erzählungen und ebenfalls Gedichte. Als Junge mit etwa zehn Jahren begann ich, mir mit meiner eigenen Leserkarte Abenteuerbücher (Verne, May, Kipling), historische Romane (Jirásek, Rais) und Reisebeschreibungen (Hedin, Vráz, Holub) auszuleihen. In den höheren Klassen des Gymnasiums nutzte ich vor allem die Schulbibliothek, in der sich auch ausreichend viele Übersetzungen fremdsprachiger Autoren befanden. Übrigens las meine Mutter auch viele der von mir ausgeliehenen Bücher.

Aus dem Nachlass meiner Mutter erwarb ich von meinem Bruder Pepa und seiner Frau Růžena als Erinnerungsstück einen alten Wecker. Sein Inneres mit den aus Messing bestehenden Zahnrädern ist durch eine Glasplatte zu sehen. Daneben habe ich aus ihrem Nachlass einige persönliche Notizbücher, für die sich keine Interessenten fanden, aufbewahrt. Den Wecker, der nun fast ein Jahrhundert alt ist, sehe ich täglich - er wurde an jedem Morgen von der Mutter berührt. Sie stand jeden Morgen nach dem Klang der beiden Glöckchen als erste auf, um der Familie das Frühstück zuzubereiten. Und wenn sie sich abends als letzte nach der Reinigung der Küche zu Bett legte, stellte sie die Weckzeit ein und zog das Uhrwerk mit einem kleinen Schlüssel auf, der hinter dem kleinen Messingtürchen hing.

Ich glaube, dass ein paar Worte oder Zitate, die meine Mutter in ihren letzten Lebensjahren aufgeschrieben hat, ihren geistigen Reichtum, ihre innere Kraft und ihre wirkliche Liebe zu ihren Nächsten, vor allem zu den Kindern, gut belegen:

„Wer glücklich sein will, verlange nicht zu viel von seinem Leben, denn je mehr Du Dir wünschst, desto weniger wirst Du erhalten. Arbeit ist die Grundlage für edle Seelen. Ich kenne Menschen, die fragen sich, wie viel muss ein Mensch wissen, bis er begreift, dass er wenig weiß. Wenn alle Menschen eine Bildung hätten, gäbe es das Paradies unter der Sonne, das auf Erden möglich wäre (Comenius). Jeder muss sich darüber im Klaren sein, dass nichts wertvoller ist, als das Leben, denn dieses ist unvorstellbar kurz! Wie lange fühlen sich dreiviertel eines Jahrhunderts an, wenn ein Mensch daran denkt - aber wie kurz war diese Zeit, wenn ein Mensch diese Zeit wirklich überlebt. Ein hohes Alter liegt in der Hand der Soziologen, nicht in der Hand der Biologen. Die wichtigsten Bedingungen sind: 1. freie Arbeit, 2. Optimismus, 3. Zufriedenheit mit dem Leben; das verlängert das Leben der Menschen. Das Grundprinzip des Lebens ist überall gleich; überall ist es derselbe Kampf um das Stück Brot, die Ehre und die Macht über einen anderen. Thomas Mann schrieb so über sich und G. Flaubert sagte „Frau Bovary - so bin ich“. Jede Stunde ist ein Stück des Lebens. Je mehr der Mensch altert, desto mehr versteht er, dass die Freude am Leben ein seltenes Geschenk ist, das wir als große Gunst des Schicksals anerkennen müssen. Rege dich heute nicht auf, denn morgen ist alles Vergangenheit. Taktgefühl ist der größte Respekt des Menschen gegenüber dem Menschen. Ein Mensch, der sich dem Bösen oder schlechten Menschen unterwirft, begeht den größtmöglichen Irrtum. Meine geliebte und mir teuerste Enkelin Mirčinka: Das Schlagen meines Herzes habe ich Dir mitgegeben, all die Lieder des ersehnten Frühjahrs beigebracht, mit Dir habe ich mich wieder wie ein kleines Mädchen gefühlt; wer liebt, wird nie alt. Ich las in einem Büchlein mit Kindergebeten: Herrgöttchen, gib die Vitamine in das Speiseeis und in die Schokolade und gib sie bitte nicht in die Möhren und den Spinat“.

## Der Ursprung und die Probleme mit meinem Familiennamen

Meine Mutter hat mir oft über ihre Vorfahren berichtet und dabei fiel immer wieder der Geburtsname ihrer Mutter Frau Sandholzer. In verschiedenen Familienurkunden des 18. und 19. Jahrhunderts, die mir der jüngste Bruder meiner Mutter, mein Onkel Vojtěch Rychetský aus Kostomlátky, zur Verfügung stellte, kommt dieser deutsche Familienname in unterschiedlichen Schreibweisen und in den verschiedenen Zeiten üblichen Handschriften, auch in Kurrentschrift vor. In meiner näheren und weiteren Verwandtschaft, die im Elbe-Gebiet um Nymburk lebte, wurde der Familiennamen als Sandholzer, Santholzer, Sandholz, Sandholz oder Santholz geschrieben. In der Familie meiner Großmutter Marie Sandholzer wurde nachfolgende Version über diesen Nachnamen überliefert. Der erste Sandholzer kam aus Deutschland nach Böhmen. Sein Vater war Gärtner in Potsdam bei Berlin. Der junge Wilhelm, ebenfalls ein Gärtner, kam wahrscheinlich im 18. Jahrhundert nach Böhmen. Graf von Sporck hatte ihn persönlich zum Schloss in Sadská mitgebracht. Von Sadská ist es nur eine kurze Strecke nach Kostomlátky auf der rechten Elbseite, wo sich nun die Familie Sandholzer ansiedelte und wuchs. Alle nachfolgenden Sandholzers, die dort lebten, besaßen Land, Bauernhäuser oder Bauerngüter. Die weit verzweigte Verwandtschaft ist in den Personenstandsregistern der lokalen Pfarreien oder in den notariellen Verzeichnissen der Kreisstadt Nymburk verzeichnet. Die dortigen Beamten schrieben die Familiennamen verschieden, also so, wie sie ihn gehört hatten. Auf diesem Wege entstand die vielfältige Schreibweise dieses nicht tschechischen Nachnamens. Aus dieser Zeit existieren Heiratsverträge, Papiere über Grundstückskäufe, Urkunden über das Ende des Frondienstes aus dem Jahr 1848, Steuerbelege, Tauf- und Sterbeurkunden und vergilbte Briefe. Alle wussten und wissen bis heute, dass sie wegen der deutschen Vorfahren miteinander verwandt sind. Ihre Ehefrauen stammten meist aus Böhmen und sie hatten schöne tschechische Namen. In der Familie meiner Mutter waren das die Frauen mit den Geburtsnamen Zajíčková, Jandlová, Matyášková, Nováková und Skořepová (der älteste belegte Name). In der Familie meines Vaters, dessen Name italienischen Ursprungs ist, gab es Geburtsnamen wie Pazderová, Drožová, Havlová.

Mein Onkel Vojtěch Rychetský gab mir kurz vor seinem Tod neben den oben erwähnten Unterlagen auch einige Gebetbücher meiner Großmutter. Das älteste Gebetbuch *Verehrungen Jesu* erhielt sie angeblich als ein Geschenk von ihrem Großvater Sandholzer. Es ist ausgesprochen schön und in einer andächtigen und warmen deutschen Sprache verfasst.

Eine andere Version zur Herkunft des Namens Santholz hatte mein Cousin Josef Košťír (geb. 25. März 1907, Hronětice, Bezirk Nymburk) als Professor der Biochemie der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität. Seine Mutter hatte den Mädchennamen Santholz. Als wir Kollegen an der Fakultät wurden, sagte er mir unter anderem, dass der Nachname unserer gemeinsamen Vorfahren tatsächlich Santholz wäre. Der Ursprung dieses Namens läge im Elsass im Grenzgebiet zwischen Frankreich und Deutschland. Der erste Teil des Namens sei französisch und der zweite Teil deutschen Ursprungs (Santholz bedeutet „heiliges Holz“). In der Familie Sandholzer aus Kostomlátky, wo auch die Familie Košťír lebte, wurden traditionell die ersten beiden Söhne auf die Vornamen Wilhelm (Vilém) und Friedrich (Bedřich) getauft. An der Medizinischen Fakultät der Karlsuniversität in Hradec Králové war mein Onkel Leiter des Lehrstuhles für Physik Professor Vilém Santholzer aus Kostomlátky.

Über den Ursprung des Nachnamens Konta weiß ich aus der Familie meines Vaters, dass sein ursprünglicher Träger in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus der Lombardei, einem nördlichen Teil Italiens nach Böhmen kam, als die erste böhmische Eisenbahnlinie Linz – České Budějovice – Prag gebaut wurde. Giuseppe Konta (italienisch Conta) war hierbei als Arbeiter tätig. Sein Sohn Jan Konta, geboren am 20. Februar 1854 in Čtyřkoly, Bezirk Benešov wurde Staatsangestellter der k.u.k. Eisenbahn in Böhmen. Das war mein Großvater, den ich aber nicht persönlich kennengelernt habe. Als ich seinerzeit, schon als Professor der Karlsuniversität, die Universität in Pavia besuchte, erzählte mir der damalige Professor für Mineralogie und Petrologie Fernando Veniale (der nicht nur ein Autor von beeindruckenden Studien zu Tonrohstoffen und zur Verwitterung von Baugesteinen ist, sondern auch mit seinen wissenschaftlichen Forschungen zu den Fundamenten des schiefen Turmes von Pisa maßgeblich zu dessen Rettung beigetragen hat), dass es im lokalen Tennisverein einen ausgezeichneten Spieler mit dem Nachnamen Conta gibt. Als mein Vater im Arsenal bzw. in der Kaserne von Triest als Soldat diente, lernte er auch ein wenig italienisch. Er erklärte mir als Junge, dass das italienische Wort „contadino“ Bauer oder Dörfner bedeutet. Auf diese Weise erklärt sich der Ursprung unseres Familiennamens, auch wenn er im Laufe der Zeit in den Registern möglicherweise verkürzt wurde.

Um meinen nicht aus der tschechischen Sprache stammenden Familiennamen ranken sich auch zwei kleine Geschichten, die eine Erwähnung verdienen, weil sie mit zwei bedeutenden Persönlichkeiten der tschechischen Kultur und Wissenschaft verbunden sind. In der Schule ehrten mich neue Lehrer zum Vergnügen meiner Mitschüler mit den Namen Kouta oder Koula, wenn sie meinen Namen nur flüchtig

gelesen hatten. Ich bekenne jedoch, dass in meiner Muttersprache solche Verstümmelungen durchaus üblich sind. Als ich während des Zweiten Weltkriegs im Konzentrationslager Mauthausen eingesperrt war, traf ich dort im Jahr 1944 den tschechischen Schriftsteller Josef Kopta (1894-1962), den Autor einer fesselnden Prosa über die tschechoslowakische Legion im 1. Weltkrieg. Als Mitglied des Aufnahmekommandos in der Abteilung für die Registrierung der neuen Häftlingen schrieb ich ihn bei seiner Einlieferung ins KZ-Mauthausen in die Häftlingsformulare ein. Er erinnerte sich und erzählte mir eines Tages im zehnten Block des Lagers mit einem Lächeln, dass er während des Ersten Weltkrieges mit den russischen und den lateinischen Buchstaben unterschrieben hatte, so dass seinerzeit auch aus seinem Namen ein Konta wurde. Wir saßen am Tisch im zentralen Raum des Blocks. Ich zog einen Bleistiftstummel aus der Hosentasche, und schrieb das Wort „Konta“ auf ein Stück Packpapier und las dieses dabei laut vor. Dann nahm er meine Bleistift und unterschrieb mit dem russischen Alphabet – als Transkription der Buchstaben – und las „Kopta“ vor, wobei er jeden einzelnen Buchstaben mit dem Stift antippte. Im Konzentrationslager, wo viele bizarre Dinge stattfanden, war dieses ein beeindruckendes Erlebnis, das im Gegensatz zum schlimmen Alltag stand.

Ein weiteres Ereignis im Zusammenhang mit meinem Familiennamen begann sehr viel später in England. Im Jahr 1960 bat mich der Rektor der Karlsuniversität darum, an einem offiziellen kulturellen Besuch bekannter Universitäten in Großbritannien teilzunehmen. Unsere Delegation bestand aus fünf Personen: zwei Fakultätsdekanen, zwei Prodekanen und einem Professor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Der bekannte Anglist und Prodekan der Philosophischen Fakultät, der Universitätsprofessor Ivan Poldauf, der im Gegensatz zu den anderen vier Professoren Shakespeares Muttersprache perfekt sprach, wurde natürlich zum Leiter unserer Gruppe ernannt. An der Cambridge-Universität, wo sich diese Geschichte abspielte, stellte mich Poldauf mehrfach als „Professor Jiří Konta, der jüngste Dekan der ältesten europäischen Universität im kontinentalen Europa nördlich der Alpen“ vor. Diese schelmische Vorstellung, die er mit einem freundlichen Lächeln begleitete, erbrachte mir die Sympathie unserer englischen Kollegen und natürlich auch der Damen, die den seinerzeit achtunddreißigjährigen Professor vom Scheitel bis zur Sohle musterten.

Bei einer abendlichen Aufnahme-Feier in einem historischen Saal der berühmten Universität, bei der ausgezeichnete Speisen und einige sehr gute Weine serviert wurden, sprach mich ein anwesender Professor, der von allen ehrfürchtig tituliert wurde, an – nennen wir ihn nachfolgend Sir Henry. Er stellte sich als Professor für internistische

Medizin vor und nach einem kurzem Gespräch fragte er mich: „Kennen Sie Professor Khervt aus Prag?“ Ich kramte in meinen Gedächtnis und antwortete: „Mir fällt da niemand ein, aber können Sie den Namen buchstabieren?“.

Sir Henry: „Oh yes, sí, ejdž, ej, a...“ kurz gesagt, sein Name ist *Charvat*. Ich fragte sofort nach: „Sie meinen sicher Professor Charvát, den Leiter für internistische Medizin am Karlsplatz in Prag.“

Sir Henry: „Ein hervorragender Arzt und wunderbarer Pädagoge. Wie haben Sie seinen Namen ausgesprochen?“. Ich sprach Sir Henry langsam und mit übertrieben deutlicher Aussprache vor: „Char-vát“.

Sir Henry: „What a strange pronunciation!“ Ich zuckte mit den Achseln und mit versöhnlichem Lächeln stimmte ich zu, mit ihm noch ein Gläschen Mateus Rosé zu trinken. Am Ende unserer Diskussion über die Tischweine sagte mir Sir Henry: „Would you give my best regards to professor Khervt and tell him from our meeting?“. Melancholisch nickte ich ihm zu und antwortete: „Certainly, I`ll do it“.

Gleich am zweiten Tag nach der Rückkehr nach Prag telefonierte ich mit der Klinik, um mit Professor Charvát zu sprechen. Ich stellte mich vor und sagte, dass ich mit dem Leiter der Klinik sprechen müsse. Mir antwortete eine junge Assistentin mit klarer Stimme: „Der alte Herr ist zurzeit nicht da, Herr Dekan, aber sie können...“ Durch den Hörer tönte eine donnernde Stimme: „Der alte Herr kommt schon, geben sie mir den Hörer!“ Ich stelle mich nochmals vor, richtete den freundschaftlichen Gruß von Sir Henry aus und erklärte, wie ich herausbekommen hatte, wer Professor Khervt sei.

Professor Charvát antwortete darauf gutmütig: „Es ist eigenartig, dass die lebenden Organismen so kompliziert und so schwer verständlich sind. Es wird wohl niemals gelingen, dass die Angehörigen verschiedener Völker die eigentlich identischen Buchstaben auf die gleiche Weise lesen werden. Ich bin in Böhmen Charvát, werde aber bei den Engländern immer Khervt bleiben. Sie haben das, Herr Dekan, mit ihrem Nachnamen Konta bei den Engländern einfacher... Auf jeden Fall danke ich Ihnen für die Übermittlung der freundschaftlichen Grüße, über die ich mich sehr freue.“ „Mich hat es ebenfalls gefreut“ bestätigte ich ihm nochmals am Telefon. Dann sagte ich mit einem Lächeln „Bei den Engländern mag das stimmen, aber wir in Böhmen haben auch Nachnamen, die erst durch glückliche Umstände zu unterschiedlichen Ehren gekommen sind.“ Dann ging ich wieder an meinen Tisch mit dem Polarisationsmikroskop und einer Reihe von Dünnschliffen, die ich noch bearbeiten wollte und sagte mir: „What a strange human society in contrast to stones and minerals!“

## Mein Bruder Pepa

Ich wuchs als der jüngste von drei Brüdern auf. Als kleiner Bube bewunderte ich meinen ältesten Bruder Pepa (geb. 16. Juni 1914 in Malá Skála bei Turnov, wo seinerzeit mein Vater als k.u.k. Gendarm diente). Noch bevor ich in die Grundschule kam, lehrte er mich das Fußballspielen. An den großen Wällen entlang des Schlosses zeigte er mir viele Kunststücke mit dem Ball, Schüsse mit dem rechten und dem linken Fuß, das rückwärtige Zuspiel, verschiedene Täuschungsbewegungen, den platzierten Schuss mit dem Vollspann und weitere Kunststücke mit dem Fußball. Er konnte mit dem Ball mehr als zehn Mal auf dem Kopf jonglieren. Ich bemühte mich, seinen Fähigkeiten nachzueifern, dieses gelang mir jedoch nur mit geringem Erfolg. Als ich etwa neun Jahre alt war, wurde ich zu seinem Trainingspartner. Wir gingen zusammen zum Training auf den ruhigen, breiten sandigen Weg hinter dem Schlosstor an den Schlosswällen, kaum 150 m von unserer damaligen Wohnung entfernt. Auf seine Anweisungen hin spielte ich Pepa den Ball aus verschiedenen Winkeln, flach oder halbhoch, schwächer oder stärker, zu und er schoss den Ball mit voller Wucht auf das Tor, das durch zwei Steine gekennzeichnet war. Wenn wir beide von diesem Training genug hatten, räumten wir die Steine wieder aus dem Weg und gingen langsam nach Hause. Wenn er nur kurz und noch schwer atmend sagte „Das machst Du gut, kleiner Bruder“, war das für mich die größte Auszeichnung.

Am liebsten gingen wir jedoch zusammen an die Doubrava zum Angeln. Pepa lehrte mich, verschiedene Köder herzustellen, die Haken richtig anzubinden oder mit Hilfe von Schleifpapier schön gefärbte Schwimmer aus Kork oder Gänsefedern zu basteln. An heißen Sommertagen jagten wir in den Untiefen unterhalb der Kirche mit der Hand oder mit Gabeln unter den Steinen kleine Quappen, was uns gut gelang. Wir nutzten sie dann wie auch andere kleinere Fische als Köder zum Angeln. Pepa und mein Vater zeigten mir alle Fischarten, die in der Doubrava in Žleby leben. Zu unseren bevorzugten Fängen gehörten der Aland und der Döbel, die Plötze oder das Rotauge, Barsche, einige Karpfen, der Hecht und der Aal, seltener Barben und Schleien. Zu den kleinen Fischen gehörten zum Beispiel Elritzen, Schmerlen, Stecklinge, der bereits erwähnte Quappe, der hauptsächlich unter den Steinen lebt und ganz kleine Stichlinge. Ich kenne die exakten zoologischen Namen der Fische nicht alle, aber sie sind sicher den lokalen Anglern gut bekannt.

Das Fleisch der Fische war in unserer Familie nur bedingt beliebt, vor allem bei meinem Vater und meinem Bruder Miroslav, auch wenn Miroslav nicht angelte. Meine Mutter aß Fische überhaupt nicht, auch

nicht zu Weihnachten. Wenn ich sie danach fragte, bekam ich zur Antwort: „Ich weiß einfach nicht warum. Ich kann es einfach nicht“. Auch wenn Pepa als Junge gern angelte, auf seinem Teller mussten keine gebratenen Fischstücke liegen. Zum Heiligen Abend bevorzugte er paniertes Schweineschnitzel mit Kartoffelsalat. Ich konnte Fisch gebraten, gegrillt, in verschiedenen Marinaden oder geräuchert essen, allerdings bevorzugte ich einfaches ländliches und fleischloses Essen, das vor allem Gemüse und Obst beinhaltete. Wenn ich aber mit einem schönen Fang vom Angeln nach Hause kam, bereitete meine Mutter diesen als Mittagessen oder als Abendessen zu und ich erklärte mich dann mit dem Vater und Miroslav solidarisch.

Pepa war in seinem gesamten Leben mit Körper und Geist ein Sportler. Im Sommer schwamm er gern und sehr gut in der Doubrava, sprang den Hechtsprung, entweder von einer alten abgebrochenen Erle in Korčice oder von den Felsen, bei denen die Hostačkovka am großen Wehr im Park einmündet. Als Leichtathlet schätzte er vor allem den Diskuswurf und den Speerwurf. Mit einigen Freunden warfen sie um die Wette, entweder im Park oder auf dem freien Fußballplatz – oft bis zum Sonnenuntergang. Während der Sommerferien betrieben sie im Park auf der kurz gemähten Wiese nahe der Schleuse am linken Ufer des Flusses oft vor zahlreichen Zuschauern Boxkämpfe. Pepa sagte mir einmal, dass er nur trainiere, um auch mal wirklich zu kämpfen. In Žleby galt er als vermeintlicher Nachfolger der seinerzeit bekannten Boxer Dempsey und Hrabák; auch Eda und Jan Rudolf, die wesentlich älteren Brüder meiner zukünftigen Ehefrau Helena zählten hierzu. Auf alten Fotos gibt es noch Abbildungen von Eduard und Pepa in Trainingshosen und mit Boxerhandschuhen an den Händen.

Alle diese Sportarten waren für meinen Bruder lediglich Ergänzungen zum Kraftaufbau. Pepa war vollständig dem Fußball verfallen. Er widmete ihm all seine freie Zeit und noch viel mehr. Es kam letztlich auch dazu, dass ihm unsere Eltern in der Zeit seiner Ausbildung an der höheren Wirtschaftsschule in Čáslav für ein Jahr das Fußballspielen verboten, damit er diese Ausbildung nicht abbrechen musste. Er war zu dieser Zeit ein guter, sehr beliebter und von den Mädchen bewunderter rechter Verteidiger des Sportklubs SK Žleby. Fußball war zu dieser Zeit fast ein Nationalsport und viele Bürger aus Žleby liebten ihn. Auf dem Sportplatz, erst beim „Kiefernwald“ und später „unter dem Apfelbaum“ ging es Sonntag nachmittags sehr lebhaft zu. Die Fans beider Geschlechter aus Žleby feuerten ihre Mannschaft auf dem Sportplatz an. Wenn der Mannschaft aber nichts gelang, fehlte es auch nicht an Pfiffen. Ich fühlte mich unwohl bei der Rohheit auf dem Platz und der Rüpelhaftigkeit bei den Zuschauern – diese aufgepeitschte Stimmung führte leider auch zu Schlägereien oder zu Übergriffen auf



den Schiedsrichter. Ich schätzte das gewitzte Spiel mit dem Ball, die schnelle Reaktion der Mitspieler und die besonderen Aktionen der Tormänner auf beiden Seiten des Platzes. Als ich schon in Rente war, erinnerte sich mein Schwager Jan Rudolf, einstmals mittlerer Stürmer bei SK Žleby, mit seinem herrlichen Humor an einige Fans, die bei Heim- und Auswärtsspielen als Zuschauer immer dabei waren, aber auch bei den sogenannten leidenschaftlichen Schlägereien. Das folgende Erlebnis hat mir den Fußball ziemlich vermiest.

Ich glaube, mein Bruder Pepa war damals achtzehn Jahre alt und ich zehn Jahre. An einem sonnigen Frühlingstag erklärte er mir an den großen Wällen des Schlosses, dass er nun zu einem großen Kampf los müsse. Er fragte mich, ob ich etwas für ihn erledigen könnte. Erfreut über sein Vertrauen, stimmte ich gern zu. Er sagte mir: „Jiří, Du weißt, dass mir die Eltern das Fußballspielen verboten haben. Ich habe unsere Eltern genau so lieb wie du, aber dieses Verbot kann ich nicht akzeptieren. Du weißt auch, dass unsere Eltern sehr betrübt wären, wenn ich dieses Verbot umgehe. Morgen am Sonntag muss ich aber auf dem Fußballplatz sein, es geht um ein sehr wichtiges Spiel“. Ich konnte keine Antwort geben, bevor Pepa fortfuhr: „Das Trikot, die Schienbeinschoner und die Fußballschuhe habe ich im kleinen Koffer in meinem Zimmer. Wenn ich am Sonntag nach dem Mittagessen von zu Hause weg gehe, wird es unmöglich sein, diese Dinge mitzunehmen. Ich muss sie zu Hause lassen. Ich habe hier in der Mauer neue Töppen vom Sportverein und benötige jemand, der mir diese auf dem Weg zum Sportplatz vorbei bringt. Er schaute sich vorsichtig um, stieg auf die aus Amphibolit bestehende Mauer des Schlosses nach oben und berührte an der Stelle, wo etwa zwei Steine fehlten, seine abgewetzte Aktentasche, die dort durch wuchernden Efeu gut geschützt war. Ich flüsterte nur noch: „Wo hast du denn aber Dein Dress und die anderen Sachen?“ „Darum musst Du Dich nicht kümmern, das wird alles im Haus von Blažejovský für mich vorbereitet sein. Falls wir uns auf dem Weg nicht treffen, bin ich bei ihnen“.

Pepa hatte die Aktion so perfekt wie möglich geplant. Als er am Sonntag nach dem Mittagessen das Haus verließ, sah ich meinen Vater, wie er sich davon überzeugte, dass Pepas kleiner Koffer mit den Fußballsachen in dessen Zimmer verblieben war. Zufrieden und mit einem Lächeln bot er mir an, dass ich nun auch ausgehen könne. Mit ein wenig kindlicher Angst und dem Bewusstsein, dass unsere Familienidylle einen Bruch erleidet, lief ich direkt zur Mauer des Schlosses, zog die Aktentasche heraus und nach der Übergabe der Töppen an meinen Bruder Pepa ging ich langsam in Richtung des Sportplatzes, dessen Zuschauerplätze bereits mit lärmenden Besuchern dicht gefüllt waren. Von diesem wenig erfreulichen und hektischen Fußballspiel erlebte ich

nur die erste Halbzeit. Ich hielt mich dann im Park am Wehr auf, setzte mich auf einen der zahlreichen großen Steine, sammelte eine Handvoll kleiner Steine und warf diese auf die glatte Wasseroberfläche. Ich beobachtete dabei, wie sie ins Wasser plumpsten, wie sich an der Wasseroberfläche kreisförmig ausbreitende Wellen bildeten und wie diese sich beim Zusammentreffen krümmten und aufhoben.

Irgendwie ahnte ich, dass das heutige Spiel für den Sportklub SK Žleby unheilvoll ausgehen wird und das ist auch so geschehen. Am Abend sagte mir Pepa traurig nur kurz: „Die Vrdaci (also der Sportklub SK Vrdu) haben uns überrollt“. Er saß in seinem Zimmer vor seinen Schulheften, die er auf dem Tisch ausgebreitet hatte. Ich sah, dass er erschöpft war und ihm die Kraft zum Lernen fehlte. Ich glaube, dass dieses Erlebnis und seine Fortsetzung der Beginn meiner kritischen Bewertung aller Falschheiten war, mit denen ich später unausweichlich zusammen traf.

Der Fußballklub SK Žleby hatte am Platz neben der Schule eine Informationstafel. Der Schriftführer des Klubs veröffentlichte die Spiel- und Trainingspläne, die Spielergebnisse und auch die namentliche Aufstellung der Spieler für das nächste Spiel am Sonntag. Pepa war sich der Gründlichkeit meines Vaters bewußt und nahm deshalb an, dass er den Aushang immer mal wieder kontrollierte, ob der Name seines erstgeborenen Sohnes nicht doch etwa in der Aufstellung für das nächste Spiel auftauchen würde. Deshalb wählte Pepa das Pseudonym „Garis“, unter dem er im Fußball von Žleby erfolgreich auftrat. Das Pseudonym stammte von der zweiten Hälfte des Namens Caligaris, einem berühmten Fußballer, der damals in der italienischen Nationalmannschaft spielte. Diese Finte gelang Pepa einige Monate. Mein Bruder Miroslav und ich erkannten den Träger des Namens Garis für den SK Žleby sofort, aber wir taten so, als ob wir von nichts etwas wussten. Alles platzte jedoch am Ende der Saison, als Pepa auf dem Fußballplatz verletzt wurde und er mit einem schweren Bluterguss am Knöchel kaum noch nach Hause hinken konnte. Er ging etwa vierzehn Tage an Krücken und fuhr mit dieser Verletzung den langen Weg nach Čáslav zur Schule und zurück, eine schmerzhafteste Strecke zur Schule. Morgens musste er gegen fünf Uhr mit dem ersten Zug fahren. Mutter legte ihm zu Hause regelmäßig den Verband neu an und erinnerte ihn dabei daran, dass er sich nun endlich seinem Studium in Čáslav widmen sollte. Dieses traurige Erlebnis hat mir den Fußball ziemlich verleidet. Ich fand Gefallen an anderen Sportarten, aber hierzu später.

Im Jahr 1934 machte Pepa sein Abitur an der höheren Wirtschaftsschule und bald danach wurde er für zwei Jahre zum Wehrdienst in der tschechoslowakischen Armee eingezogen. Sein Wehrdienst begann in Čáslav beim 21. Infanterieregiment. Zu dieser Zeit

lernte ich bereits am Gymnasium und nach der Schule brachte ich ihm manchmal ein Päckchen von unserer Mutter mit seinen geliebten Zwetschkenbuchteln oder Pflaumenkuchen in die Kaserne Prokop Holý. Als er bereits Zugführeranwärter geworden war, wussten auch die Wachen am Kaserneneingang immer, wo er gerade war und ich musste nicht mehr lange warten, so dass ich den Zug nach Hause nicht verpasste. Auf dem großen und schönen Hauptplatz der damaligen Bezirksstadt Čáslav sprachen mich manchmal Kameraden meines Bruders mit einem strahlenden und gutmütigen Lächeln an: „Schau mal, da ist der Konta, der Bruder des Josefs, unseres Kameraden aus der Prokop-Kaserne. Wir haben Dich sofort erkannt. Also Jirko, so heißt Du doch, vergiss nicht Deiner Mutter zu sagen, dass sie sehr gute Zwetschkenbuchteln und Pflaumenkuchen bäckt“. Als ich der Mutter diese Sprüche erzählte, antwortete sie mit tiefer Stimme und ironischem Ton: „Da bedanke ich mich, aber mich würde interessieren, ob sie auch Pepa je von den Kuchen ihrer Mütter haben kosten lassen“.

Die Berühmtheit der großen Buchteln unserer Mutter strahlte tatsächlich über das Umfeld unserer Familie. Sie hat sich sogar bis in das 21. Jahrhundert erhalten. Die Sommerferien verlebte ich in Žleby meist an der Doubrava mit den Kameraden aus meiner Kinderzeit, darunter mein Freund Fränzchen Dibelka (Prof. Dr. habil. František Dibelka, Stomatologe an der Karlsuniversität in Prag). Er fuhr von Prag aus regelmäßig in den Geburtsort seiner Eltern nach Žleby. Immer wenn wir uns nach dem Jahr 2000, seinem 80. Lebensjahr, in Prag trafen, vergaß er nie mit einer nostalgischen Stimmfärbung darauf hinzuweisen: „Junge, wenn ich mich an die schöne Zeit in Žleby erinnere, sehe ich auch immer die goldfarbenden gebackenen Zwetschkenbuchteln deiner Mutter, die sie uns noch lauwarm servierte, wenn wir als Jungs bei Regenwetter in Pepas Zimmerchen Karten oder Schach spielten. Die wunderbar weichen und süßen Buchteln sind mir so stark in meiner Erinnerung, so dass ich sie nie vergessen kann“. Wenn meine Mutter noch leben würde und dieses gehört hätte, gäbe es sicher einen humorvolle Kommentar wie: „Also hören sie mal zu, ob Sie nun Dozent oder Professor sind - bewundern Sie Frauen nur mit dem Magen? So etwas hätten Sie nicht sagen müssen, weil das jede kluge Frau ohnehin bereits weiß“.

Die Zeit zwischen den Jahren 1934-1939 war für den Aufbau einer eigenen Existenz ungeeignet. Die jungen Leute, die gerade die Ausbildung beendet hatten und diesen Schritt auch mit der finanziellen Unterstützung der Familie wagen wollten, spürten die Situation der abklingenden Weltwirtschaftskrise und der beginnenden militärischen Aufrüstung, die fast in ganz Europa stattfand. Im Süden tobte der Bürgerkrieg in Spanien mit hunderttausenden Gefallenen und

Gefangenen. Dort engagierten sich einige zehntausend Antifaschisten vor allem aus Europa und Amerika, die gegen die aufständische Armee des General Franco kämpften, die durch das nazistische Deutschland und das faschistische Italien stark unterstützt wurde. Nach Spanien gingen auch viele Antifaschisten aus Deutschland und Italien. In Deutschland kam nach der demütigenden Niederlage im 1. Weltkrieg und im Zusammenhang mit dem Aufbau einer modernen Armee, die nach Rache verlangte, nach einer demokratischen Wahl im Jahr 1933 der Nationalsozialist Adolf Hitler an die Macht. Hitler und seine staatliche Administrative, die mit deutscher Genauigkeit und Gründlichkeit auf einer Zukunftsvision, aber auch auf einer großen Verblendung aufgebaut wurde, hatte das Ziel, Schritt für Schritt das Dritte Reich aufzubauen. Hierzu gehörte auch die schnellstmögliche Liquidierung der Nachbarstaaten, zu denen auch die Tschechoslowakei gehörte. Nach dem Generalplan zur Ausweitung des Deutschen Gebietes sollte die Bevölkerung in Mitteleuropa teilweise eingedeutscht oder teilweise ausgesiedelt werden (die Tschechen nach Sibirien oder Patagonien). Auch war die Liquidierung eines Teils der tschechoslowakischen Bevölkerung in den Gefängnissen und den Konzentrationslagern vorgesehen.

Die Tschechoslowakei mit ihren etwa 15 Millionen Einwohnern war damals in Mitteleuropa die einzige demokratische Republik. Schrittweise wurden hier die Visionen von Tomáš Garrigue Masaryk und Eduard Beneš zu einer humanen und sozialen Demokratie umgesetzt. Diesen Herren ging es nicht nur um die nationale Befreiung und Demokratie, in der jeder Bürger gut leben konnte, sondern auch um die Arbeit und die Geschäftstätigkeit im Rahmen demokratischer Gesetze. Der Zusatz human und sozial sollte eine Solidarität darstellen, die eine egoistische und raffgierige Habgier ausschließt. Darauf hofften die meisten Bürger der damaligen Tschechoslowakei.

Zu dieser Zeit gab es für die Tschechoslowakei vor allem zwei Faktoren: die Zusammensetzung aus einigen Völkern und die geopolitische Situation. In der ersten Republik (ČSR) lebten seinerzeit fast zehn Millionen Tschechen und Slowaken, etwa drei Millionen Deutsche, etwas mehr als eine halbe Million Ungarn, im Osten hatten die sogenannten Karpaten-Russen ihr zu Hause und in Schlesien tausende polnische Familien. Aus Berlin steuerte die deutsche Propaganda einen bombastischen Plan bei, in dem die nazistische Administrative versprach, alles zu tun, um kurzfristig vertrauensvolle und begeisterte tschechische Deutsche zu gewinnen. Sicher hat hierzu auch die große Wirtschaftskrise in den Jahren 1929–1933 beigetragen, da in dieser Zeit das Leben der deutschen Bevölkerung in den grenznahen industriell geprägten Gebieten die höchsten Arbeitslosigkeitsraten aufwies.

Führende Politiker der (deutschen) Henlein-Partei, die vor allem im tschechischen Grenzgebiet aktiv waren, fuhren häufig nach Berlin, um dort an Beratungen teilzunehmen und Befehle abzuholen. Ergebnis dieser systematischen Tätigkeit waren zahlreiche Provokationen auf den Straßen, die häufig gewaltsam endeten, letztlich gab es auch gewaltsame Überfälle auf tschechoslowakische Wach- und Zollstationen. Dieser Druck stieg ab dem Jahr 1934 immer mehr an und ließ die Spannungen zwischen der deutschen und der tschechischen Bevölkerung in der Tschechoslowakei ansteigen. Die ungarische Minderheit in der Slowakei eignete sich schnell ähnliche provokative Methoden an, die die nationalen Empfindungen missbrauchten. Auf dem Schachbrett der Mächte wurde die Tschechoslowakische Republik zur kleinsten Figur, die man im Interesse stärkerer Staaten opfern konnte.

Demokratische Großmächte, die im 1. Weltkrieg gewonnen hatten, zogen sich unter dem Druck der faschistischen Diktaturen zurück. Die Regierungen in Frankreich und in Großbritannien waren auf einen weiteren Krieg nicht ausreichend vorbereitet und ihre Zustimmung zum schmachvollen Vertrag von München im Herbst 1938 war im wesentlichen ein Ergebnis der erschreckend brutalen Entschiedenheit der deutschen und italienischen Unterhändler. Dieser furchtbare Verrat schockierte die gesamte tschechische Nation. Von der anderen siegreichen Großmacht, der USA, wurde dieser Vertrag von München als „Verrat von München“ bezeichnet. Die unrühmliche und feige Aktion der in Europa verantwortlichen Politiker beschrieb *G.J. George in seinem Buch: They betrayed Czechoslovakia (1938)* minutiös. Edgar A. Mowrer fügte diesem Buch ein bewundernswert prägnantes Vorwort hinzu. Hierin verurteilte er unter anderem das Diktat von München und im Zusammenhang mit dem gesamten Vertragstext äußerte er im Namen aller vernünftigen Briten und Franzosen: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgend ein ehrenhafter Bürger in Frankreich oder Großbritannien diese Geschichte lesen kann, ohne zu erröten“.

Die rücksichtslose und fanatische Politik sowie die Propaganda der Nazis, die in den umliegenden Ländern seinerzeit betrieben wurde, entfesselte die Hölle auf Erden. Die deutschen Nationalsozialisten und deren revanchistische Aggressivität lagen schwer auf der Jugend, die glaubte, eine Pflicht zur Verteidigung zu haben. Die Deutschen selbst haben während des 2. Weltkrieges einerseits Millionen Männer im Kampf und hunderttausende Bürger durch die Bombardierungen und durch die Flucht von Menschen verloren. Weitere Deutsche starben während der langjährigen Gefangenschaft im Ausland oder erlitten Kriegsverwundungen. Es starben aber auch zahlreiche Menschen in den europäischen Ländern, in die die deutsche Armee einfiel – sie wurden massenhaft ermordet oder sie erfroren oder verhungerten. Die größten

Opferzahlen in Europa hatten Russland, Polen und Jugoslawien. Die Erinnerung an die mehr als sechzig Millionen getöteten Menschen mahnt Europa und die gesamte Welt an die nicht gerechtfertigte und furchtbare Aggression sowie die revanchistischen Gelüste der Staaten, die den 2. Weltkrieg begonnen haben. Falls heute einige Menschen das unendliche Grauen dieser Zeit vergessen oder sogar die Geschichte verfälschen wollen, verwechseln sie Aggressoren und Opfer und sie beschönigen die nazistischen Grausamkeiten, die als Bedrohung wieder auferstehen können und die sich sogar zu einer noch furchtbareren Apokalypse auswachsen kann.

In einer solchen Atmosphäre der fieberhaften Aufrüstung, dem Hass zwischen den Völkern, geschürt durch eine verbrecherische und aufstachelnde Propaganda, hinterhältiger Abkommen der Mächte über uns und dieser hoffnungslosen und verzweifelten Situation trat mein Bruder Pepa in das Leben der Erwachsenen ein. Als er bei der Armee seine Grundausbildung abgeschlossen hatte und als Unterleutnant der Reserve abgehen sollte, bot ihm ein leitender Offizier eine Verlängerung des Armeedienstes mit der Begründung an, dass in dieser schweren Zeit Absolventen benötigt werden, die sich mit Bodenarbeiten auskennen. Pepa nahm dieses Angebot an und wurde in eine Gruppe von Offizieren versetzt, die den Baufortschritt und die Kolaudation als Bauabnahmen von Betonfestungen an den Grenzen nicht nur in den tschechischen Ländern, sondern auch in der Slowakei (in Rimavská Sobota) realisierten. Aus Čáslav kommend kam er nun in das 2. Bataillon der Grenzschrützer nach Trutnov, wo sie häufig Ski fahren konnten. Dieses freute Pepa sehr und in den nahegelegenen Bergen fuhr er oft Wettkämpfe.

In dieser Stadt lebten überwiegend Bürger deutscher Nationalität. Den Mädchen im Ort konnte der sportliche und fesche Unterleutnant nicht verborgen bleiben. Schnell lernte er in Trutnov ein blondes und hübsches Mädchen namens Rita kennen, ein „Mädchen zum Anbeißen“. Ihre gegenseitige Liebe hatte aber ein grundsätzliches Problem. Rita war gut erzogen, optimistisch, freundschaftlich, sie sprach deutsch und tschechisch, aber sie war eine Deutsche. Nach einer Reihe von persönlichen Gesprächen zwischen den beiden und Besuchen bei der Familie kam Pepa zu dem Schluss, dass ihre deutsche Herkunft, das sehr selbstbewusst dargestellte Deutschtum und ihr Glauben an Hitler unheilbar überzogen waren. Der Vertrag von München, der am 30. September 1938 unterzeichnet wurde, hatte eine verblende Wirkung auf die Sudetendeutschen und eine blitzartige Wirkung in den Resten des beschnittenen Staates mit einer betäubend wirkenden nazistischen Propaganda – er bedeutete das Ende einer Liebe zweier junger schönen Menschen. Für Pepa bedeutete das für sein weiteres Leben eine

Odyssee im privaten Leben und Arbeitstätigkeiten voll von Umschwüngen, Überraschungen und Schwierigkeiten. Besonders glücklich war er als Rundfunk-Reporter beim Sender Hradec Králové und als Korrespondent der Tageszeitung *České slovo und Práce*, in denen er über Ereignisse in Ostböhmen berichtete. Obwohl er ein starker Raucher war, lebte er bis zu seinem 84. Lebensjahr (gestorben am 1. November 1998). Er wurde so alt wie unsere Mutter.

Nach der Trennung von Rita suchte Pepa lange eine Frau, bis er im Jahr 1941 die schöne Růžena heiratete – die Witwe eines jungen Fabrikanten in der Firma Fotochemie aus Hradec Králové. Sie war sieben Jahre älter als er und sie hatte ein Gefühl für das Familienleben, obwohl sie keine Kinder bekommen konnte. Sie fanden eine große Wohnung am rechten Ufer der Elbe in Hradec Králové, gegenüber dem Museum, das im Jugendstil erbaut wurde und sich auf der linken Elbseite befindet. Als unsere Mutter nach dem Tod meines Vaters (23. November 1953) das gemietete Haus aufgegeben und noch einige Zeit bei einer Frau Špacírová zur Miete gewohnt hatte, vereinbarte ich mit Pepa, dass sie zu ihm nach Hradec Králové in die Wohnung umziehen könne, wo sie ein eigenes Zimmer mit einem eigenen Eingang erhielt. Einen Winter zuvor nahm ich meine Mutter von Žleby zu mir nach Prag – in unsere ersehnte Wohnung mit einer Zentralheizung. Eigentlich gab es in unserer kleinen Wohnung mit zwei schulpflichtigen Kindern nicht ausreichende Zimmer. Vergebens versuchte ich im sozialistischen Prag eine geeignete größere Wohnung zu finden. Růžena bestimmte auf meine Bitte hin eine höhere Miete für das vermietete Zimmer, die ich ihr regelmäßig per Post bis zum Lebensende meiner Mutter schickte. Ich fuhr häufig zur Mutter nach Hradec. Eine Fahrt mit dem Schnellzug dauerte lediglich zwei Stunden. Als ich 1966 endlich in der Tschechoslowakei ein Auto kaufte, führte mich meine erste Fahrt mit dem Auto zu ihr nach Hradec Králové. Einige Monate später brachte ich sie in unseren Bungalow an der Talsperre Seč. In Prag hatte ich meine Mutter noch einmal, als sie zu einer vierzehntägigen Behandlung in der Klinik der Karlsuniversität am Karlsplatz bei Doc. Dr. med. Jiří Venta weilte. Diesen netten und anerkannten Arzt lernte ich im wissenschaftlichen Rat unserer Universität kennen, wo er als Prodekan die Mediziner und ich als Dekan die Naturwissenschaftlichen Fakultäten vertrat. Auf seine Empfehlung hin besorgte ich Serpasil, ein damals bei uns nicht verfügbares Medikament gegen Bluthochdruck. Dieses schickten mir regelmäßig und bereitwillig meine ausländischen Kollegen Leo van Wambeke aus Belgien und Robert Robertson aus Schottland. Beide waren eifrige Philatelisten und so konnte ich ihnen dafür Serien der häufig erscheinenden tschechoslowakischen Briefmarken schicken, die diese bewunderten. Meine Mutter starb am 20. Mai 1970 an einer

Lungenentzündung nach einem dreiwöchigen Krankenhausaufenthalt. Die Urne mit ihrer Asche stellte ich mit meinen eigenen Händen neben die Urne meines Vaters im Gemeinschaftsgrab auf dem Friedhof in Kukleny bei Hradec Králové – in Gegenwart von Pepa und Miroslav.

## **Mein Bruder Miroslav**

Mein Bruder Miroslav (geb. 8. Juni 1920 in Leština, Kreis Čáslav, einer weiteren Wirkungsstätte unserer Vaters als Gendarm) war mir vom Alter her der nächste, so dass wir als kleine Buben täglich zusammen waren und auch als Brüder auf dem Sofa im Empfangszimmer kleine Kämpfe ausfochten. Ich war stärker und angriffslustiger als er. Miroslav war sanfter und rücksichtsvoller. Er hatte eine friedfertige und kameradschaftliche Wesensart. Beim Haus an der Schlossstraße, etwa auf der Hälfte des Gartens mit den Pflaumenbäumen, hatte unsere Familie ein Stück Rasen mit einem Sandhaufen für die Kinder zum Spielen. Über die niedrige Mauer, auf die Vater einen Drahtzaun gebaut hatte, damit wir nicht darüber fallen könnten, beobachtete ich oft gemeinsam mit Miroslav das Gewimmel der Menschen unter uns auf den Höfen der Häuser in der Straße, die „V Engliši“ hieß. Während der Rübenenernte faszinierte uns hin und wieder der schwarze, manchmal auch gräuliche oder weißliche Rauch, der wie barocke Engel aus den beiden hohen Schornsteinen der Fabrik stieg. Auf dem flachen Hang vor dem Haus rodelten wir mit den anderen Kindern im Winter. An heißen Sommertagen nach kurzen Regenschauern stauten wir, barfuss und nur mit Turnhosen bekleidet, intensiv das abfließende Regenwasser in den seichten Rinnsalen. Den Damm für die kleinen Teiche bauten wir aus dem angeschwemmten Lehm. Der Wasserstand reichte uns manchmal bis zur Hälfte der Waden.

Als sich der Umkreis unserer kindlichen Welt erweiterte, begrüßte uns auch endlich das „Fels-Plätzchen“ am Ringplatz unterhalb der Schlossmauern. Jeder Bube aus Žleby, aber auch jedes mutige Mädchen eroberten ihn buchstäblich. In der Nähe der barocken Marienstatue, an den Ecken mit den ausgewachsenen, schattenspendenden, bisweilen zurückgeschnittenen vier Linden, spielten wir im Frühjahr mit Murmeln und Bohnen oder wir hopsten den Hampelmann, der auf dem Boden angezeichnet war. Irgendwann kam es zu einer intensiven Annäherung an den lokalen Zweiglimmergneis. Die Fundamente der Schlossmauer sind in den Gneisfels eingebunden. Glatte und schräge Flächen des Gesteins mit den glänzenden Glimmerschuppen haben eine Neigung von etwa 50 Grad nach Norden, also zum Hauptplatz hin. Barfüßige Jungen rannten mit Anlauf hier quer



nach oben und auch nach unten. Anfänger, zu denen auch Miroslav und ich bald gehörten, rutschten auf der glatten Gneisoberfläche auf dem Hosenboden nach unten. Das konnte natürlich kein Stoff lange aushalten. Unsere Mutter entdeckte bald die Ursache für die beschleunigte Abnutzung der rückwärtigen Seite der Hosen ihrer agilen Söhne. Auf unsere arglose Beichte hin machte sie sich bereit, mit uns das beliebte Rutschen vom Felsen zu besichtigen. Sie löste das Problem recht originell. Sie schlussfolgerte richtig, dass dieses neue Vergnügen dem Bedarf von Buben zur Selbstbestätigung diene und aus gesundheitlicher Sicht ungefährlich sei. Bei den ausgesonderten Teilen alter Bekleidungsgegenstände fand sie etwas, was sie als „nicht zerstörbaren Stoff“ bezeichnete. Sie nähte ihn mit der Nähmaschine auf den entsprechenden hinteren Teil unserer Hosen. Hierzu nutzte sie einen besonders widerstandsfähigen Faden und alle Flicker vernähte sie als viereckige Teile, so dass es an ein Kreuzworträtsel erinnerte. Die so ausgestattete Sommerbekleidung erhielt die Familienmarke „Hosen mit dem Kreuzworträtsel“. Die Mütter der anderen Buben aus dem Städtchen kamen bald nachfragen, wie sie diese „Hosen mit dem Kreuzworträtsel“ anfertige. Unsere Mutter freute sich bei diesen Instruktionen ungemein darüber, dass sie ein nicht zerstörbares Produkt genäht und zwei kleine „Dressmen“ vorführen konnte. Nach vielen Jahren, als wir beide schon in Rente waren und ich Miroslav in seiner kleinen Sommerwohnung in Žleby besuchte, begleitete er mich zu meinem Auto auf den Hauptplatz. Wir haben nie vergessen, wenigstens flüchtig über die glatte Fläche des Gneisfelsens zu streicheln und die kleinen Gruben in ihm zu kontrollieren, die sich damals einige Buben mit Hilfe eines Hammers herausgeschlagen hatten.

Nach der Grundschule ging Miroslav auf die vierjährige Bürgerschule in Žleby. Die Natur beschenkte ihn mit außergewöhnlichen handwerklichen Fähigkeiten, Phantasie und Erfindungsgeist. Als er etwa 12 Jahre alt war, baute er aus Holz und Pappendeckeln ein tragbares Puppentheater. Es hatte einen ausziehbaren und bemalten Vorhang, austauschbare Kulissen und aus Lindenholz ausgeschnitzte Puppen. Details der Gesichter waren mit farbigen Anstrichen betont, er schnitzte verschiedene Figuren und nähte Kleider, Mützen, farbige Tücher und Hüte. Ein wenig half ich ihm dabei auf seine Anweisungen hin. Alle Puppen waren beweglich und mit Drähten oder dünnen Schnüren für alle Finger beider Hände des Puppenspielers versehen – er konnte so den Kopf, die Arme oder die Beine der Puppen auf der Bühne bewegen. Irgendwann beschaffte sich Miroslav kurze gedruckte Märchen, deren Texte er schnell auswendig lernte und die er mit dem Puppentheater aufführte. Er konnte außergewöhnlich gut seine Stimmlage verändern. Überzeugend sprach er den Kasper, die Prinzessin, den Prinz und

den König, den Zwerg, den Räuber, den einfältige Hans, den Wassermann, den Jäger, den Müller, das Rotkäppchen und den Wolf, den Teufel und den Beelzebub. Er hatte seine eigene kleine Werkstatt im Holzschuppen auf dem Hof, wo es ein Lager für Werkzeuge und allerlei notwendige Materialien wie Leim, Farben, Schmirgelpapiere, Glasscherben zur Bearbeitung des weichen Lindenholzes, biegsame Drähte, Nägel und Schrauben gab. Er nutzte für das Puppentheater schon eine künstliche Beleuchtung aus kleinen, unterschiedlich gefärbten Glühbirnen, die durch eine Trockenbatterie gespeist wurden. An den Abenden im Herbst und im Winter spielte er bei uns zu Hause für die Kinder des Städtchens. Die strahlenden Augen und der Applaus der Kleinsten aus Žleby waren seine wertvollste Belohnung.

Ein guter Freund aus unserer Kinderzeit war Lád`a Loukotka, ein Bub in unserem Alter. Gemeinsam mit ihm und anderen Jungs spielten wir oft am Fluss, auf dem Ringplatz, im Park oder an den Wällen. Er hatte eine sechs Jahre jüngere Schwester Květuška – Blümchen. In deren Haus spielte Miroslav auch für weitere Kinder das Puppentheater. Lád`a und ich halfen meinem Bruder, die wichtigsten Teile des Puppentheaters aus der Schlossstraße in dieses Haus zu bringen, in dem Herr Loukotka eine Fleischerei betrieb. Ich denke, dass bei der innig erlebten Begeisterung von Květuška und den anderen anwesenden Kindern, ihrem Jauchzen, Lachen und auch ein wenig Traurigkeit, die die Vorstellungen belebten, mein Bruder Mirek<sup>(1)</sup> größte Freude empfand. Gemeinsam mit Lád`a mussten wir bekennen, dass immer dann, wenn Miroslav mal eine Weile weg ging und wir versuchten, dem jungen kritischen Publikum etwas von unseren Künsten des Puppenspiels vorzuführen, wir laut korrigiert oder unsere Sätze ergänzt wurden, da sich die Kinder an die meisterhaften Vorstellungen von Miroslav wortwörtlich erinnerten. Unsere kurzen Theatervorstellungen wirkten manchmal so, dass sich die lachenden Kinder auf dem Fußboden wälzten. Schließlich bekam auch ich mit, dass die während des Getümmels eingetretene Frau Loukotková während unserer kulturellen Puppenspiel-Vorführungen im Hintergrund stehend laut über uns lachte. Wenn Mirek in den Raum zurück kam, herrschte dagegen sofort eine vollständige Stille. Leise und ein wenig tadelnd reagierte er auf unsere kleinen Zuschauer mit den Worten: „Jiří und Lád`a – ich danke Euch dafür, dass Ihr die Pause ausgefüllt habt, aber nun liebe Kinder, nun geht es weiter“. Alle Kinder und Erwachsenen bedankten sich mit aufrichtigem Applaus für diese Worte.

Miroslav liebte vor allem Wintersportarten. Er lief gern Schlittschuh, spielte Eishockey, fuhr Ski und rodelte. Er war im Vergleich zu den anderen Jungs abgehärtet und seine tatkräftigen Hände waren immer warm, auch bei starkem Frost. Ich bewunderte seine musikalische

Begabung, also sein Spiel auf der Geige, der Mandoline und auf der Gibson-Gitarre <sup>(2)</sup>, die er sich von seinem ersten Gehalt als Lehrling der Zahntechnik gekauft hatte. Den Grundkurs des Violinenspiels, die Ševčík-Schule <sup>(3)</sup> absolvierte er bei dem dortigen Kapellmeister Herr Arient. Er spielte auch im kleinen Streichorchester unter seiner Leitung bei kulturellen Aktionen oder Feierlichkeiten in Žleby. Er lernte schnell Noten zu lesen und zu schreiben, besorgte sich Literatur zur Harmonielehre, schrieb vierstimmige Kompositionen für seine vierstimmige Sängergruppe (*die Füchse von Žleby*), die er mit seiner natürlichen Autorität leitete. Er selbst sang dort die zweite Stimme. Für mich waren Noten immer rätselhaft, auch wenn ich melodische Musik liebe. Später wurde ich dennoch in das Gesangsquartett von Miroslav als vierte Stimme, also als Bass, aufgenommen.

Seine besonderen handwerklichen Fähigkeiten, mit denen er schöne, nützliche und überraschende Dinge schaffen konnte, die damals bewundernswerte Werke waren, brachten Miroslav zu seiner Berufung. Nach Abschluss der vierjährigen Bürgerschule ging er beim Dentist Oldřich Žizka in Žleby in die Lehre. Nach einigen Monaten ermöglichte Vater ihm jedoch eine Lehre in einer besser ausgestatteten Zahnarztpraxis in Kutná Hora. Von dort aus ging Miroslav zum bekannten Dentisten Františel Netopil und lernte hier den Beruf des Zahntechnikers. Obwohl er dort in Kutná Hora bereits seit seinem fünfzehnten Lebensjahr lebte, fuhr er häufig nach Hause, da die Kosten und der zeitliche Aufwand hierfür günstig waren. Durch seine Geschicklichkeit und seine Arbeitsamkeit konnte er sich bereits als Lehrling einiges dazu verdienen. Bei uns und bei unseren Nachbarn konnte er auf bewundernswerte Weise Wand- und Tischuhren verschiedener Fabrikate auseinander nehmen und wieder zum Laufen bringen. Im Frühjahr konnte keiner der Jungen aus Žleby schöne Ostergerten aus frischen Weidenruten mit einem zierlichen Griff so gut flechten, wie unser Miroslav.

Zu Beginn des 2. Weltkrieges, als Miroslav neunzehn Jahre alt war und sein Diplom als Zahntechniker schon hatte, beschaffte er notwendige Bestandteile für Vaters Radio mit Kopfhörern, das sogenannte Kristallradio, das per Hand über einen flexiblen spiralförmigen Draht zu bedienen war, der sich über einem Galenit-Kristall befand. Während des Krieges, also während der Besatzung der von Hitlers Deutschland eroberten Länder und während der Zeit des Protektorates, war dieses Radio mit den Kopfhörern sehr hilfreich, weil das Abhören ausländischer Stationen aus London oder Moskau streng verboten war und unter schlimmen Strafandrohungen stand. Das Kristallradio meines Vaters befand sich in einer kleinen Schuhschachtel, es war damit kaum sichtbar und es war nicht nach außen hörbar. Für

den Fall, dass unvorhergesehener Besuch kam, konnte der spiralförmige Draht blitzartig verstellt werden, so dass das Radio ausgeschaltet war oder auf die Sendestation Prag umgestellt wurde. Vater saß zur Zeit des beginnenden Weltkrieges – dem bereits zweiten großen Krieg in seinem Leben - jeden Morgen und Abend am Radio und hörte unter den Kopfhörern angespannt die Nachrichten. Noch heute erinnere ich mich an seinen Anblick, als er am Tisch unter dem Fenster, das zum Hof führte saß, wo sich das Radio befand und mit einer Hand heftig den Kopfhörer abnahm und mit gedämpfter Stimme sagte: „Deutschland hat die Sowjetunion angegriffen. Das wird das Ende von Hitler“. Der furchtbare totale Krieg dauerte zwar noch vier lange Jahre, die vom Vater mit erregter Stimme getroffene Vorhersage war aber letztlich zutreffend. Niemand von uns ahnte damals, was die tschechische Nation und unsere Familie in den nächsten Jahren erleben und aushalten werden müssen.

Nach seiner Lehre, etwa im Jahr 1937, wurde Miroslav Angestellter bei Josef Valenta, einem Dentisten in Zábouř nad Labem. Von hier aus gelang es ihm am 1. Oktober 1940 in das geliebte Žleby zurückzukehren. Hier arbeitete er wieder im zahntechnischen Labor des Herrn Žižka bis zum 25. November 1942. Danach wurde er auf Befehl der okkupierenden deutschen Besatzungsmacht nach Deutschland zur Zwangsarbeit gebracht. Er kam nach Dresden in das Zahntechnische Labor Otto Müller, wo er vom 26. November 1942 bis zum 5. August 1943 arbeitete. Bei den hier versklavten Fachleuten aus Europa waren Franzosen in der Mehrheit. Nach nicht mal einem Jahr der schlecht bezahlten Arbeit wurde Miroslav von der Gestapo am 6. August 1943 wegen der Unterstützung von Kriegsgefangenen in Deutschland verhaftet. Nach einigen Monaten mit schlimmen Verhören wurde er in den ersten Tagen des Novembers 1943 in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert. Von hier aus wurde er in das Kommando Salzbergwerk Billroda geschickt, wo er einen schweren Schaden am rechten Auge erlitt, als ihm ein Kapo mit einem Stück Salz auf das Auge schlug. Nach seiner Rückkehr nach Hause behandelte er lange die beschädigte Netzhaut; das rechte Auge erblindete jedoch im Alter. Aus dem Konzentrationslager Buchenwald kam Miroslav Ende Mai 1945 nach Žleby zurück.

Nach der Befreiung arbeitete Miroslav einige Jahre in den Laboratorien der Zahnärzte Dr. Rybáková und František Netopil in Kutná Hora und ab dem März 1949 bis zum August 1963 am Bezirksinstitut für Gesundheit in Hradec Králové als Zahntechniker. Ab September 1963 bis weit nach seinem Eintritt in das Rentenalter im Jahr 1992, bildete er Schüler an der berufsausbildenden Mittelschule in Hradec Králové als Zahntechniker aus. Miroslav kümmerte sich immer geradezu zärtlich um

die Gebisse aller Familienmitglieder. Wenn jemand schnelle, hochwertige und schmerzfreie Zahnbehandlungen benötigte, fuhr man zum Bruder, dem Schwager oder Onkel nach Hradec Králové – und immer mit dem Wissen, dass man eine bessere Behandlung nicht finden kann.

Miroslav konnte zudem wunderbar schreiben – seine seltenen Briefe sind voller Humor, Freundschaft und Liebe. Etwa ab seinem zwanzigsten Lebensjahr malte er mit Aquarellfarben und nahm auch an Ausstellungen für Amateure teil. Nach dem Tod seiner Ehefrau Hedvika, geborene Seidlová aus Žleby, musste er noch etwa acht Jahre an Krücken gehen, damit er das Gleichgewicht halten konnte. Seine einzige Tochter Ing. Ivana Kontová, eine Architektin als Absolventin der Technischen Hochschule Prag - eine verheiratete Kubínová - kümmerte sich um ihren Vater bis zu seinem Tod. Miroslav war in seinem letzten Jahr trotz der sehr guten Pflege durch die Ärzte und die Krankenschwestern im Fakultäts-Krankenhaus in Motol an das Krankenbett gefesselt. Ivana besuchte ihn dort fast jeden Tag. Immer wenn mein Bruder anrief, sprach er liebevoll von ihr und wollte sich nie beschweren. Seine größte Freude waren und seine größte Liebe gehörte seinen Enkelkindern – Jitka Kubínová, Studentin der Architektur, und Martina Kubínová, die an der landwirtschaftliche Hochschule in Prag studierte. Ich weiß, dass sie sich an ihren Großvater immer in Liebe erinnern. Miroslavs Leben endete am 11. September 2009, drei Monate nach seinem 89. Geburtstag.

## Erste starke Eindrücke

Als ich an einem Februarmorgen zu Hause geboren wurde (15. Februar 1922 in Žleby), lag angeblich alles unter einer weißen Schneedecke und einige spärliche Flocken fielen den ganzen Tag langsam auf die Erde. Bei meiner Geburt assistierte die lokale Hebamme, Frau Kořínková. Hiervon hat mir meine Mutter vor dem Einschlafen abends mehrfach erzählt. Ich erinnere mich, dass ich um ihre zärtliche Erzählung immer wieder gebettelt und gebeten habe, so wie sie mir auch immer wieder aus einigen meiner beliebtesten Märchen vorlesen sollte. Mutter wurde dabei immer leiser und sie zählte die fallenden weißen und weichen Schneeflocken. Das ähnelte dem Schlafmärchen, bei dem die Schäfchen nacheinander über einen schmalen Steg laufen mussten und das einschlafende Kind auf das letzte Schäfchen warten musste. Das waren schöne Bilder, die ich verstand und denen ich vertraute. Etwa nach der zehnten gefallenen Schneeflocke schlief ich angeblich meist schon friedlich.

Während des Schreibens meiner Lebensgeschichte und den Erinnerungen an so viele liebe Menschen, die das Schicksal mir vergönnte kennenzulernen oder sogar mit ihnen zusammen zu leben, wurde mir immer mehr bewusst, welche Vielfalt an Faktoren das Leben eines jeden einzelnen Menschen steuert. Einige dieser Faktoren sind gesetzmäßig und unausweichbar. Hierzu gehören die Herkunft, die Vererbungen, die Zeit, in der man geboren wurde, die Umgebung und ihre Geschichte, unsichtbare Kräfte der näheren und weiteren Umgebung, die Erziehung und die Ausbildung. Andere Faktoren können meist zufällig sein, zum Beispiel das Zusammentreffen mit anderen Menschen und deren positive oder negative Beeinflussungen in verschiedenen Lebensabschnitten, eine Kindheit ohne Tiere, Bäume, Sträucher, Früchte und Blumen oder im Gegensatz dazu mit Viren und weitere Mikroorganismen, mit denen ein Zusammentreffen unberechenbare Folgen haben kann, aber auch mancherlei körperliche und geistige Unfälle. Alle diese Faktoren waren in meinem Leben, und es könnten möglicherweise noch weitere hinzukommen, irgendwie von Bedeutung.

Meine ersten starken Eindrücke, die ich mit Kindern und Erwachsenen außerhalb unserer Familie hatte, stammen aus dem lokalen Kindergarten. Ich las später, dass der Kindergarten sich stufenweise ab 1836 als Verdienst des Fürsten und der Fürstinnen von Auersperg entwickelte. Hier wurden die Kinder durch eine kleine Gruppe von Nonnen, leider ist mir der Namen des katholischen Ordens entfallen, betreut. Täglich von Montag bis Samstag kümmerten sich hier zwei oder drei Schwestern um einige Dutzend Kinder. Bekleidet in ihren langen

schwarzen Kleidern, die den Boden fast berührten und die bei der Arbeit mit dunkelblauen Schürzen gegen Verschmutzungen geschützt wurden, bewegten sich die Schwestern behend, leise und waren immer bereit, zu helfen. Die anderen sichtbaren Teile ihrer Kleidung waren weiß oder schwarz. Das große eingeschossige Gebäude des Kindergartens mit einem angrenzenden Hof und einem kleineren Garten befand sich unweit des Parks bei der scharfen Kurve der Landstraße, die vom Ortsteil Kopec, also Anhöhe, in das Städtchen führte. Es gehörte zum ausgedehnten Besitz der Herrschaft Auersperg. Gleich nach dem 2. Weltkrieg wurde dieses große Haus zum Sitz des Amtsarztes. In der Zeit meiner Kindheit bekam hier jedes Kind kostenlos eine Vespermahlzeit, also den üblichen Viertelliter warmer Milch oder Kakao mit einem Brötchen oder einem Hörnchen. Alle Kinder, die fleißig den Kindergarten besuchten, freuten sich auf die Weihnachtsfeiertage und die Geschenke. Jeder erhielt auf Kosten des Fürsten einen neuen langärmeligen Pullover für den Winter und die Kinder, deren Eltern in einem fürstlichen Betrieb arbeiteten, also vor allem im großen landwirtschaftlichen Gut, noch zusätzlich ein Paar lederne Schnürschuhe. Sie gefielen uns sehr, aber für andere Kinder waren diese leider nicht zugänglich.

Die meist recht jungen Schwestern, aber auch ihre meist strenge Vorsteherin waren sehr herzlich. Ihr freundliches Wesen und ihre liebevolle Sprache sowie ihr Arbeitseifer beindruckten mich sehr. Im großen Gemeinschaftsraum, der Fenster zum Hof hatte, lernten wir gemeinsam Beten, das Singen und das Rezitieren und auch das Spielen in unserem Kindertheater. Beim Beten und beim Singen standen wir, aber sonst saßen wir meist an den langen dunkelgrünen Schulbänken – die Hände pflichtgemäß auf der Tischoberfläche gerade liegend. Im Winter zupften wir aus Abschnitten und Resten von Stoffen Büschel aus Fäden von Wolle oder Baumwolle. Danach kam eine Nonne und sammelte die kleinen gerupften Garnhäufchen in einen Sack ein, lächelte die Kinder mit den größten Häufchen Garn freundlich an und dann durften wir alle über die Bänke hinweg sprechen, lachen und auch mal niesen. Die von unseren Kinderhänden gezupften Garne dienten den Nonnen als Füllmaterial für Kissen oder in figürlichen Spielzeugen und in Schmuckgegenständen. Sie stellten diese Erzeugnisse für verschiedene karitative Zwecke zur Verfügung. Im Sommer lehrten sie uns, aus Papier – zum Beispiel alten Zeitungen – Mützen gegen den Sonnenbrand oder verschiedene Tiere zu basteln, die wir dann auf größeren Karton aufklebten. Beliebt waren auch kleine Schiffe aus festem Papier, die wir auf den Wellen im großen Waschbecken fahren ließen. Bei gutem Wetter spielten wir auf dem Hof in einem Sandhaufen mit Spielzeug, das wir aus einem großen Holzschuppen herbei brachten und das nach seiner Reinigung immer brav in Reihe und Glied nach den

Vorgaben der Schwestern wieder aufzustellen war, was diese auch überwachten.

Wie die meisten Kinder im Alter von fünf oder sechs Jahren wollte ich zu Hause oder im Kindergarten oder von den anderen Kindern erfahren, wie ein Mensch auf die Welt kommt. Fast überall gab es damals von den Erwachsenen zu hören, dass die Buben vom Storch und die Mädchen von der Krähe gebracht werden. Die Schwestern erwiderten uns auf solche Fragen gewöhnlich: „Wir sind alle Kinder unseres Herrn. Alles Leben und alles nicht belebte auf dieser Erde stammt vom Herrgott“: Eines Tages, als Vater auf Arbeit und Pepa und Mirek in der Schule waren, wandte ich mich geradewegs an meine Mutter, die gerade das Mittagessen zubereitete, mit der Frage: „Mutti, kannst Du mir mal ehrlich, aber auch wirklich wahrhaftig sagen, wie ein Mensch auf die Erde kommt? An den Klapperstorch und die Krähe glaube ich einfach nicht. Ich wurde ja nun im Februar geboren. Die Störche und die Schwalben sind wie alle Zugvögel in wärmere Gebiete geflogen, weil sie hier sonst erfrieren würden. Die Buben, bei denen letztens ein Kind zu Hause geboren wurde, haben mir von der Hebamme Frau Kořínková und ihrem Handkoffer erzählt“. Ich saß am Tisch in der Küche, Mutter wurde ernst, schob die Kochtöpfe an den Rand des Herdes, setzte sich zu mir, umarmte mich und sprach dann langsam: „Mein kleiner Jiří, ich weiß, dass Du Dir über Deine Geburt viele Gedanken machst. Das ist für jede Mutter ein großes Wunder der Natur. Jede Mutter trägt ihr Kindchen im Bäuchlein unter dem Herzen. Wenn das Kind dann geboren wird, muss eine Hebamme oder ein Arzt dabei sein. Und merke Dir: das Tragen eines Kindes unter dem Herzen ist ein unglaubliches Glück, verbunden mit einer großen Liebe und es ist das stärkste Band der Welt, das Band zwischen der Mutter und dem Kind“. Derartige bisher nicht gehörte geheimnisvolle Worte und Erklärungen beeindruckten mich sehr stark. Ich spürte, dass die Erkenntnisse die Wahrheit waren, die ich hören wollte. Diese wundervollen und liebevollen Worte habe ich nie vergessen.

Heute, nach mehr als achtzig Jahren, mag diese kleine Episode aus meiner Kindheit dem modernen Leser als recht veraltet erscheinen. Aber unsere Welt war damals so und deshalb schreibe ich dieses zur Erinnerung an unsere Generation auf. Die Welt ist leider auch voller Missverständnisse, Streitigkeiten und Kämpfe. Bald nach dem denkwürdigen Gespräch mit der Mutter verriet ich einigen Buben aus dem Städtchen – mit dem guten Gefühl, sie aufklären zu können – das Geheimnis der menschlichen Geburt. Das wurde zum Stein des Anstoßes. Als ich mit anderen Kindern zum Hauptplatz zum Spielen kam, riefen mich einige Mütter zur Bank an der Statue der Heiligen Maria, wo diese sich gewöhnlich unterhielten. Drei oder vier Frauen



umringten mich und unterhalb dieser Statue unterzogen sie mich einem Kreuzverhör: „Jiří, was hast Du Dir erlaubt, unseren Kindern zu erzählen! Woher weißt Du denn das? Wer hat Dir das gesagt? So darfst Du auf keinen Fall mit einem unserer Kinder sprechen. Warte nur, wir werden über Dich im Kindergarten berichten...“. Ich wollte jedoch diesen Dummheiten, Bosheiten und dem Kreuzverhör nicht mehr zuhören. Ich biss die Zähne fest zusammen, warf mich gegen die Mauer ihrer Körper, um diese durchstoßen zu können und flüchtete nach Hause. Mir wurde klar, dass es keinen Sinn machte, mich zu Hause jemandem anzuvertrauen. So schnell, wie sich die Situation aufgeschaukelt hatte, flaute sie auch wieder ab. Die Spiele der Kinder fanden in der gewohnten Intensität auf dem Hauptplatz statt und ich spürte einen verstärkten Respekt der Buben und auch durch deren Eltern. Vielleicht hatten sich diese Frauen später ein wenig geschämt.

Die alte Schule am Hauptplatz und den Trubel vor ihr sah ich fast jeden Tag. Ich beobachtete neugierig, wie die Schüler zur Schule hineinströmten und kurz nach Mittag herauskamen. Im September 1928 wurde auch ich endlich eingeschult. Durch die Gespräche in meinem Elternhaus kannte ich alle Buchstaben und Zahlen bereits mit sechs Jahren, also kurz vor meiner Einschulung. Hierzu hatten meine beiden älteren Brüder beigetragen. Mein Vater hatte mir bereits geduldig das Lesen von geographischen Karten beigebracht, die er bisweilen im Wohnzimmer ausbreitete. Sehr bald hatte ich von ihm erfahren, dass unser Planet Erde im All um die Sonne kreist und dass die Landmassen auf der Erde von noch größeren Ozeanen umgeben sind. Dieses faszinierte mich sehr stark. Ich erinnere mich gut an meinen ersten Lehrer, Josef Prchal, der mich auf der Grundschule in Žleby in der ersten Klasse unterrichtete. Er war jung, schlank und ein väterlicher Freund, bei den Bürgern aus Žleby und deren Kinder war er sehr beliebt. Er begann seine Tätigkeit in unserem Städtchen am Rand des Eisengebirges kurz nachdem er seine Ausbildung am Lehrerbildungsinstitut abgeschlossen hatte. Viel später erfuhr ich von ihm, wie ich ihn im Unterschied zu den anderen Schülern unerwartet überraschte. Gleich am ersten Schultag während einer kurzen Pause trat ein eigentlich einfacher Bub mit einer Igelfrisur und hellbraunen Augen direkt auf ihn zu und begann ein Gespräch: „Herr Lehrer, die Erde bewegt sich um die Sonne und dabei dreht sie sich auch noch! Sie dreht sich und deshalb gibt es Tag und Nacht auf der Erde.“ „Na gut, aber woher weißt Du denn das?“. „Na aber doch von meinem Vater.“ „Und wie heißt Du denn?“ Ich antwortete schnell „Jiří Konta, Schlossstraße 120“, so wie es mir meine Eltern gelehrt hatten. Der Lehrer Herr Prchal erzählte mir diese Geschichte, als ich bereits an der Naturwissenschaftlichen Fakultät in Prag studierte und wir uns an einem Sonntag Vormittag auf dem Hauptplatz von Žleby an

der Post trafen – zu dieser Zeit fuhr ich häufig von Prag aus nach Žleby zu meinen Eltern. Ich vergesse auch nicht seine Fähigkeit, mit der Sprache und Worten umzugehen, als er mich mit unverhohlenem Interesse fragte: „Jiří, ich habe gehört, dass Du Dich für Helenka Rudolfová interessierst?“ „Ja ich mag sie sehr gern.“ Seit dieser Zeit fragte er mich immer, wenn wir uns mal trafen, mit einem freundschaftlichen Lächeln: „Die Erde dreht sich und wie geht es Dir, Jiří?“ Er besuchte mich im Studienjahr 1960/1961, als ich Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität war, um mir zu gratulieren. Unser letztes Treffen fand im Juni 1967 in meinem Arbeitszimmer in der Fakultät statt. Zuvor hatte er mich angerufen und angefragt, ob ich einem seiner Freunde helfen könne, dessen Sohn darüber nachdachte, Biologie zu studieren und der mehr Informationen über die Inhalte des Studiums und die Aufnahmeprüfung benötigte. Zu dieser Zeit war mein erster Lehrer bereits Schulinspektor und erfolgreicher Autor eines Buches über die Natur, das vor allem für Kinder gedacht war. Er brachte mir sein Buch „Mutter Čiryk“ über das Rebhuhn und seine Kinder mit. Zum Abschied sagte er mir, dass er sich an Žleby oft und innig erinnert, vor allem an die Schulkinder, unter denen ich die erste Stelle einnahm, an das Angeln in der Doubrava und daran, dass er sich immer vorgestellt hat, dass ich irgendwann so leben und arbeiten könne wie jetzt.

Im Jahr 1929 gab es in Böhmen und in Mähren einen lang anhaltenden und furchtbaren Winter. Die Temperaturen sanken stellenweise auf bis zu - 42° C. Der Röhrbrunnen auf dem Hauptplatz von Žleby war schnell eingefroren. Trinkwasser musste mittels Kannen aus einigen weit entfernten Höfen beschafft werden, die über Schachtbrunnen mit Isolationen aus Stroh und Sackleinen verfügten. Brauchwasser zum Waschen und für die Wäsche holten sich die Menschen aus dem Fluss in Fässern oder in anderen großen Gefäßen sowie mit kleinen Wagen oder mit dem Schlitten.

Pepa, damals bereits 15 Jahre alt, holte meist allein Wasser aus dem Fluss. Er hatte dabei den Bottich meist nur halb gefüllt. Einmal sagte er uns, dass er mehr Wasser holen könnte, wenn wir ihm beim Transport ein wenig helfen würden. Draußen fror es furchtbar, aber Miroslav und ich erahnten, dass diese Aufforderung zur Hilfe zu einem Abenteuer werden könnte. Wir mussten uns ordentlich warm anziehen. Pepa band uns wollene Schals um den Hals, auf den Kopf setzten wir uns eine Fellmütze mit Ohrenklappen und an den Händen hatten wir alle Daumenhandschuhe, die Mutter aus Wolle gestrickt hatte. So bekleidet liefen wir auf dem weißen gefrorenen Schnee los. Mit leichtem Trab zogen wir den Schlitten, auf dem der Holzbottich mit zwei Handgriffen stand und der fest mit Seilen angebunden war, zu Hause nannten wir

diesen Holzbottich „standlík“. Dann liefen wir hinunter zum Fluss an eine Stelle unterhalb der Kirche, wo die Strömung sehr schwach war. Die winterliche Doubrava überraschte uns durch ihre Stille und Unbeweglichkeit. Die Stromschnellen waren nicht mehr erkennbar, weil der Fluss weitgehend bis zu seiner Sohle gefroren war. Die Stromschnellen waren zu weißen und scheinbar aufgeschütteten Eissplittern umgewandelt, die fast ohne fließendes Wasser waren. Unsere Schuhe zertraten diese Eissplitter bis zum kiesigen Grund des Flusses. Lediglich am linken Flussufer gab es einige tiefere Gruben, die im Sommer beim Abbau von Sand ausgehoben worden waren. Pepa entnahm aus dem Bottich eine Axt und nach dem Aufschlagen des Eispanzers schöpfte er von hier Wasser mit einem Blechtopf in den Bottich. Miroslav hielt dabei den Schlitten im Gleichgewicht und ich, vollständig beschäftigt mit den Eisformen an den Stromschnellen, trat plötzlich auf etwas Glattes. Ich beugte mich nach vor, ergriff das Stück und verkündete siegesgewiß: „Ich habe einen großen Fisch.“ Er war fest und als Stück gefroren. Pepa schaute sich den Fisch an und sagte: „Prima, es ist eine Barbe, die sicher mehr als ein halbes Kilo wiegt. Wir wissen aber nicht, wie lange sie hier schon liegt, so dass das Fleisch bereits verdorben sein kann. Wir lassen den Fisch hier, ausgehungertes Wild oder Krähen werden sich um ihn kümmern.“ Dann fuhren wir mit fast vollen Bottichen nach Hause. Mirek und ich zogen den Schlitten, Pepa hielt von hinten mit seinen Händen das Gleichgewicht und bergauf schob er mit. Als wir kurzzeitig anhielten, um mal den Rücken zu strecken und um die Ladung zu kontrollieren, bildete sich bereits auf der Oberfläche des Wassers in dem Bottich eine dünne Eiskruste, die während der Fahrt immer wieder zerbrach.

Noch bevor wir zu Hause ankamen, waren die Außenwände und die Griffe des Bottichs mit Eis überzogen, das sich aus dem plätschernden Wasser sehr schnell auskristallisierte. Diese Ladung brachten wir mit dem Schlitten schnell in das Vorzimmer, wo es einen steinernen Fußboden gab. Wir froren bereits furchtbar an den Füßen und den Händen und deshalb kommandierte Pepa: „Lauft schnell in die Küche, sofort Schuhe und Handschuhe ausziehen und reibt euch alle Zehen warm. Dann mit beiden Händen die Haare durchkämmen und scheut euch nicht, kräftig mit den Fingern auf den Kopf zu drücken und kreiseln“. Er nahm unsere Hände in seine Hände und zeigte uns, wie wir uns aufwärmen müssen. Das Durchkämmen der Haare mit den Fingern dauerte so lange, bis es uns gelungen war, an beiden Händen wieder alle Finger zu bewegen. Pepa lief danach ohne Ankündigung erneut los, um weiteres Trinkwasser mit einer Kanne zu holen. Mutter würdigte unsere Tätigkeit kurz und treffend: „Wenn ich nicht drei solche gesunde

Jungen hätte, wüsste ich nicht, wie wir einen solchen Winter überstehen sollten.“

Die Bilanz des außerordentlich strengen und langen Winters war sehr traurig. Viele Obstbäume in Žleby waren vollständig erfroren. In der Allee der mächtigen Walnussbäume, die die Landstraße von Žleby nach Zehuby führte, überlebte kein einziger Baum. Um die Wiederanpflanzung der Obstbäume, aber auch der Bäume in den Wäldern im Kataster Žleby kümmerte sich einige Jahrzehnte aufopferungsvoll der Verwalter der städtischen „Obstbaumschule“, Čeněk Crkal, den ich seinerzeit im Städtchen fast täglich traf. Ihm gehörten am Hauptplatz zwei Häuser und in einem betrieb er einen kleinen Kolonialwarenhandel. Er plante und leitete die Neupflanzung von Obstbäumen in Obstgärten, Alleen und privaten Gärten und veredelte bzw. propfte hunderte, vielleicht auch tausende Bäume und Sträucher der einheimischen Bevölkerung. Seine uneigennützig Arbeit für die Verschönerung von Žleby nach den zerstörerischen Frösten im Jahr 1929 sollte unvergessen bleiben. Žleby und seine natürliche Umgebung war in allen Jahreszeiten wunderschön. Am schönsten ist aber noch immer die Zeit, wenn die Bäume und Sträucher in den Obstgärten, den privaten Gärten, in den Alleen, in den Waldgebieten und eigentlich überall, wohin das Auge reicht, blühen.

Als kleine Kinder begannen wir in jedem Winter auf dem Buda-Fischteich mit dem Schlittschuhlaufen. Es handelte sich um einen flachen Teich mit stehendem Wasser von ca. 50 x 60 m am Rand des ehemaligen Gutes Buda. Der Eigentümer Karel Krivský züchtete hier Karpfen, die alljährlich am Ende des Herbstes abgefishet wurden, wenn er das Wasser aus dem Teich abließ. Die normalen herbstlichen Regenfälle und eine kleine Quelle an der Nordseite des Teiches reichten aus, um diesen teilweise wieder mit Wasser zu füllen, bevor der Frost kam. Die Kinder aus dem Städtchen und vom Kopec-Hügel freuten sich immer auf die erste Eisschicht auf dem Teich „Buda“, auch wenn diese oft noch sehr dünn war. Dieses stehende Gewässer froh schneller zu, als das fließende Wasser in dem Doubrava-Fluss. Wir wussten als Kinder, dass wir auf der Doubrava, deren Wasser zuerst in stillen Bereichen wie unterhalb des Hauses Kučera oder im Park am Wehr gefroren war, erst dann Schlittschuhlaufen durften, wenn es eine Eisschicht von etwa 10 cm gab. Darauf freuten wir uns, als wir ein wenig älter waren. Die Kinder besser gestellter Familien verfügten über Schlittschuhe der Marke Kolumbus, die an die normalen Lederschuhe mit Klammern angeschnallt werden konnten. Sie wurden an der Schuhsohle und am Hacken mit einem einfachen System von selbst greifenden Schrauben befestigt, die beim Zurückdrehen eine abnehmbare Schlinge hatten. Ärmere Kinder freuten sich bereits über solche Schlittschuhe, die irgendwo vergessen oder abgelegt und meist bereits angerostet waren. Es gab aber auch

Kinder – und diese waren zahlreich – deren Herkunft es lediglich gestattete, auf den glatten Eisflächen entlang des Ufers nur zu rutschen.

Wie schon immer stellten sich auf dem Buda-Teich und seiner ersten sehr dünnen Eisschicht die Halbwüchsigen dar, die heute global als „Teenager“ bezeichnet werden. Drei oder vier von ihnen berieten sich mit aufgeregten Augen vorab und dann liefen sie mit protzigen Gesten schnelle Runden über den Teich – den Blick konzentriert, immer nur auf den Fuß gerichtet, der sich gerade auf dem Eis befand. Die noch nicht ausreichende Eisschicht unter ihren Schuhen bewegte sich dabei wie weiche Matratzen oder Matten. Der Begriff hierfür war der „Mattenlauf“. Wir, also die kleinen Jungen Lád`a und ich, die etwa die zweite Klasse der Volksschule besuchten, ahnten davon nichts und wir fuhren auf unseren Schlittschuhen auf diesem nicht tragfähigen Eis und brachen deshalb ein. Glücklicherweise befanden wir uns nur unweit des Ufers, aber wir mussten zu diesem durch die zerbrechende Eisschicht und mit an unseren Schuhen angeschraubten Kolumbusschlittschuhen, die aber im Teichschlamm drohten abzuknicken. Als wir uns endlich kriechend durch den aufgeweichten Schlamm, der uns fast bis zu den Ohren spritzte, zum Ufer durchgeschlagen hatten, brüllte Lád`a in seinem Selbsterhaltungstrieb: „Jirko, die Schlittschuhe sofort abschrauben, wir laufen zu uns!“ Jeder von uns hatte den Schlüssel in der Tasche, mit dem sich die Schlittschuhe augenblicklich lösen ließen. Ich gehörte jedoch nun zu den Anfängern, die nur noch einen Schlittschuh am Schuh hatten.

In der nassen und gefrorenen Bekleidung, mit Schuhen voller Wasser, das durch den Schlamm verdickt wurde und mit vor Kälte klappernden Zähnen läuft es sich aber nicht so gut. Die Entfernung vom Fischteich bis zum Haus der Familie Loukotka, also bis zu Lád`as Elternhaus, betrug nur etwa 400 m. Wir legten diesen schnellstmöglich zurück, soweit es unsere Kräfte gestatteten. Wir hatten Glück, denn Frau Loukotková war allein zu Haus und sie widmete sich uns sofort. Ohne Worte und nur einen kurzen Blick auf uns werfend half sie uns, die Schuhe auszuziehen und den Schlamm abzuwaschen, der ja an unseren Beinen fest klebte. Sie brachte sofort einen Eimer mit warmem Wasser herbei, dazu noch Seife und wir mussten uns waschen und uns ordentlich abtrocknen. Anschließend scheuchte sie uns mütterlich ins Bett. „Abmarsch für eine Stunde ins Bett unter die Federbetten.“ Alle meine Bekleidungsgegenstände hatte diese unvergessliche Frau, die uns Buben wundervoll verstand, in warmem Wasser gewaschen und auch getrocknet, einschließlich der Schuhe. Damals hatte ich gerade neue Schuhe bekommen, so dass es notwendig war, den Schlamm gründlich zu beseitigen. Unsere Sachen hing sie alle an einer Schnur zwischen den Stühlen am beheizten Ofen zum Trocknen auf. Sie hat

unsere Sachen auch noch gebügelt und endlich konnte ich die restlichen 500 Meter nach Hause laufen.

Ich kam zu spät nach Hause und es dämmerte bereits. Die Eltern forderten mich auf, alles detailgenau zu berichten. Am nächsten Tag begleitete ich meine Mutter auf dem Weg, um sich bei Frau Loukotková zu bedanken. Dabei versäumte sie nicht, mich und Lád'a mütterlich darauf hinzuweisen, dass wir aufmerksam sein müssen, da die Gefahr für Buben überall lauert und „Vorsicht noch niemandem geschadet habe.“ Was wäre passiert, wenn das Eis unter uns in einem tieferen Fluss eingebrochen wäre?

Dieses kleine Vorkommnis und die unauffällige Sorgfalt und natürliche Teilhabe an glücklichen und weniger glücklichen Momenten in unserem weiteren Leben, einschließlich der späteren Erfahrungen im Konzentrationslager, überzeugte mich davon, dass tschechische Frauen nicht nur schön, sondern auch erstaunlich einzigartige Mütter sind. Sie lieben Kinder unendlich, stark und demütig. Sie sind immer darauf vorbereitet, sich um sie zu kümmern und sie zu beschützen – übrigens auch als Erwachsene – und sich für sie aufzuopfern. Deshalb vielleicht konnte der eindruckvollste antimilitaristische Roman *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk im Weltkrieg* nur von einem tschechischen Schriftsteller geschrieben werden. Der verzweifelte Trotz gegen die unerträglichen Erniedrigungen, die Geringschätzungen und die offen gezeigte Überheblichkeit der in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie herrschenden Kreise, der Trotz, den die Völker in den unterworfenen Ländern im 1. Weltkrieg verspürten und unter dem die Frauen wahrscheinlich noch mehr als die Männer litten, führte zu dieser Zeit den Autor von Zeitungserzählungen Jaroslav Hašek zu einer Schöpfung, die ihn mit diesem humorvollen und satirischen Roman zu einem der bekanntesten Autoren weltweit machte. Für die liebenden Mütter muss in Erinnerung gerufen werden, dass ihre Söhne in Schwejks Krieg lediglich vegetierten und schließlich wie Tiere auf der Schlachtbank starben, meist unter schier unvorstellbaren Schmerzen und in Hoffnungslosigkeit sowie in einem unvorstellbaren Grauen.

Ihren in den blutigen Kämpfen des 1. Weltkrieges gefallenen Männern widmete die Gemeinde im Jahr 1929 ein Denkmal auf dem Hauptplatz unterhalb der Schlossmauern und direkt gegenüber der Grundschule, die fast alle als Kinder aus dem Ort besuchten. Der niedrige Obelisk ist ein Werk der Steinmetzfirma Podpěra in Světlá nad Sázavou und wurde seinerzeit aus dem glänzenden Granit von Sázava hergestellt. Das Denkmal wurde aus freiwilligen Spenden der ortsansässigen Bevölkerung (seinerzeit 14.000 Kronen) finanziert und dessen Aufbau realisierten die im Ort ansässigen František Schulz, Adolf Červený und Josef Čuda. Die Namen der Gefallenen sind in drei

Granittafeln eingemeißelt, die im unteren Drittel des Obeliskes angebracht wurden: Josef Auerswald, Karel Auerswald, Bohumil Beránek, Jindřich Biber, Josef Biber, Václav Biber, Jan Brom, Jan Čuda, Bedřich Dobrý, Rudolf Dolejška, Vojtěch Dolejška, Vojtěch Dolejška der Sohn, Ladislav Fink, Antonín Franc, František Hanousek, František Hlaváček, Jindřich Holánek, Karel Husák, Josef Hyhlán, Josef Janda, Arnošt Jelínek, Jan Jelínek, Josef Jelínek, Jaroslav Kocourek, František Kořínek, Karel Kouba, Alois Kroužil, Václav Kroužil, Josef Křížala, František Lebduška, Josef Lebeda (gefallen in der Slowakei), Antonín Linhart, Václav Myslivec, František Němec, Josef Němec, Bohumil Nesládek, Václav Pavlík, František Peca, František Pokorný, Čeněk Pospíšil, Václav Pospíšil, Josef Procházka, Rudolf Procházka, Viktor Procházka, Josef Rajsík, Antonín Růžička, Josef Schreiber, Antonín Slavík, Karel Slavík, Václav Slavík, Václav Sochůrek, Josef Ševčík, Josef Široký, Jan Šnaidrvint, Antonín Špínka, František Štajnc, Eduard Stoček, Bohumil Švadleněják, Josef Tábořský, Antonín Tlamka, Karel Uřídil, Josef Veselý, Emanuel Vojtíšek, František Vozáb, Josef Vozáb, Alois Zajíc, Josef Zajíc.

In einer recht kleinen tschechischen Gemeinde, in der unmittelbar vor Beginn des 1. Weltkrieges etwa 2.000 Bürger einschließlich Kindern, Großmüttern und Großvätern lebten, fielen für den Kaiser und seine Familie siebenundsechzig hoffnungsvolle Männer, Söhne, Brüder, Ehemänner. Ihre sterblichen Reste wurden irgendwo auf den unzähligen Schlachtfeldern dieses gigantischen Blutvergießens verscharrt. In einigen Familien aus Žleby starben damals zwei oder drei Männer. Ähnlich sah es in allen tschechischen Gemeinden und in den anderen Ländern aus, die in diesen unsinnigen Krieg hineingezogen wurden. Ich weiß nicht, wie die Mütter den Verlust ihrer Söhne in Deutschland, Österreich und Ungarn erlebten, also in den Ländern, die diesen Krieg begonnen hatten. Die tschechischen Mütter trauerten um sie mit nicht endendem Leiden und Klagen. Wie kann sich heute jemand darüber wundern, dass das mächtige europäische Reich der Österreichisch-Ungarischen Monarchie unter dem Druck der Massen im Jahr 1918 unrühmlich endete? Es reicht sicher aus, ein Dutzend tschechischer Orte mit einer ähnlichen Größe wie Žleby zu besuchen und sich die dortigen Denkmäler für die gefallenen Soldaten anzusehen – dort versteht man den Trotz und den Widerstand unserer Bevölkerung gegen die Kriege der Mächtigen dieser Welt. Die tschechische Nation hatte aber damals Glück. Außergewöhnliche Männer führten den Widerstandskampf in Österreich-Ungarn und im Ausland. Sie berücksichtigten auch den Willen der Massen und sie konnten sich erfolgreich mit den siegreichen Großmächten auf einen eigenen und freien Staat in der neugeordneten Welt einigen. <sup>(4)</sup>

Das Denkmal für die im 1. Weltkrieg Gefallenen wurde in Žleby seit meiner Kindheit immer vom Frühjahr bis zum Herbst mit Blumen verschönert, die vor allem Frauen brachten. Ich denke sogar, dass so lange die Mütter der gefallenen Männer lebten, hier am Denkmal immer besonders viele Blumen blühten.

Wie jeder Fluss forderte auch die meist anmutig fließende Doubrava Opfer. Im Gebiet von Žleby war sie vor allem in den Wintermonaten und am Ende des Winters unberechenbar. Als ich etwa die siebente Klasse auf dem Gymnasium in Čáslav besuchte, brachen drei elfjährige Knaben unweit des Wehres im Park durch das Eis und zwei von ihnen ertranken: Libor Kořínek und Jiří Vondráček. Auch nach dem Winter ist dieser Fluss gefährlich. Die Schneeschmelze im Frühjahr erhöht den Wasserstand in der Doubrava und in der Hostačovka besonders stark. Die Eisschicht auf dem Fluss brach und es entstanden durch das fließende Wasser größere Eisschollen. Einmal sah ich, wie zwei Erwachsene auf zwei Eisschollen stiegen, die sich auf dem Fluss langsam entlang des Ufers bewegten. Danach hörte ich, dass es ihnen gelang, zum Ufer nahe der Gärten unterhalb der Fabrik abzuspringen, also etwa nach 200 Meter einer gefährlichen Fahrt auf dem angeschwollenen Fluss. Ich möchte bis heute warnen: Mütter und Väter, glaubt nicht, dass Eure Söhnchen nicht zu einer so riskanten Aktion in der Lage wären. Die jugendlichen Kräfte gepaart mit der Selbstüberschätzung eines „Teenagers“ ist unergründlich – so wie das Fließen der Doubrava bei Hochwasser.

Die sichersten Plätze für unsere Kinderspiele im Sommer an und in der Doubrava waren die leichten Stromschnellen unterhalb der Kirche und das ruhige seichte Wasser an der Steinbrücke unterhalb dem Kořínek-Garten. Hier verbrachten wir glücklich und unbesorgt einen Großteil des Sommers, meist barfüßig und nur mit einer Turnhose bekleidet. Auch nach so vielen Jahren muss ich mich noch immer mit einem Lächeln daran erinnern, dass ich auch als Universitätsprofessor nie die Wettkämpfe vergessen habe, die wir in Holztrögen sitzend als Seeschlachten auf dem etwa hundert Meter langen Flussabschnitt an der Brücke ausgetragen haben.

Zur Zeit meiner Kindheit waren die Holztröge in jedem ländlichen Haushalt als ein unentbehrliches Ausstattungstück sehr wichtig. In den Trögen wurde die Wäsche für die gesamte Familie gewaschen, per Hand mit einem Waschbrett, in ihnen badeten die Menschen; Familien mit leidenschaftlichen und erfolgreichen Anglern bewahrten hier die Karpfen oder andere Fische auf; in alten und bereits aussonderten Trögen wurde Wasser zum Gießen im Garten in der Sonne angewärmt.

Für uns Buben, die an einem kleinen Fluss lebten, waren die Tröge eine erstaunliche Erfindung und eine besondere handwerkliche Leistung



der Menschen, weil sie während der langen Sommerferien wundervoll für unsere abenteuerlichen Aktionen genutzt werden konnten. Die Buben aus dem Städtchen, die es bis zu den seichten Stellen an der Brücke nicht so weit hatten, waren in der Mehrheit. Es nahmen aber auch Schulkameraden aus weiter entfernten Ortsteilen von Žleby teil. Besonders berühmt und geschätzt wurde zu dieser Zeit der einmalige und solide Fleischertrog von Lád`a Loukotka, den er von seinem Vater hatte und den der mehrmals im Jahr ordentlich mit einem festen Birkenbesen mit Wasser versetztem Sand abscheuern musste. Meist wurde dieser Trog mit einem kleinen Wagen oder einer Schubkarre von deren Haus, das sich nur etwa sechzig Meter vom Fluss entfernt befand, gefahren. Wir halfen ihm beim Reinigen und beim Transport zurück zum Haus bereitwillig. Wenn das helle Holz sauber war, durften sich zwei oder drei von uns mit Lád`a in das begehrte Boot setzen. Als Ruder hatte er hölzerne Paddel zur Verfügung, die aus zerfallenen Kisten stammten. Ich war froh, dass ich meine Mutter nicht um unsere Tröge bitten und dass ich diese nicht von der Schlossstraße bis zum Fluss tragen musste. Lád`a betrachtete mich immer als einen untrennbaren Mitkämpfer, was wohl auch daran lag, dass ich eine schier überquellende Phantasie hatte und ich mir mit ihm immer wieder unauffällig die Regeln für die Spiele auf dem Wasser im Sommer ausdachte. Seit meiner Kinderzeit wollte ich immer klare und eindeutige Regeln in allen Dingen. Ich darf natürlich nicht vergessen, dass Lád`as Schiff als einziges einen Namen hatte, der sogar lateinisch war: „Viribus unitis“ (= mit vereinten Kräften). Zu diesem Namen kam der Holztrog nicht zufällig. Der Vater einer der Knaben aus Chalupy diente auf dem Kriegsschiff Viribus unitis, das in der Bucht Boka Kotorska (Schwarzer Berg) im heutigen Kroatien, einem strategischen Hafen der k.u.k.-Monarchie ankerte. Als uns ein Knabe davon am Ufer der Doubrava erzählte, fiel mir ein, dass dieser Name für das mächtigste Fahrzeug, das die Doubrava im Zentrum von Žleby durchkreuzte, besonders geeignet wäre. Lád`a und alle Knaben stimmten spontan zu. Übrigens äußerte sich auch mein Vater in seinen Erinnerungen an die Wehrdienstzeit in Triest mit Bewunderung über dieses Kriegsschiff. Als ich ihm zu Hause unser geliebtes Fahrzeug beschrieb und auf welchen Namen wir es getauft haben und dass wir dort die tschechoslowakische Fahne mit dem blauem Dreieck gehisst haben, die Lád`a vom Sokol-Turnkongress mitgebracht hatte, lächelte er und fügte hinzu: „Na dann drauf zu, Knaben aus Žleby, es ist euch gelungen. Das würde auch den Herrn Admiral Horthy besiegen.“

Ein Teil der Jungs, die mit kleinen Angeln Fische im seichten Durchfluss an den kleinen Stromschnellen unterhalb der Kirche fingen oder dort in tieferen Stellen, die durch den Abbau von Sand und Ton entstanden waren, badeten, kamen uns bei der wichtigen Säuberung

des Troges Viribus unitis sofort zur Hilfe. Die anderen Jungs lenkten ihre Schritte nach Hause, um ihre eigenen Tröge zu holen. Da verbreitet sich schnell mündlich die Nachricht: „Bereitet eure Tröge vor, Viribus unitis pflügt bereits durch das Wasser in Richtung Brücke!“ Die in den meisten Familien üblichen Tröge trugen meist nur zwei Buben bis zum zehnten Lebensjahr, einige auch nur einen Buben. Sie wurden nur mit den bloßen Händen gepaddelt.

Unsere Spiele begannen immer in der Mitte des Flusses am Pfeiler der steinernen Brücke, einer Stelle, die sonnenüberflutet war. Das Wasser der Doubrava war hier im Sommer warm, unsere Köpfe glühten dann und wir waren auf Kämpfe vorbereitet. Wenn Lád'a auf dem „Kriegsschiff“ Viribus unitis abgeschätzt hatte, dass sich alle potentiellen Gegner in ihren Trögen versammelt hatten, gab er den Befehl zum Rudern. Die Besatzung des größten Schlachtschiffes begann scharf zu paddeln und drehte sich entgegen der Fließrichtung der Doubrava. Nach nicht mal einhundert Metern einer ruhigen Fahrt hielten wir an. Einige Besatzungsmitglieder stiegen aus den Trögen, das Wasser reichte ihnen bis zum Knie oder bis zum Oberschenkel. Dann folgte die Aufstellung aller Boote. In der ersten Reihe standen die nur mit einer Person besetzten Tröge, in der zweiten Reihe die mit zwei Kämpfern. Die erste Reihe hatte dabei einen Vorsprung von etwa 10 Metern gegenüber der zweiten Reihe. Während der Fahrt durfte man dem Gegner Wasser in die Tröge schaufeln, um diese schwerer und langsamer zu machen, was ein besonderer Spaß war. Das größte Ziel bei diesem Wettkampf war, die gegnerischen Tröge zu versenken und damit aus dem Kampf auszuschließen. Dieses war aber nur durch spritzendes Wasser oder durch Wellenbewegungen erlaubt, nicht jedoch durch die Berührung der feindlichen Boote. Wenn einer der Buben im Eifer des Gefechtes mit der Hand den Trog berührte, wurde dieser ausgeschlossen, also disqualifiziert.

Wenn alle Fahrzeuge aufgestellt waren, kehrte die Viribus unitis zum Brückenpfeiler zurück und die Wasserschlacht konnte beginnen. Alle warteten auf das Startzeichen, das über einen Lautsprecher aus Karton ertönte: „Auf die Plätze, fertig und los.“ Bei dem letzten Wort winkte Lád'a noch mit einem weißen Fähnchen in der Hand, das er über dem Kopf hielt. In allen Trögen erzeugten die Muskeln die maximal möglichen Kräfte, das Wasser in der Doubrava schien wegen der Padderei und des starken Spritzens schier zu kochen. Dieses wurde durch lautes Geschrei begleitet, wenn man sich schnell dem Ziel näherte. Sieger war das Boot, das zuerst unter dem Brückenbogen durchfuhr, was immer scharf von der Besatzung des Hauptschiffes Viribus unitis beim Pfeiler der Brücke beobachtet wurde. Oft gewannen die Brüder Kobera und Čech – sie waren durch Arbeit abgehärtet und

gut eingespielt. Preise gab es keine, den wirklichen Amateuren reichte das Wissen um einen klaren Sieg.

Nach solchen Wettkämpfen in Verbindung mit einer Seeschlacht, die unter Leitung des beflaggten Bootes *Viribus unitis* stattfanden, ging es an der kleinen hölzernen Mole und deren Umgebung am Tor zu den Kořínek-Garten außergewöhnlich lebhaft zu. Die Tröge waren am Ufer festgemacht und die Besatzungen saßen oder standen auf dem Steg. Sie diskutierten dort lebhaft über den Verlauf der Wettkämpfe und darüber, wer in der Hitze des Gefechtes die Regeln verletzt hatte, also wer sich auf einige der gegnerischen Tröge gestützt hatte und dadurch irregulär Wasser in diese hatte einlaufen lassen. Einige Buben badeten oder sonnten sich lediglich. Nach einem längeren Aufenthalt im Wasser hatten sie eine Gänsehaut, vor Kälte klappernde Zähne und saßen zusammenkrümmt am Ufer, um sich aufzuwärmen. Wenn sich jemand von den kämpferischen Buben bei den Diskussionen unziemlich laut heraushob und die Verstöße gegen die Regeln nicht zugeben wollte oder die Kritiken als lächerlich ablehnte, gab es für ihn eine unerwartet harte Strafe. Ihm wurde hinterrücks die Turnhose blitzartig heruntergezogen, was recht schämlich war und gewöhnlich von einem Gelächter der gesamten Gruppe begleitet wurde. Die Buben setzten so als Gruppe ihren für Sinn für Gerechtigkeit meist durch, manchmal auch mit einer Härte, die sie später bereuten. Die größte Schmach für jeden Besitzer eines Trogs war aber, wenn einer der unterlegenen Gegner in diesen pinkelte. Solche Vorkommnisse gab es nur selten, obwohl sie bisweilen vorkamen und kaum vergessen wurden. Wir unterrichteten auch ein paar kleine Buben, die keine eigenen Tröge hatten, auf Lád'as *Viribus unitis*, wie richtig gerudert wird. Als sie hiervon genug hatten, freuten sie sich, vom Schlachtschiff ins Wasser springen zu können. Sie hielten sich dann mit unverhohlener Freude am Schlachtschiff fest, so dass sein bewundertes Gleichgewicht, das durch den massiven Boden gewährleistet wurde, gefährdet war. Der große Trog eines Fleischers war aus einem Stück Baumstamm gefertigt und sein Boden war wesentlich dicker als seine seitlichen Wände.

Unsere Seeschlachten mit den Trögen fanden jedoch nur einige Male im Jahr in den Sommerferien statt. Für die Mehrheit der Buben waren sie jedoch ein besonders überwältigendes und verbindendes Erlebnis. Ihre Beliebtheit kann auch durch die Eigenschaften der gesunden Jungs in diesem Alter erklärt werden. Hierzu gehören: die Muskelkräfte, die Klugheit, die gute Beobachtungsgabe, die Schwungkraft, die besondere Beweglichkeit sowie die Kunst, sich im Gedränge orientieren zu können. Daneben lernten alle Jungen, die an den Spielen auf der Doubrava teilnahmen, schnell das Schwimmen. Mit dem Wasser der Doubrava freundeten sie sich schnell an und sie

fürchteten sich nicht vor dem Fluss. Jeder begann üblicherweise das Schwimmen im Stil des sogenannten Hundepaddelns, bei dem man durch angestrengte Handbewegungen den Oberkörper über Wasser hielt und den Unterkörper absinken ließ. Wenn der Bube dieses geschafft hatte, ging er in den ruhigeren, gestreckten Anfängerstil „Schwimmen am Haken“ über. Diejenigen, die Geduld hatten, wurden danach durch die Älteren in die schnelleren Schwimmmarten wie Brustschwimmen, Kraulen und Rückenschwimmen eingewiesen. Schwimmhilfen aus Kork oder solche, die zu Hause aus Schweineblasen hergestellt wurden, nutzten damals die Anfänger wohl nur sehr selten. Lád'a war schon damals verantwortungsvoll und konnte schnelle Entscheidungen treffen. Nach dem Abitur meldete er sich für eine Offiziersausbildung in der tschechoslowakischen Armee und wurde dort Oberstleutnant. In seiner Einheit war er für sein freundschaftliches Wesen und auch für seinen außergewöhnlichen Mut beliebt. Er spezialisierte sich und wurde zum Instrukteur für angehende Fallschirmspringer. Daneben war er ein bekannter und berühmter Trainer und Choreograph der erfolgreichen Vorführungen von Soldaten auf Spartakiaden.

An den langen Sommerabenden spielten wir besonders gern Fußball im verlassenen Kotek-Garten bei der südlichen Friedhofsmauer. Als Fußball nutzten wir alles, was wie ein Ball aussah – Reste von Fußbällen oder Tennisbällen aber manchmal auch einen weichen Ball aus Scheuerlappen. Wir spielten meist barfüßig oder in dünnen Tennisschuhen, also in Leinenschuhen. Die Mannschaftsaufstellungen waren sieben gegen sieben Spieler. Die anderen Jungs und oft auch die Mädchen, unterstützten uns lautstark. Immer dann, wenn ich versucht habe, mich daran zu erinnern, warum uns dieser verlassene Garten so anzog, kam ich nur zu einer Erklärung: es war der Wunsch, eine Weile völlige Freiheit zu haben – hier leitete, belehrte und beschränkte uns niemand. Dieser nicht unterdrückte und fast animalische Wille zu einem nicht eingeschränkten Leben ist natürlich und gehört zum *Homo sapiens*, er beherrschte die Jugend damals genauso wie heute. Einen einzigen Unterschied sehe ich lediglich darin, dass wir zu unserer Zeit bescheidener und demütiger waren. Unsere Vergnügungen waren gesünder und weniger belastend als die Teilnahme an heutigen Konzerten populären Musik, in Diskotheken u.ä. Übrigens war die tschechoslowakische Krone als Währung damals im Vergleich zur heutigen Situation fester und in den Familien nur in geringem Umfang verfügbar.

Als Schüler im Alter von sechs bis elf Jahren hatten wir zu Hause unsere eigenen Arbeitsaufgaben. Falls es zeitlich möglich war, wanderten wir gern gemeinsam durch die Natur in der Umgebung von Žleby. Im Sommer sammelten wir im Wald Früchte. Von den Himbeeren

sammelten wir an einem halben Tag einen oder zwei Liter, von den Walderdbeeren dagegen nur einen halben oder fast einen Liter in einem Blechtopf. Die reichsten Vorkommen an Himbeersträuchern und Walderdbeeren zeigte uns unsere Mutter im Wald Štikavka. Reife Brombeeren sammelten wir später im Jahr in den Waldgebieten Borovičky und Korčice. Wer noch nie einen warmen Eierkuchen mit frisch gesammelten, zerquetschten und schwach gezuckerten Waldbeeren gekostet hat, weiß nicht, was wirklich gut ist. Diese Speise duftete aus der Küche über den Flur bis unter das Vordach des Hauses. Sie war meine Lieblingsspeise im Juni und Juli. Mit Himbeeren und Brombeeren füllte meine Mutter auch in Mitte des Sommers schmackhafte Obstaufläufe.

Unmittelbar nach der Getreideernte sammelten wir mit Mutter auf den umliegenden abgeernteten Feldern abgebrochene Weizen-, Gersten- und Roggenähren, über die sich vor allem unsere Hühner freuten, die wir als Legehennen für die gesamte Familie hielten. Meine Mutter fand in ihrer bäuerlichen Wirtschaft Gefallen an zwei Hühnerarten: den braunen Rhodeländern und dem gefleckten Leghorn. Auf unseren Touren durch die Natur im Sommer und im Herbst, die wir als Jungen sehr liebten, gab es immer etwas zu entdecken, zu finden und kennen zu lernen. Dieses galt auch, wenn uns unsere Expeditionen in den Wald oder in den Park zu den Pilzen führten. Pilze sammelten wir vor allem in dem Hain bei Žleby, der damals in seiner gesamten Ausdehnung allen Bürgern zugänglich war und durch den der Weg nach Biskupice führte. Nicht eine einzige Zecke war übrigens damals vor dem 2. Weltkrieg mit den Erregern der Gehirnhautentzündung befallen. Die Bestimmung von essbaren und nicht essbaren, einschließlich giftigen Pilzen, lehrte mich mein Vater. Er lehrte mich auch, wie es möglich ist, anhand der Bäume, Sträucher, Gräser, Nadel- und Moosarten verschiedene Pilze im Laufe der Saison zu finden und auf welchen Lichtungen oder Stellen sie gut wachsen. Aus den Eichen- und Fichtenwäldern brachten wir Birkenpilze, Rotkappen, Maronenröhrlinge, Eichen- und Fichtenröhrlinge, Steinpilze, Pfifferlinge, Täublinge, Brätlinge, Riesenschirmpilze, Reizker und Champignons mit nach Hause. Ein Teil der Pilze wurde frisch zum Braten oder für Suppen genutzt. Kleine Reizker und junge Röhrlingspilze legte Mutter in Essig ein und ältere bzw. größere Pilze wurden in dünne Streifen geschnitten und getrocknet, als Vorrat für den Winter. Als wir erfuhren, dass die Leute aus dem Mladotický-Wald oder aus dem Eisengebirge (Železné hory) mit gefüllten Körben voller hochwertiger Pilze kamen, zögerten wir nicht und machten uns zu Fuß in die entfernteren Wälder auf. Unser Vater war ein ausgezeichnete Fußgänger und Kenner der Wege in unserer Umgebung. Wir starteten

im geheimnisvollen Morgengrauen und kamen zum Sonnenuntergang in den Wald. Wir haben den Weg nie verfehlt.

Eine wichtige Aufgabe für die drei Söhne war es, das Trinkwasser im emaillierten Behälter im Flur zu befüllen, der immer mit einem Deckel abgedeckt war. Für eine fünfköpfige Familie war dieses keine leichte Aufgabe, aber wir erfüllten unsere Pflicht zuverlässig, da wir von klein auf zur Aufteilung der Arbeiten innerhalb der Familie angeleitet worden waren. Pepa wies uns bereits als Kinder noch vor der Einschulung in den Weg zum Röhrenbrunnen unterhalb des Schlosses ein. Er zeigte uns, wie man sauberes Wasser mit kleineren Gefäßen vorsichtig schöpfte und dann in eine größere Kanne kippt. Er zeigte uns auch, wie man die Kanne im Gleichgewicht hielt und diese ohne herausschwappendes Wasser, mit einer kleinen Erholungspause auf der Hälfte des Weges, nach Hause brachte. Mutter ging nur sehr selten zum Röhrbrunnen am Ringplatz, um Wasser zu holen, weil wir dieses gar nicht gern sahen. Deshalb schaute ich immer nach der Rückkehr aus der Schule unter den Deckel des Behälters im Hausflur und kontrollierte den Wasserstand dort.

Eine weitere persönliche Aufgabe, die ich seit dem achten oder neunten Lebensjahr hatte, war die Beschaffung der sehr guten und frischen Kuhmilch vom Gut Buda, das sich etwa einen Kilometer von unserer Wohnung entfernt befand. Dorthin lief ich mit einer Kanne, die zwei Liter fasste, immer am Donnerstag und am Sonntag, wenn keine Schule war. Die Milch wurde nur mittags zu einer bestimmten Zeit verkauft. Auf dem Hinweg rannte ich mit der leeren Kanne den größten Teil des Weges. Auf dem Rückweg musste ich vorsichtig bergab gehen, wenn ich die Milch vernünftig nach Hause bringen wollte. Am unteren Ende des ansteigenden Weges Umlčící, den ich durchlaufen musste, gehörte ein Haus, das scheinbar an die Gneisfelsen angeklebt war, dem Oberlehrer Kostka. Er war bereits in Rente und lebte dort mit seiner Frau und seiner erwachsenen Tochter Zdenka. Ich wünschte mir immer sehr, dass aus diesem Haus mit den steilen Treppen das Fräulein Tochter tritt, um regelmäßig ihrer Familie Milch aus dem Gut Buda zu holen. Sie war die erste schöne Frau, die ich bewunderte. Ich war etwa neun Jahre alt und sie älter als zwanzig Jahre. Als ich sie einmal traf, grüßte ich ehrfurchtsvoll und begann ein Gespräch: „Guten Tag, können wir gemeinsam zu Buda gehen?“ Niemand in Žleby konnte so strahlend und natürlich lächeln, wie sie. Offensichtlich hatte sie verstanden, dass dieser Junge sie stark bewunderte und dass er alles dafür tun würde, um sie häufig zu sehen. Auf dem Weg fragte sie mich nach der Schule, unseren Spielen im Fluss oder nach meinen Erfolgen beim Angeln in der Doubrava, die sie aus dem Fenster ihres Hauses beobachten konnte. Sie prüfte mich auch mit Fragen, ob ich die gerade blühenden Blumen

und fliegenden Schmetterlinge benennen könne, was mir recht gut gelang. Ich beschrieb ihr alles gern aus meinem kindlichen Blickwinkel. Es ist für mich einfach unmöglich, mich nicht an den Augenblick zu erinnern, als meine kindliche Bewunderung von dieser jungen Frau mit einem strahlenden Lächeln und einem tiefen Verständnis aufgenommen wurde. Einige Jahre später, ich hatte bereits das Abitur in Čáslav abgelegt, erfuhr ich, dass Zdenka sich um ihre beiden alten und kranken Eltern aufopferungsvoll bis zu deren Tod gekümmert hatte. Kurz danach zog sie nach Prag um, wo sie eine ältere verheiratete Schwester hatte und dort heiratete auch sie. Ihre schöne Gestalt, ihr Auftreten, ihre strahlenden Augen und ihr freundliches Wesen werde ich nie vergessen.

Am Ende des Sommers und im Herbst ging ich mit anderen Buben und Mädchen nach der Schule auf die Felder einiger Familien zur Nachlese der verstreuten Kartoffeln, die wir gern in der grauen heißen Asche des trockenen Kartoffelkrautes buken. Die Aufgabe einiger anderer war, die Gänse und die Ziegen auf den Stoppelfeldern unterhalb der Šibenák-Höhe zu hüten. Von hier aus war es nur ein kurzer Weg zum kleinen Korčice-Obstgarten, in den wir gingen, um die wenigen heruntergefallenen Birnen oder Äpfel aufzusammeln. Am Feuer saßen wir auf trockenen, zusammengelegten, groben Säcken, die uns auch bei Wind und leichtem Regen als Schutz dienten, da sie uns vom Kopf bis zum Knie reichten.

Zuckerrüben, die von den Lieferfahrzeugen vor allem in der Serpentine zwischen der Statue des Heiligen Johannes und der Brennerei auf die Straßen fielen, sammelten wir als Grundschüler in Gruppen zu drei oder vier Kameraden auf. Einige erfindungsreiche Buben aus ärmeren Familien bauten sich Greifarme als lange Stöcke mit einem festen Nagel am Ende. Mit diesen spießten sie Zuckerrüben aus den hinteren Teilen der Ladungen, die in Richtung Zuckerfabrik fuhren, auf. Das war natürlich Diebstahl und ich wusste, dass ich diese Rüben mit dem Nagelloch nicht nach Hause bringen durfte. Vater hasste jedwede Diebstähle und bei frisch gewaschenen Knollen in der Küche versäumte er es nicht nachzuschauen, ob es sich um Diebesgut von dem Wagen handelte. Er erfuhr hiervon durch die Kutscher, die deshalb bisweilen mit der Peitsche knallen mussten. Unsere Mutter zerteilte die gereinigten Rüben, die ich mitbrachte, in dünne Scheibchen und kochte diese. Den gewonnenen braunen und dicken Sirup, den wir dann zum Frühstück als Zugabe zum Brot oder anderen Backwaren bekamen, füllte sie in kleinere Steingutgefäße. Daneben wurden dünn gehobelte Stücke der Zuckerrüben gemeinsam mit gemahlenem Mohn in Buchteln eingebacken, den sogenannten Rüben-Buchteln. Wir aßen diese Buchteln sehr gern, allerdings hielten sie den Vergleich mit den im Sommer üblichen Pflaumen-Buchteln nicht stand.

Um das Jahr 1930, also am Anfang der großen Wirtschaftskrise, veränderte sich das Leben vieler Kinder in den meisten Familien dramatisch. In Böhmen und Mähren gingen viele Firmen bankrott oder die Anzahl der Angestellten wurde stark vermindert. Viele Menschen wurden arbeitslos und bald betraf dies auch die Zuckerfabrik im Ort. Die fürstliche Zuckerfabrik Žleby, die bis zu dieser Zeit prosperierte, weil zahlreiche Bauernhöfe und Güter aus der Ebene von Čáslav hier ihre Zuckerrüben verarbeiten ließen, gehörte zu den Betrieben, die aufgeben mussten. Ihre Arbeit verloren viele, wahrscheinlich hunderte Menschen. Die Schließung dieser einzigen Fabrik in unserem kleinen Städtchen betraf zahlreiche Familien, die fast vollständig von ihr abhängig waren. Eine große Anzahl von arbeitslosen Männer und deren Familien waren von der Sozialhilfe abhängig. Für sie gab es vom Staat Gutscheine im Wert von 20 Kronen pro Woche für die gesamte Familie. Ich erinnere mich daran, dass mich zu dieser Zeit meine eigene Machtlosigkeit bedrückte, wenn ich hin und wieder zwei meiner ärmeren Mitschüler zu einem Mittagessen bei uns zu Hause einlud, damit diese sich einmal satt essen konnten. In vielen Familien musste bis an die Grenze der Erträglichkeit gespart werden. Diese Armut betraf zum Beispiel auch die Kinderschuhe. So kamen einige Buben schon im Mai und bis zum September barfuss in die Schule und mussten so auch kalte Tage aushalten. Die Lehrer sahen es ungern, aber was sollten sie unternehmen? Sie waren froh, wenn die derartig benachteiligten Kinder regelmäßig die Schule besuchten und deren Eltern auf den Schulbesuch achteten. Diese große Wirtschaftskrise dauerte einige Jahre und sie hat sich unauslöschbar in die Herzen von hunderttausenden Menschen in der Tschechoslowakei eingebrannt. Sie störte die sorglose Kindheit vieler Schüler in Žleby.

Unsere ersten Wahrnehmungen, die die Natur und unser durch Menschen gestaltetes Umfeld betreffen, machten wir als Kinder dank der Unterstützung der Eltern und Lehrer sowie dank unserer eigenen mutigen Erforschungen in der Umgebung. Unser wunderbares Städtchen befand sich im Umfeld der hier durch die Adelsfamilie angelegten Siedlung. Hierzu gehörten gepflegte Fusswege, Straßen und Rasenflächen, die begrenzenden Hecken im ausgedehnten Park an den Wällen des Schlosses, am Wäldchen Borovička, in den Fabrik-Gärten am rechten Ufer der Doubrava und auf dem linken Flussufer und an der Kirche. Hierzu zählten aber auch die nicht vernachlässigten und wirtschaftlich genutzten Obstgärten, die die Stadt umsäumten und die einzigartige Lindenallee, die von Žleby zur ehemaligen Begräbnisstätte der Auersperg in Markovice führt. Dieses Ensemble bewirkte bei jedem, der hier geboren und aufgewachsen ist, eine für das gesamte Leben anhaltende ästhetische Bildung.



Ich lernte Žleby und seine Umgebung allmählich gut kennen. Als Bube angelte ich am liebsten oft gemeinsam mit meinem guten Freund Zdeněk Pfeifer am Fluss im Bereich von Kopaniny und der Bláha-Mühle bis zum Wehr in Korčice. Zdeněk kam oft während der Ferien zu seiner Oma nach Žleby. Mit meinem Bruder Miroslav und anderen Buben beobachteten wir im Sommer das Leben und die Entwicklung der Frösche von den aspikähnlichen Laichhaufen über die flinken Bewegungen der Kaulquappen bis zu den quakenden Fröschen mit den herausquellenden Augen am kleinen Bach zwischen Štikavka und Ohrady. Unterhalb einer kleinen Schleuse im Bach unweit dem Hájek-Garten bauten wir eine Schaufelmühle, die durch einen Wasserstrom angetrieben wurde, der aus einem Spalt zwischen zwei Brettern heraus quoll. In einer Vertiefung an den einst abgebauten Felsen an der Sibeniční-Höhe entstand eine kleine Mulde mit Wasser, in die das strömende Wasser durch nicht durchlässiges Gestein aufgehalten wurde. Ich entdeckte sie mit zwei Klassenkameraden etwa in der 4. oder 5. Klassenstufe der Grundschule, mit Jirka Musílek (später Lehrer sowie ein begabter Zeichner und Aquarellmaler) und Pepík Arient (später Dr.-Ing., Leiter des Forschungsinstitutes für organische Synthese in Pardubice). Mit großer Begeisterung und absoluter Stille beobachteten wir Wasserkäfer, einige Arten an Schwimmkäfern oder Wasserläufer. Einmal waren wir von deren Kämpfen so hingerissen, dass wir stark verspätet zum nachmittäglichen freiwilligen Deutschunterricht kamen. Die Lehrerin Frau Rokosová hörte sich aufmerksam unsere Entschuldigung an und befragte uns auch noch nach dem Unterricht zu Einzelheiten unserer Beobachtungen.

Ein Herbarium aus gepressten und getrockneten Pflanzen konnten wir eigentlich nur mit solchen Exemplaren herstellen, die im Frühjahr blühten. Später im Jahr gab es zu viele Pflanzen, die vor allem im Sommer blühten. Diese botanische Sammelleidenschaft, die im Frühjahr erwachte, stellten wir bald ein, weil der Sommer uns Buben einfach mehr Vergnügungen anbot. Hierzu gehörte auch das heranreifende Obst, das wir kosten mussten und bei dessen Ernte wir mithalfen.

## Haustiere

Junge Menschen in ländlicher Umgebung befinden sich jeden Tag in Kontakt zu ihnen bekannten Tieren. Eine Dominante bei uns in der Schlosstraße war eine mächtige Deutsche Schäferhündin. Vater hatte sie bereits als Welpen selbst ausgebildet, so dass sie ihm aufs Wort gehorchte. Sie begleitete Vater gern und häufig auf seinen dienstlichen Gängen in Žleby und in der Umgebung. Vater nannte sie immer „Stela“, Mutter und wir Jungs riefen sie in der Koseform „Stelička“. Ihr Leben war in den jungen Jahren weitgehend durch die Arbeit für die Gendarmen-Station ausgefüllt. Als unser Nachbar Herr Jelínek, ein bereits alter Mann und pensionierter Buchhalter der Zuckerfabrik, krank wurde und längere Zeit an das Bett gefesselt war, beklagte er sich, dass er in klaren Nächten wegen des Geheuls des Hundes überhaupt nicht schlafen konnte. Die beiden Familien kannten sich gut und deshalb war es notwendig, diese wenig erfreuliche Situation zu klären. Unser Vater hatte zu dieser Zeit bereits einen Antrag auf vorzeitige Pensionierung gestellt, um sein Rheuma auszukurieren, so dass Stela ihre Arbeit verlor. Als Herr Jeníček, der im nördlichen Ortsteil Kopec gerade eine neue Tischlerwerkstatt aufbaute, hiervon erfuhr, wandte er sich an Vater mit der Bitte, ihm Stela zu überlassen. Er benötigte einen gut ausgebildeten und starken Hund, der seine eingezäunten Flächen mit der Werkstatt und ihren Einrichtungen sowie Ersatzteilen und Lager mit hochwertigen Hölzern bewacht. Es kam zu einer schweren Trennung vom Hund für unsere gesamte Familie. Eines Tages erklärte uns Vater mit sichtbarer Bewegtheit und ruhiger Ernsthaftigkeit, dass er den Tischler Jeníček als rechtschaffenden Menschen kenne, unser Hund in gute Hände käme, ihm der Tischler ein eigenes warmes Hundehaus bauen würde und unser Hund eine nützliche Arbeit verrichten würde. Dann passierte jedoch bald etwas, was uns alle und Herrn Jeníček schockierte.

Kaum drei Monate später kratzte Stela an unserer Wohnung in der Schlosstraße an der Tür und winselte dabei leise vor sich hin. In Kürze hatte sie die Tischlerwerkstatt und ihren neuen Besitzer verlassen. Vater fasste dieses etwa so zusammen: Morgens in der Frühe, als Herr Jeníček und seine Angestellten zur Arbeit kamen, stellten diese fest, dass das Drahtgeflecht des Tores und der Zäune ohne Beschädigungen waren. An einer Stelle war der Zaun untergraben und Stela war nicht mehr da. Vater erklärte uns, dass Stela sich mit ihren Zähnen in einer Nacht durch das alte hölzerne Tor in der Schlosstraße gebissen hatte und dann durch die Öffnung in unseren Hof geschlüpft war. „So etwas habe ich noch nie erlebt. Das kann nur ein Polizeihund, der zur Treue und zur Dienstfertigkeit ausgebildet wurde.“ Vater, der sehr gut die Mentalität seines Hundes kannte, bot Herrn Jeníček an, den Hund

gemeinsam zurück zu bringen, damit dieser verstand, dass er einen Fehler begangen hatte. Danach blieb Vater mit Stela auf dem Gelände der Tischlerei und am späten Nachmittag verabschiedete er sich endgültig von ihr.

Etwa zwei oder drei Jahre später begleitete ich Mutter einmal in den Ortsteil Kopec und dabei entschieden wir uns, zur Werkstatt des Herrn Jeníček zu gehen, um dort vielleicht Stela zu sehen. Überall herrschte die Stille des Sommertags. Kaum dass wir zu dem Zaun gelangten erschien Stelička irgendwoher auf und stellte sich in ihrer Größe und ihrer Kraft auf die hinteren Pfoten, wobei sie mit den Vorderpfoten den Zaun berührte. Sie reagierte freundlich und begeistert auf uns – vor allem gegenüber Mutter; sie winselte und wedelte stark mit dem Schwanz. Mutter lächelte sie an und beruhigte sie mit ein paar Worten. Stela stellte sich dann wieder auf ihre vier Pfoten und lief zu einer kleinen Hütte am Rand der Werkstatt. Nach einer kurzen Weile kam sie mit zwei Welpen zurück zum Zaun. „Da siehst du Stelička, du bist doch glücklich“ sagte Mutter mit von Tränen erfüllten Augen. Dieses war ein tiefes Erlebnis. Wir haben Stela danach nie wieder gesehen, weil wir nicht nochmals diese schmerzhaftige Trennung erleben wollten.

Unsere lieben Hauskatzen waren im Gegensatz zum ausgebildeten Polizeihund eigentlich faul und schätzten den Komfort zu Hause. Sie hießen alle irgendwann Kater Mindík oder die Katze Minda. Wir hatten meist Hauskatzen mit einem dunkelgrau melierten Fell. Als Miroslav und ich noch Vorschüler waren und wir zu Hause eine Minda hatten, spielten wir gern mit den Kätzchen. Wenn aber im Winter die Feld- und Gartenmäuse in die menschlichen Behausungen eindringen, zeigte eine gute erwachsene Katze ihren wahren Wert. Jede hier in das Revier der Katzen eingewanderte Maus wurde ausgekundschaftet, was durchaus wichtig war, denn der Schaden durch die Mäuse konnte erheblich sein. Manchmal beobachteten wir Mindík oder Minda, wie sie geduldig, konzentriert und unbeweglich wie zu einer Säule erstarrt warteten, bis von irgenwoher eine Maus hereinlief. Dann wurde diese Maus durch die Katzen mit einem blitzartigen Sprung gefangen, auf den Boden gedrückt und auf der Stelle durch einen Biss mit den Zähnen getötet, so wie es alle katzenartigen Raubtiere tun. Kleinen Katzennachwuchs unserer Minda, der bereits aus einer kleinen Schale gefüttert wurde, konnten wir immer ohne Probleme in Žleby und Umgebung abgeben, zumal dann, wenn die Interessenten von den besonderen Jagdfähigkeiten unserer dunkelgrau melierten Hauskatze überzeugt werden konnten.

Im ländlichen Gebiet wurden Haustiere nicht danach beurteilt, wie niedlich sie sind, sondern vor allem nach ihrer Nützlichkeit. Nach unserem Umzug aus dem Städtchen in den Ortsteil Kopec hielten wir einige Nutztiere, wie Vögel und Vierbeiner. Für die Fütterung der Gänse

bereitete Mutter Stopfküchlein aus Kleie, die anderen Vögel bekamen Körner auf den Boden gestreut, vor allem Weizen und Gerste. Manchmal wurden sie auch durch das hölzerne Türchen auf die Streuobstwiese gescheucht, wo es auch in der steinernen Rinne an der Pumpe ausreichend Wasser für alle gab. Ein weiterer in die Erde eingelassener kleiner steinerner Trog mit Wasser stand aber daneben in einer Ecke des Hofes zur Verfügung. Einige Kaninchenarten, ein Steckenpferd meines Vaters als Züchter und eine Ziege, die uns und auch das gekaufte Ferkel mit Milch versorgte, fütterten wir mit frischem Gras von der Wiese, mit frisch gehauenen und nahrhaften Gräsern und Klee, Futter- und Zuckerrüben oder manchmal auch mit Brotresten oder anderen hart gewordenen Backwaren. Für jeden Winter hatten wir einen ausreichenden Vorrat an Körnern, Getreideschrot, Kleie, Rüben, Kartoffeln und als Einstreu Haferstroh oder trockene Blätter verfügbar. Letztlich musste auch ich hierbei eine meiner Schwächen zugestehen, die auf dem Land unverständlich ist. Alle diese Tiere beobachtete und fütterte ich oder streichelte ihre Ohren und ihr Fell. Dieses tat ich lieber, als sie als Fleischbraten zu essen.

Einen besonderen Stellenwert bei den Nutztieren hatte das Schwein, das einen eigenen Stall bereits als Ferkel hatte. Vater kaufte jedes Ferkel bei einem Bauern und es wurde bei uns zu einem Gewicht von etwa 100 kg gefüttert. Unsere Mutter fütterte das Schwein dreimal täglich mit einer frisch zubereiteten Futter-Schlicke aus gekochten Kartoffeln und Getreideschrot, dem ein wenig Ziegenmilch beigefügt war. Vater und ich verbesserten die Fütterung durch die Zugabe von Rübenstrunken, frischen Eicheln und ausnahmsweise auch durch Bucheckern, die sammelten wir im Borovičky-Wald, im Park und am Hainrand. Die Schlachtung des Schweins musste immer rechtzeitig mit einem Schlachter besprochen werden. Sie fand meist im Januar, dem kältesten Monat des Jahres statt, weil in den meisten Haushalten auf dem Lande Gefrierschränke noch sehr selten waren. Eisstücke hatten wir aber immer im kältesten Teil des Kellers vorrätig, wo auch Fleisch, Butter und Milch sowie Eier, die unsere Mutter in 5-Liter-Gläsern mit Wasserglas ( $\text{Na}_2\text{SiO}_3$ ) gelegt hatte, gelagert wurden.

Frisches und geräuchertes Fleisch, Schmalz und Schwarten aus der Hausschlachtung des Schweins ermöglichten vielen Familien vor allem auf dem Land das Leben, vor allem für die Zeit des 2. Weltkrieges und die danach. Vater legte frisches Fleisch in Salz ein und erst nach seinen mehrtägigen aufwändigen Kontrollen brachte er dieses in seinen Räucherofen. In dem von ihm eigenhändig erbauten Räucherofen meisterte er die Arbeit des Räucherns so gut, dass sich keine Produkte aus den professionellen Räuchereien mit unseren hauseigenen Rauchwaren vergleichen konnten. Fein zermahlene Schwarten zwischen

zwei Scheiben Brot und eine handvoll Dörrobst aus Äpfeln oder Birnen, manchmal auch ein frischer Apfel im Winter oder im Frühjahr, waren während meiner Studienzeit am Gymnasium von Čáslav ein schmackhaftes Mittagessen.

Ab dem Jahr 1938 buk meine Mutter häufig Brot aus Roggenmehl. Dieses tauschten wir in der Mühle gegen Roggenkörner ein, die wir auf einem der Felder des Buda-Gutes vom Boden nachgelesen hatten. Zwei große Brotlaibe reichten uns für eine Woche oder sogar länger. Ich trug den Teig in einem Brotkorb, der mit einem Leinentuch bedeckt war, nachmittags zu Herrn Bláha, unserem lokalen Bäcker. Abends holte ich die ockerfarbenen Brotlaibe nach Hause. Ihren Geruch spüre ich noch heute. Von Herrn Bláha bekamen wir auch den Sauerteig, damit der Teig aufgehen konnte. Die Kunst, einen Brotteig herzustellen, hatte meine Mutter von der Großmutter Rychetská zu Hause in Kostomlátky gelernt. Im Herbst ernteten wir Gemüse und die mit Hilfe einer Leiter gepflückten Äpfel. Diese Ernte wurde in einem Regal im Keller eingelagert. Unten im Kellergang stand auch ein großes hölzernes Fass, das mit eingelegtem Kraut gefüllt war. Das Böhmisches-Mährisches Becken ist von der nördlichen und der westlichen Seite gegen Winde geschützt. Durch die fruchtbaren Böden entlang der Flüsse und die Lößböden auf den kleinen Erhebungen in diesem Becken war seit Jahrhunderten eine Eigenversorgung mit Lebensmitteln für die Bevölkerung gewährleistet.

Während des 2. Weltkrieges eignete sich die deutsche Okkupationsmacht diesen Teil Böhmens als wichtige und ertragreiche Speisekammer an. Deshalb wandelte die Mehrzahl der tschechischen Bevölkerung mit ein wenig Humor und nur unter vorgehaltener Hand den ursprünglichen und beleidigenden Begriff „Protektorat Böhmen und Mähren“ in den zutreffenderem Begriff „Protektorat Böhmen und Nehmen“ um.

## Liebe zur (unbelebten) Natur

Als ich etwa zehn Jahre alt war, entdeckte ich eine weitere außergewöhnliche sehr stille und bewegungslose Schönheit der Natur, die mich besonders faszinierte. Hierzu kam es im Schotter- und Werksteinbruch in Markovice. Den Weg durch die Allee mit den ausgewachsenen Linden von Žleby kannte ich gut von Besuchen bei Herrn Křížala, dem Großvater meines Mitschülers Josef Březina. Dorthin gingen wir mehrmals in den Ferien, um Grüße auszurichten und um, wie er immer sagte, die Großeltern zu erfreuen. Die Familie Křížala wohnte in einem kleinen Haus im Areal der Fürstengruft der Familie von Auersperg und bewachte diesen Ort. Als Pepíček (Josef) nach langer Krankheit an einem Lungenödem starb, machte ich mich einmal allein auf den Weg nach Markovice. Dabei kam ich auf die Idee, den Steinbruch zu besuchen. Hier arbeiteten einige Männer, die vor allem aus Žleby kamen. Einige kannte ich auch mit Namen; Herr Jelínek war der Vater meines Klassenkameraden Jindra. Jindra besuchte uns hin und wieder in der Schloßstraße und ich ihn in ihrer Wohnung unweit des Buda-Fischteiches. Uns Schüler vereinte das Interesse an der Chemie und die Möglichkeit, einfache chemische Experimente zu Hause durchzuführen. Wir stellten zum Beispiel reinen Wasserstoff ( $H_2$ ) aus Salzsäure (HCl) und Zinkblechstücken her, den wir anzündeten. Wir probierten auch, wie sich mit Wasser verdünnte Salzsäure auf den Pläner oder reinen Kalkstein auswirkt (es entsteht Kohlendioxid =  $CO_2$ ). Zerkleinertes blaues Kupfer-Vitriol ( $CuSO_4 \cdot 5H_2O$ , tritt in der Natur als Mineral Chalkantit auf), das als Pflanzenschutzmittel gegen Schädlinge genutzt wurde, lösten wir in warmem destilliertem Wasser auf. Bei der langsamen Abkühlung des bewegungslosen Wassers entstanden bis zu einem Zentimeter große und reine Kupfersalzkristalle. Das hierfür destillierte Wasser stellten wir in der Schule in einem spiralförmigen Destillationsapparat mit einer Kühlung her. So weit ich mich erinnere ging Jindra später, nach der vierjährigen Bürgerschule in Žleby, an die Chemische Industriefachschule in Pardubice, wo er sein Abitur ablegte.

Die Arbeiter hatten gerade ihre Frühstückspause und saßen auf dem Boden des Steinbruches. Auf meinen Gruß hin antworteten sie recht freundlich und der Vater von Jindra fragte mich mit unverhohlener Neugier: „Jiří, was treibt dich denn hierher, doch nicht wohl etwa das Interesse an unseren Steinen?“ Er stand auf und führte mich stillschweigend zu einem flachen Felsblock. Auf diesem lagen einige Gesteinsstücke mit schönen Mineralkristallen, die ich bis dahin noch nicht kannte. „Gefällt dir etwas?“ Es platzte aus mir heraus: „Mir gefallen alle.“ „Zwei davon kannst Du Dir mitnehmen, die anderen müssen wir für den Kontrolleur aus Čáslav hier behalten.“ Das war meine erste

Begegnung mit einigen Mineralbildungen der sogenannten Alpen Paragenese; genetisch ähnlich der Mineralvergesellschaftung, die in den Alpen vorkommt. Die Minerale werden als schöne Kristalle in Drusen, in Klüften und in Adern im Amphibolit gefunden. Den Steinbruch von Markovice besuchte ich darauf hin unzählige Male und immer nahm ich von dort schöne oder beeindruckende Stücke für meine studentische Mineralsammlung und lokale Gesteinssammlung mit.

Die Stücke für diese Sammlung stammten aber nicht nur aus Markovice. Meine Heimatstadt Žleby und zu meiner Schulzeit am Gymnasium die Bezirksstadt Čáslav waren von zahlreichen und meist zugänglichen Schotter- und Werksteinbrüchen umgeben. In den lokal anstehenden Amphiboliten, Gneisen und dem Turmalingranit bei Přibyslavice sammelte ich weitere mineralogische Fundstücke. Für einen zehn bis fünfzehnjährigen Jungen waren das phantastische Expeditionen. Ich dachte häufig über diese Funde nach, die mich stark beschäftigten. In der Nähe von Starkoč berührte ich erstmals mit meinen Fingern und mit meinen nackten Füßen den Boden des ehemaligen Kreidemeeres oberhalb eines feinkörnigen Gneises mit großen Almandinen (ein rötlich-violetter Granat). Dieses ältere Gestein, das durch die Meeresbrandung vor etwa achtzig Millionen Jahren abgeschliffen wurde, ist an der Oberfläche glatt wie Seide. In durch das Meer ausgewaschenen Grübchen im Gneis bei Starkoč sammelte sich ein helles Sediment des Kreidemeeres an; ähnlich wie auf dem vom Meer erodierten Amphibolit in Markovice. Manchmal saß ich mit geschlossenen Augen auf dem Felsen und berührte diesen mit meinen Händen. Ich stellte mir vor, wie diese Gesteine sanft durch die Kiese und Sande der Meeresbrandung abgerundet wurden. Dabei dachte ich an das Brausen der heranrollenden Wellen und die längst ausgestorbenen Tiere, die damals im turonischen Meer lebten. Jede der bekannten mineralogischen Lokalitäten konnte zu Fuß oder auf dem Fahrrad innerhalb eines halben oder eines ganzen Tages erforscht werden. Am häufigsten suchte ich Minerale in den Steinbrüchen von Markovice, dann in Horky, im Žleby-Hain, bei Přibyslavice, auf Bambousek und bei Starkoč. Ich verachtete jedoch auch nicht die weniger schönen Minerale aus dem Serpentin in Mladotice. Im tiefen Taleinschnitt der Doubrava in Žleby haben mich seit meiner Kindheit die Gneisfelsen angezogen und beeindruckt. Über dem Taleinschnitt befinden sich Sedimente des Kreidemeeres, die Glaukonit und in Erosionsrinnen auch roten Ton enthalten. Lokal waren diese roten Tone so reich an „Limonit“, dass sie als Eisenerze abgebaut wurden. Meine Aufmerksamkeit gehörte aber auch verschiedenen Steinen, mit denen das Flussbett der Doubrava bedeckt ist. Hier gewann ich mit meinen Mitschülern auf dem Grund des Flusses Tone, die in der Grundschule als Modellierungsmassen in den

Handarbeitstunden genutzt wurden. Die Stadt Žleby und ihre Umgebung waren damals für mich ein kleines geologisches Paradies. Meine ersten Mineralfunde verglich ich mit den ausgestellten Stücken im Bezirksmuseum in Čáslav. Einige Fundstücke bestimmte ich später gemeinsam mit meinem Lehrer/Professor für Naturkunde auf der Mittelschule Dr. Antonín Culek oder mit dem Freund Jiří Vtělenský aus Čáslav (später Ingenieur und erfolgreicher Mitarbeiter des Institutes für mineralische Rohstoffe in Kutná Hora), mit dem ich mich erstmals im Steinbruch von Markovice traf.



## Studienjahre in Čáslav <sup>(5)</sup>

Mit dem Eintritt in das Realgymnasium in Čáslav im Jahr 1934 endete meine sorgenfreie Kindheit und es begann eine achtjährige Zeit mit einer intensiven Ausbildung. Der Unterricht fand an sechs Tagen pro Woche vom Montag bis Samstag statt, immer von 8 Uhr morgens bis 1 Uhr nachmittags. Ich stand kurz vor sechs Uhr morgens auf und wurde dabei aufopferungsvoll durch meine Mutter unterstützt. Mit dem Zug fuhr ich vom Bahnhof im Ortsteil Chalupy kurz nach 7 Uhr in Richtung Čáslav. Hier ging ich über die Brücke des Bahnhofes und gelangte mit leichten Schritten in das nur einige Minuten entfernte Gymnasium.

Das Umfeld am Gymnasium in der Bezirksstadt Čáslav war für mich als Anfänger irgendwie heller, reicher, moderner als das Umfeld des kleinen Städtchens Žleby mit seiner Tradition der adligen Herrschaft. In den beiden scheinbar unterschiedlichen Orten konnte man jedoch auf Schritt und Tritt eine Gemeinsamkeit feststellen, nämlich die sorgsame Pflege der Formen, Farben und den Sinn für Sauberkeit sowie der Anbau der die Orte verschönernden Bäume und Sträucher. Heute ist dieses ein Teil der Lebensbedingungen der Menschen – ein Begriff, der damals nur selten Verwendung fand. Diese Pflege wurde durch den Willen und die Zielstrebigkeit von gewählten Persönlichkeiten und durch Freiwillige gewährleistet, die dadurch das Ansehen und Vertrauen der einheimischen Bevölkerung genossen.

In dieser Zeit, als mir klar wurde, dass ich in einer wunderschönen Gegend lebe, der immer wieder durch die Verschönerungen der Umgebung durch menschliche Hände an jedem Stückchen des Landes geprägt wurde, erblickte ich das erste mal ein Mädchen, dessen auffälliges Wesen für mich überraschend war. Ich war damals etwa 13 Jahre und sie ca. 7 oder 8 Jahre alt, als ich wie üblich mit dem Klang der Klingel am oberen Türrahmen in die Bäckerei und Kolonialwarenhandel des Herrn Durchánek unten im Städtchen Žleby gegenüber dem Eingang der geschlossenen Zuckerfabrik trat. Früher gehörte dieser Laden Herrn Žďárský, einem namhaften Bäcker. Seine Backwaren lieferte auch er im Winter auf das fürstliche Schloss in Žleby, wenn die Fürstenfamilie Besuche empfing und war für die außergewöhnliche Qualität seiner Waren weit über die Grenzen des Ortes bekannt. Im Laden stand ein Mädchen, das neben Backwaren noch ein paar Kleinigkeiten kaufte. Sie packte alle Einkäufe vorsichtig in ihre Tasche, schaute mich neugierig mit ihren blauen Augen unter dem dunklen Haarschopf an und verließ nach einem leisen „Auf Wiedersehen“ unter dem Geklingel der Ladenglocke das Geschäft. Ich schaute danach Herrn Durchánek fragend an. Obwohl aus mir kein Wort gekommen war, sagte er: „Das war die Helenka, das kleine Fräulein Rudolf, sie ist ein hübsches Wesen,

nicht wahr?“ Über diese Worte musste ich lächeln, aber diese erste Begegnung ist für immer in meiner Erinnerung geblieben.

Das Gebäude des Realgymnasiums in Čáslav hatte geräumige Klassenzimmer mit großen Fenstern im Parterre und auch in den beiden oberen Etagen. Die große und helle Turnhalle wurde später auf einem kleinen Teil des ausgedehnten Hofes gebaut – hier stand an der Einfahrt die Villa des Schuldirektors. In die Turnhalle gelangte man über ein paar Stufen aus dem Erdgeschoss. Hinter ihr war noch ausreichend Raum für einen Volleyball-Platz, die Sandgruben für den Hoch- und den Weitsprung, aber auch für die sportlichen Übungen der Klassen, die sich zwei Stunden wöchentlich in der Turnhalle abwechselten. Im Erdgeschoss konnten wir die Schulbibliothek besuchen, die unser Klassenlehrer Professor Jaroslav Pacák leitete. Hier gab es auch ein naturwissenschaftliches Kabinett mit einer Sammlung von Käfern, Schmetterlingen und anderen Insekten, Schränke mit ausgestopften Tieren, einige Mikroskope und Arbeitstische. Am Haupteingang der Schule verkaufte der Schuldiener in einem kleinen Zimmer warme Würstchen mit Senf und Brötchen. Hieran grenzte ein Raum an, in dem sich die auswärtigen Studenten bei schlechtem Wetter aufhalten konnten, wenn sie nachmittags an freiwilligen Unterrichtsstunden teilnahmen. Ich liebte vor allem den durch Tageslicht durchfluteten Zeichensaal, der ohne Schulbänke ausgestattet war. Hier gab es nur Tische mit Stühlen, einige Schränke mit Gipsmodellen und Werkzeuge zum Zeichnen und Malen mit Aquarellfarben. In den Gängen der Schule gab es Kleiderständer für die Mützen und die Mäntel der Studenten von der Prima (1. Klasse des Gymnasiums) bis zur Oktav (8. Klasse des Gymnasiums, also dem Abiturjahrgang). Darunter standen Bänke zum Wechseln der Schuhe, die alle frei zugänglich waren und über keine verschließbaren Schränke verfügten. Jeder Student musste sich nur daran erinnern, wo er seine Bekleidungsstücke abgelegt hatte. Ich kann mich nicht erinnern, dass in meiner achtjährigen Gymnasialzeit je ein Bekleidungsstück irgendjemand verloren gegangen wäre. Physik und Chemie, mit denen ich recht gut klar gekommen bin, hatten wir meist im großen Hörsaal im zweiten Obergeschoss. Hier gab es wie in einem Hörsaal nach oben treppenartig ansteigende Sitze und Pulte, damit auch die oben sitzenden Schüler die Vorführungen und Versuche sowie die Erläuterungen der Lehrer auf dem massiven Tisch vor der schwarzen Schiebetafel sehen konnten. In der Quinta und der Sexta nahm ich gern an den freiwilligen praktischen Übungen im Fach Chemie teil, die einmal wöchentlich nachmittags in dem Labor stattfanden, das unmittelbar an den Hörsaal für Chemie angrenzte.

In den zehnminütigen Hauptpausen zwischen den fünf Unterrichtsstunden, die durch das Klingeln der elektrischen Glocke

eingeleitet und auch beendet wurden, bewegten sich die Studenten zu zweit schwatzend oder schweigend allein auf den Gängen meist unter der dezenten Beobachtung irgendeines Lehrers. Hierbei entwickelten sich Sympathien und Freundschaften. Schüler verschiedener Jahrgänge konnten sich kennen lernen, aber man konnte auch die schönen Mädchen bewundern, die hier ihre Reize zeigten und bei Bedarf auch die flegelhaften Jungs vom Lande provozierten. Ich glaube, dass ich in den höheren Klassen zu diesen Jungs gehörte, aber wegen meiner Aufgaben zu Hause in Žleby, meiner Lebenspläne und meiner Erziehung in dieser Hinsicht enthaltsam war. Ich war froh, dass ich die bezaubernden Mädchen, die mich am Gymnasium mochten und mit denen ich mich gern unterhielt, bei den Tanzstunden an der Hand halten und mit ihnen über das Parkett des Grandhotels in Čáslav tanzen durfte.

Die Zeit der Tanzstunden für die Schüler und die Schülerinnen am Gymnasium in Čáslav waren seinerzeit schön, obwohl wir wussten, dass wir in einem okkupierten Land lebten und der 2. Weltkrieg sich näherte. Die Tanzstunden fanden im großen Saal des Grandhotels in Čáslav am Samstag nachmittags statt. Organisiert wurden diese durch den Tanzlehrer Herr Hejzman, der uns auch das Tanzen lehrte. Wir besuchten diese Tanzschule als Jahrgang der Sexta des Gymnasiums gemeinsam mit dem zweiten Jahrgang der damaligen Höheren Wirtschaftsschule und den Schülerinnen der Quinta unseres Gymnasiums und mit Mädchen der zweijährigen Hauswirtschaftsschule in Čáslav. Ich besuchte die Tanzschule in der Septima. Hierfür gab es einen recht banalen Anlass. In den Jahren der Pubertät wuchs ich sehr schnell und nahm zu, so dass ich, als sich in den ersten Wochen des Schuljahres in der Sexta die Jungs für die Tanzstunden einschrieben, zu meiner Überraschung feststellen musste, dass ich keine dunkle Bekleidung hatte, die aber hierfür vorgeschrieben war. Als mein Bruder Miroslav von diesem Problem durch meine Eltern erfahren hatte, sagte er mir, dass er sich umgehend einen schwarzen Anzug in Záborský năhen lăsst. Er arbeitete damals dort als Zahntechniker mit einem guten Einkommen und er wŭrde mir diesen Anzug fŭr die Tanzstunden ausleihen. Wir hatten zu dieser Zeit eine ăhnliche Kleidergrŭe, aber der beauftragte Schneider war nicht in der Lage, diese Bestellung so schnell zu realisieren. Somit blieb mir nichts anderes ŭbrig, als meinen Kurs bei der Tanzschule auf die Septima zu verschieben, was ich aber sportlich nahm. Die Tanzstunden begannen meist in der ersten Hălfte des Oktobers und endeten kurz vor Weihnachten. Fŭr mich war es wichtig, dass ich den letzten Abendzug von Čáslav nach Žleby erreiche. Dieses gelang mir immer mit einem schnellen Schritt, aber manchmal auch mit einem Laufschrift. Nach dem eigentlichen Tanzkurs gab es auch noch zwei oder drei zusătzliche Stunden, an denen die Absolventen der

vorherigen Kurse teilnahmen. So konnte ich auch mit Mädchen aus unserer gymnasialen Septima tanzen. Ihr Lächeln, ihre Anmerkungen und ihre Sticheleien bereicherten unsere beiderseitigen Unterhaltungen beim Tanzen sehr. Nach diesen verlängerten Tanzstunden, die oft bis Mitternacht andauerten, konnte ich bei meinen Mitschülern Blahomír Borovička und Jiří Vtělenský in Čáslav übernachten und auch mit ihren jüngeren, sympathischen und intelligenten Schwestern tanzen.

Meine achtjährige Gymnasialzeit war eine Vorbereitung für mein erträumtes Studium an der Karlsuniversität in Prag. Nach dieser kurzen Beschreibung der Bedingungen am Gymnasium in Čáslav komme ich nun endlich zu elementaren Grundbestandteilen unserer Gedankenwelt, Entscheidungsfindungen, die die Beziehung zur Arbeit und die Selbstbestimmung beeinflussen. Auf der einen Seite waren hier in Čáslav die Professoren des Gymnasiums, ihre menschlichen Qualitäten, ihre pädagogischen Begabungen, ihre Gründlichkeit und ihre Konsequenz, ihre fachlichen Kenntnisse und vor allem ihr Vorbild bei der Arbeit. Auf der anderen Seite waren aber die Schüler meist unter sich mit ihren unterschiedlichen charakterlichen Eigenschaften, ihrem Äußerungen zu den Themen Solidarität, Kameradschaft und Wettbewerb.

Der wichtigste Pädagoge war für mich, wie für die meisten meiner Mitschüler, unser Lehrer und Klassenprofessor von der Prima bis zur Oktav Jaroslav Pacák. Er war gebildet und sehr angesehen und er wurde wegen seines Humors und seiner Freundlichkeit geschätzt. Er trat gegenüber allen Schülern gerecht und immer korrekt auf. Er lehrte uns acht Jahre Tschechisch und Deutsch. In den unteren Klassen auf dem Gymnasium gab es in seinen Unterrichtsstunden meist Erläuterungen zur Grammatik, Diktate und Diskussionen zu den Fehlern. Diese waren meist lustig oder ein wenig ironisch. Hierzu gehörte auch die Analyse von Kurzgeschichten, die Rezitation von Gedichten aus dem Gedächtnis, im Tschechisch-Unterricht beauftragten Texte zu einem vorgegebenem Thema, Pflichtlektüren und Diskussionen über diese Texte. In den höheren Klassenstufen bekam dann die Literatur in seinem Unterricht einen größeren Stellenwert. Hierzu gehörten vorgelesene Erzählungen, die Analyse von Gedichten und Romanen, seltener auch von Theaterstücken und die Erläuterungen sowie Diskussionen zur deren Entstehungszeiten. Auf Anordnung des Schulministeriums bezog auch unser Gymnasium ab dem Jahr 1939 die deutschsprachige Tageszeitung *Welt-Blatt* <sup>(6)</sup>. Beim Lesen dieser Zeitung erweiterten wir unseren Sprachschatz bei Konversationen, aber wir erfuhren hierdurch auch immer wieder, dass die deutsche nationalsozialistische Expansion im Zusammenhang mit der Achse Berlin-Rom-Tokio mit dem furchtbaren Willen geplant wurde, viele Völker in Europa und Nationen in anderen Erdteilen zu beherrschen.

Bereits zu dieser Zeit erklärte uns Professor Pacák, dass die Regeln der tschechischen Rechtschreibung mit Gefühl auf die Entwicklung der Umgangssprache reagieren müsse. Seine Belehrungen gelten auch noch heute: „Auch in diesem Bereich der tschechischen Rechtschreibung müssen unbedingt klare und einheitliche Regeln gelten und beachtet werden und es darf keine verschiedenen Schreibweisen geben. Dieses gilt zum Beispiel für die Übernahme des doppelten s (ss) aus fremdsprachlichen Worten wie discussion, comission, recession – diese Worte müssen tschechisch geschrieben und gesprochen werden also als diskuse, komise und recese, aber nicht diskuze, komize oder receze.“<sup>(7)</sup> Ziemlich überraschend lehrte er uns auch das Wort Čáslav zu deklinieren „Damit gestatte ich mir Ihnen, meine lieben Studenten Ihnen als fast erwachsene Septimaneer, eine mustergültige Deklinationsregel mitzuteilen, die nach meinen Erfahrungen einfach und nicht vergessbar ist. Sie ist einigermaßen grob (wir alle spitzten die Ohren) und es ist notwendig, dass ich Ihnen die Quelle dieser Regel mitteile. Die Regel zur Deklination des Wortes Čáslav hörte ich aus dem Mund eines Professors für tschechische Sprache und Grammatik an der Karlsuniversität in seiner spannenden Vorlesung, die ich fleißig besuchte. Für die Deklination von Čáslav und anderen bzw. ähnlichen Eigennamen (z.B. Boleslav, Soběslav, Zbraslav) gelten die gleichen Regeln wie beim Wort „prdel = Arsch“<sup>(8)</sup>. Ich hoffe, dass sie diese Regel richtig und nur im Geist nutzen und sie nicht missbrauchen werden.“ In der erheiterten Septima, in der alle Schüler bereits prüften, wie sich diese neue Regel anwenden lässt, meldete sich eine Stimme, es war wohl Lád`a Chroustovský, der hinter mir in der letzten Reihe saß: „Das nenne ich mal eine objektive und funktionierende grammatikalische Regel. Gibt es denn hiervon noch mehr?“ Darauf antwortete Pacák: „Ich glaube, dass das völlig ausreicht. Wenn ihr nicht aus Čáslav kämet und die Deklination des Namens Eurer schönen Stadt euch keine Schwierigkeiten bereiten würde, meine Lieben, dann wäre auch diese Regel vor euch geheim geblieben. Und ansonsten seid froh, dass Ihr ab heute diese Deklination beherrscht und werdet dieses nicht missbrauchen“.

Professor Pacák war auch deshalb ein seltener Pädagoge, weil er den Sprachunterricht mit der tschechischen literarischen Kultur und der historischen Dimension der Vergangenheit und der Gegenwart, mit den jeweiligen Machtverhältnissen und sozialen Verhältnissen in einem großem Umfang miteinander verband. Es ging ihm immer darum, dass wir das Leben und Denken der einfachen Menschen des gesamten Volkes in der Zeit kennen lernen, über die der Autor schrieb. Als wir unter seiner Leitung in der Sexta oder in der Septima den in Versen gefasste Zyklus der Erzählung *Im Schatten der Linde* von Svatopluk Čech (1846-1908) im Lientheater einübten, vertraute er mir die Figur

des jungen Gesellen Zajíček an. Zu Hause sollten wir über diese Verse, ihre Zeit und ihre Umgebung nachdenken und diese vor der Klasse nach eigenem Ermessen vortragen oder kritisch bewerten. Ich erinnere mich daran, dass ich sehr zufrieden war, als mir Pacák mit einem Lächeln und einem kurzen Kopfnicken deutete, dass wir beide für diesen Text eines herausragenden Dichters aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dasselbe Verständnis haben. Die Unterrichtsstunden bei Professor Pacák in Tschechisch und in Deutsch fühlten sich immer kurz an, weil sie intensiv, immer interessant und arbeitsreich waren und weil sie nicht nur einen enzyklopädischen Charakter hatten.

Bei schönem Wetter zog unsere gesamte Klasse unter seiner Leitung zu einer Wanderung in die Umgebung von Čáslav. Diese Wandertage gab es vier Mal jährlich. Wir wanderten immer in Zweierreihen oder im Gänsemarsch auf einer Seite der Landstraße über Církvice bis fast nach Malín. Von hier aus sah man ein Stück der damals im Mittelalter bedeutsamen und nach Prag zweitgrößten Stadt Kutná Hora. Einige Male war das Ziel dieser Wanderungen der Stadtpark Vodranty mit seinen Sportplätzen und seinen für das Lauftraining geeigneten Wegen. Unsere Aufgabe auf den Wanderungen war es, die Schönheiten der Natur im Herbst oder im Frühjahr zu beobachten und dann diese zu beschreiben. Am Ende des Schuljahres im Juni fand ein eintägiger oder zweitägiger Schulausflug mit Professor Pacák und anderen Lehrern statt, der immer gut geplant war und einen Bezug zur tschechischen Geschichte und Literatur hatte. Den tiefsten Eindruck hinterließen dabei Kutná Hora mit den historischen Bauwerken und hierbei vor allem der gotische Dom der Heiligen Barbara, der Patronin der Bergleute, aber auch der Welschenhof (Vlašský dvůr) mit der Münzwerkstatt der böhmischen Könige und dem Museum mit der Mineralausstellung. Überraschend und beeindruckend war auch ein Ausflug in das Kloster von Sázava mit den Mauerresten aus rötlichen Arkosen. Hier hatte der Heilige Prokop als Abt gedient. Ich erinnere mich auch noch an einen zweitägigen Ausflug nach Nordböhmen mit dem Ziel Hronov. Hier saßen wir etwa eine Stunde im Zuschauerraum des Jirásek-Theaters. Wir hörten hier von Professor Pacák einen Vortrag über die Rolle einiger Schauspieler aus der Zeit der nationalen Wiedergeburt und über die Rolle des Theaters in der tschechischen Kultur. Dieser Ausflug wurde durch einen Besuch der Felsen von Broumov gekrönt.

In seiner Freizeit war Professor Pacák organisatorisch und fachlich im Kino Pokrok (= Fortschritt) tätig, das seinerzeit durch einige charitative Vereine und der Organisation der Kriegsinvaliden betrieben wurde. Er liebte auch das Dusík-Theater in der Stadt sehr und warb bei den Schülern des Gymnasiums für dieses. Ich erinnere mich daran, dass er mir einmal ein Buch aus der Bibliothek mit den Worten empfahl: „Jiří,

ich würde mich sehr freuen, wenn Sie dieses Büchlein über das Leben des Bürgers und Musikers aus Čáslav, Ladislav Dusík, lesen würden und eine kleine Zusammenfassung vor der Klasse vortragen können. Ich öffnete das Buch und las leise den Titel: „Ein verirrtes Lied, Autor Alois Vojtěch Šmilovský“. Dieser Name war mir bis zu diesem Zeitpunkt unbekannt. Viele Jahre später erfuhr ich, dass sein eigentlicher Name Alois Schmilauer war (1837–1883). Er arbeitete als Professor am Gymnasium und als Schulinspektor und in seiner Prosa beschrieb er bemerkenswerte Personen aus den Reihen des tschechischen Volkes mit einer außergewöhnlichen Schöpferkraft. Dieser natürliche und väterliche Professor Pacák machte auch die Schüler der höheren Jahrgänge mit weiteren Büchern aus der gut ausgestatteten Bibliothek des Gymnasiums bekannt. Andere Studenten der höheren Jahrgänge am Gymnasium von Čáslav könnten ähnliche Erfahrungen mit Professor Pacák sicher bestätigen.

Unser Klassenlehrer forderte uns immer wieder auf, mehr zu lesen. Er liebte Bücher und er hielt diese als das gesammelte Wissen und die Erfahrungen jeder Nation in Ehren. Nach dem Krieg 1939-1945, also nachdem er bereits verstorben war, erfuhr ich, dass seine Frau Professorin Lidmila Pacáková eine große Anzahl an Büchern aus der umfangreichen Sammlung ihres Ehemannes sowie aus ihrer eigenen umfangreichen Sammlung zur deutschen Klassik und der deutschen modernen Literatur der Bibliothek des Gymnasiums von Čáslav übergab. Dieser Akt bestätigte meine früheren Eindrücke zum Professor Pacák, der in den Unterrichtsstunden Tschechisch und Deutsch immer Vergleiche zwischen beiden Sprachen erläuterte. Seiner Liebe zur Literatur folgend und unter Berücksichtigung seiner leidenschaftlichen Tätigkeit als Leiter der Schulbibliothek wurden diese Bücher hier besonders pfleglich behandelt. Mit Hilfe der Schüler wurden alle Bücher in die großen Schränke und Regale der Bibliothek eingeordnet. Alle Bücher erhielten einen hellbraunen Überzug aus Einschlagpapier sowie einen Stempelabdruck mit der großen Registraturnummer auf dem Buchrücken und auf einer der Innenseiten. Der größte Erfolg dieser Aktion war sicher, dass die Schüler, die beim Einschlagen, der Einordnung sowie der Registrierung dieser Bücher beteiligten, viele der bekanntesten tschechischen Autoren und ihre Bücher kennenlernten. Daneben lernten sie auch die graphischen Drucke aus der Zeit der Entstehung dieser Bücher sowie Übersetzungen von weltbekannten Autoren aus Europa und Amerika kennen. Ich selbst las bereits irgendwann in der Sexta erstmals ein deutschsprachiges Buch von John Knittel *El Hakim* über das Leben eines Arztes in Ägypten. Mir gefiel hierbei vor allem der Stil des Autors, wie er über die Erlebnisse der

Hauptperson im Buch mit Patienten und Dörflern berichtete, auch wenn die dortigen Lebensumstände häufig wenig erfreulich waren.

In der Zeit der persönlichen Reifung in den höheren Klassen des Gymnasiums in Čáslav wuchs in mir das ersehnte Ziel, mein Leben den Naturwissenschaften zu widmen oder Arzt zu werden. In meinen Träumen stellte ich mir deshalb ein solches Leben vor, das mich erfüllen würde. Solche Traumberufe beschrieb Paul de Kruif in seinem Buch *Die Mikrobenjäger* oder Sinclair Lewis in seinem Roman *Arrowsmith*. Ich schätzte in diesem Zusammenhang besonders die Erfahrungen des Martin Arrowsmith und seine Kenntnisse aus der wissenschaftlichen Praxis: „Das wichtigste an einem Experiment ist nicht dieses selbst, sondern seine sehr genaue Beschreibung“. Diese Aussage hat mich und meine Studenten bei allen Arbeiten als Leitmotiv begleitet.

Die häufigen Referate zu gelesenen Büchern und Erzählungen in den Schulstunden waren für Professor Pacák kein Selbstzweck. Er erklärte uns, wie wichtig es ist, mittels prägnanter Formulierungen und unter Vermeidung von unnützen Worten über jedwedes Werk bzw. seine eigene Arbeit zu informieren. Er pflegte auch zu sagen, dass sich jeder gebildete Mensch mündlich und schriftlich gut ausdrücken können muss. Deshalb berichtete und ergänzte er seine Schüler beim Vorlesen, er ermutigte sie und mit seinem freundlichen Nicken und zeigte seine Wertschätzung für deren Leistung. Dieser Lehrer mit höchstem pädagogischen Können lehrte nicht nur, sondern erzog auch. Er, der für seine Liebe zur Literatur und seiner Muttersprache bekannt war, musste in der Zeit der Heydrichiade <sup>(9)</sup> grausam sterben. In Čáslav, in einer eigentlich überschaubaren Bezirksstadt, trat Professor Pacák den Okkupanten und ihren tschechischen Handlangern als nicht übersehbarer und funkelnder Leuchtturm gegenüber, und es war notwendig, ihn als Gegner des Dritten Reiches zu beseitigen.

Von den anderen Professoren des Gymnasiums blieben mir besonders folgende in Erinnerung. Das waren vor allem Dr. Antonín Culek und in den unteren Klassenstufen Otokar Holländer für die Naturwissenschaften, der Physiklehrer Karel Buben, der Mathematik-Lehrer Václav Kučera, die Lateinlehrerin Marcela Pinkasová-Wurmová sowie die Lehrer für Zeichnen und bildende Kunst Karel Liška und Antonín Pospíšil. Als ich nach dem 2. Weltkrieg aus dem deutschen Konzentrationslager heimkehrte und kaum ein paar Tage endlich wieder in meinem geliebten Žleby war, kam Professor Pospíšil, um mich zu besuchen. Ich war nicht zu Hause, Vater war irgendwo auf den Feldern unterwegs und so konnte der Gast lediglich mit meiner Mutter sprechen. Er erklärte ihr, dass er mein Lehrer für Zeichnen und bildende Kunst am Gymnasium von Čáslav war und dass er von meiner Rückkehr aus Mauthausen erfahren habe. Er wollte mir empfehlen, dass ich mich an



der Akademie für bildende Künste in Prag anmelden soll, weil ich für eine solche Arbeit erschaffen sei. Als ich dann spät abends nach Hause kam, berichtete Mutter ausführlich von dem unerwarteten Besuch. Sie erwähnte aber gegenüber dem jungen und sympatischen Lehrer auch, dass es ihr unendlich leid tun würde, weil sich ihr Sohn bereits an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität in Prag für die Fächer Naturwissenschaften und Chemie eingeschrieben habe. Zu dieser Zeit hatte ich mich entschieden, die geologischen Wissenschaften zu studieren und dieses Studium so schnell wie möglich abzuschließen, damit ich von meiner Arbeit leben und meinen geliebten, alt werdenden Eltern helfen könne. Immer, wenn ich mich an die Zeit auf dem Realgymnasium in Čáslav erinnere, ist mir bewusst, dass uns hier ein sehr gutes Lehrerkollegium zur Verfügung stand.

In das Gymnasium in Čáslav fuhren wir täglich, außer sonntags, mit dem Zug, der immer mit Studenten, mit Lehrlingen sowie mit anderen Menschen aus den an der Bahnstrecke liegenden anmutigen Ortschaften dicht besetzt war. Für die meisten Fahrgäste endete die Fahrt in Čáslav, nur einige stiegen in die Züge nach Sedlec - Kutná Hora und Kolín um. Mehr Platz war im Zug, mit dem ich gegen zwei Uhr nachmittags von Čáslav aus nach Hause fuhr, in diesem saßen überwiegend Studenten. Von der Prima bis zur Oktav des Gymnasiums trafen sich immer vier Studenten aus Žleby: Pepík Arient, Lád`a Loukotka, Pepík Marcilis und ich. Weitere Mitschüler und Mitschülerinnen lernten wir allmählich als Freunde in der eigenen Klasse und in den nächstliegenden Klassenstufen kennen.

Von meinen Mitschülern mochte ich vor allem Honza Egidy, der mit mir in einer Schulbank als Nachbar saß. Er hatte von Natur aus ein freundliches Wesen, eine rhetorische Begabung und ein Gespür für Humor. Sein Vater Dr. jur. Egidy war Sekretär in der Bezirksstadt Kutná Hora. Honza war ein Einzelkind. In der Quarta teilte er mir einmal mit, dass seine Eltern mich gern kennen lernen möchten und sie hoffen, dass ich ihre Einladung nach Kutná Hora annehmen würde. So fuhr ich in den Sommerferien zwischen der Quarta und der Quinta mit der Zustimmung meiner Eltern für einige Tage als Gast in die große Wohnung in der ehemaligen Eichanstalt nach Kutná Hora. Honza hatte sein eigenes Zimmer mit einem eigenen Schreibtisch, was für mich luxuriös und unvorstellbar war. Ich selbst lernte für das Gymnasium in einem schönen Haus mit dem Garten in Žleby in der Küche oder im Wohnzimmer, was immer nur durch das erstaunliche Verständnis der Eltern und Brüder ermöglicht wurde. Als wir 1936 auf den Kopec-Hügel in das kleine Haus umzogen, in dem es noch keinen elektrischen Strom gab, schrieb ich alle Hausaufgaben auf dem Küchentisch und zeichnete dort vorsichtig mit Tusche alle Hausaufgaben auf dem Reißbrett. Im Winter leuchtete hier

für mich eine Petroleumlampe, eine sogenannte Blitzlampe. Ich fühlte mich niemals eingeschränkt oder sozial benachteiligt. Im Gegenteil, ich liebte diese bescheidene und einfache Lebensweise. Ich glaube, dass ich wegen des Bewusstseins über meine Herkunft immer bestmögliche Arbeitsergebnisse als eine besondere Notwendigkeit ansah. Ständig erinnerte ich mich in diesem Zusammenhang auch an die Worte meiner Mutter über die Stärke und die Notwendigkeit der Bildung, die den Menschen Flügel verleihen würde.

Die Familie Egidy besaß ein Wochenendhaus am Fischteich Bahno. Hierhin fuhren sie im Sommer über die Wochenenden. Die Fahrt mit der Eisenbahn dauerte nicht mal eine ganze Stunde. Am ersten Samstag der Einladung nahm ich an einem solchen Wochenendausflug teil. Der Name dieses Fischteiches bezeichnet sehr zutreffend seinen Grund, denn „bahno“ bedeutet im Tschechischen „Schlamm“. Nach der erhofften Erfrischung im Wasser, wobei mit jedem Schritt vom Ufer aus der feine Schlamm immer stärker aufgewirbelt wurde, begann ich das Wasser des anmutigen Doubrava-Flusses mit seinen sandigen und kiesigen Böden zu schätzen. Dort in Žleby kam es nur selten im Laufe des Jahres zu Trübungen. Als ich nach einigen Tagen von diesem Besuch mit dem Zug nach Hause fuhr und ich über diese Tage in Ruhe nachgedacht hatte, nahm ich mir vor, dass die Dinge, die ich einmal machen, gestalten oder leiten würde, außergewöhnlich, notwendig, nützlich und von allen geschätzt sein müssen und zu einem besseren Leben beitragen sollen.

Mit einiger Überraschung und Verwunderung betrachtete ich erstmals kritisch meine eigenen bisherigen Lebensumstände und Empfindungen, die ja eigentlich mein Schicksal vorbestimmen sollten. Ich fasste aber sofort den Entschluss, dass ich über meine vermeintliche schicksalhafte Vorbestimmung nicht mehr sprechen werde, sondern an meinen Lebensplänen noch intensiver arbeiten werde. Danach las ich fasziniert und mit einer Selbstreflexion Biografien und kürzere Berichte über Menschen, die man als „Selfmademan“ bezeichnen kann; also über Edison, Pasteur, Marie Curie-Sklodowska und andere.

Drei meiner Mitschüler in den ersten Klassen des Gymnasiums in Čáslav überzeugten mich vom Sinn der Pfadfinderbewegung mit ihren Zielen - das Erleben von außergewöhnlichen Jahren in Harmonie, Liebe und Bewunderung zur Natur. Wir verbrachten viele Stunden in Čáslav und seiner weiteren Umgebung mit ähnlich denkenden Jugendlichen, später auch in Žleby. Dabei waren immer Blahomír Borovička, Ivo Engländer und Pavel Mikysek. Blahomír und Ivo waren mehr die Intellektuellen, Pavel dagegen zeichnete sich durch seine bewundernswerte Geschicklichkeit und seine Leistungsfähigkeit aus. Sie führten mich etwa in der Tertia nach dem Unterricht zu Herrn Forman, in dessen Villa im Viertel Balkán die Zusammenkünfte der Leiter der

Abteilungen und der Gruppen stattfanden. Ich wurde in die Abteilung von Bláža Forman eingeordnet, dem ältesten Sohn der Eheleute Forman.

Kurz danach kam ich in die Gruppe der „Biber“ und im Jahr 1937 in die Gruppe der „Wölfe“. Herr Forman und Bláža waren ausgezeichnete Lehrer, sie verstanden die jungen Leute und sie fesselten uns mit ihren Programmen. Die Gruppen trafen sich in einer der kleinen mittelalterlichen Befestigung der Stadtmauer, also in einer niedrigen Bastei, die als Klubraum genutzt wurde. Was gab es alles bei diesen Treffen zu erfahren und zu organisieren: neue Spiele, Ausflüge in die Stadt und ihre Umgebung. Hierzu zählten auch die Einweisung zur vorsichtigen Entfackung eines Lagerfeuers und sein sicheres Löschen, das Training zum Aufbau von verschiedenen Zelten, das Binden unterschiedlicher Knoten, das Erkennen der Spuren von Tieren und Menschen anhand von Gipsabdrücken, das Auffinden von seltenen Wuchsformen in der Natur, Wettbewerbe mit dem Morse-Alphabet oder bei der Ersten Hilfe. Eine der schwersten Prüfungen, die nur selten gemeistert wurde, waren die „Drei Adlerfedern“. Uns vereinte nicht nur die Sehnsucht nach Romantik in der Natur, sondern auch die beeindruckenden Texte der Autoren wie Seton, Grey, London und vor allem Jaroslav Foglar, aber letztlich auch der Wunsch, unsere Freizeit sinnvoll auszufüllen.

Der Organisation der Pfadfinder (Scout, später Junák) widmete sich in Čáslav intensiv die Familie Forman. Neben den Eheleuten Forman und Bláža gehörte hierzu auch der zweite Sohn Pavel, ein sehr begabter Künstler, der nur wenig älter als ich war. Er emigrierte nach dem 2. Weltkrieg nach Australien. Der jüngste Sohn aus der Familie Forman war ihr Benjamin Miloš, der etwa zehn Jahre jünger als ich war und heute ein weltbekannter und berühmter Film-Regisseur ist. Er emigrierte in den sechziger Jahren in die USA. Damals, kurz vor dem 2. Weltkrieg bot uns Miloš in der mit Glas verkleideten Veranda Zwieback und Kekse der Marke Jína an und seine Mutter servierte uns bei den Treffen der führenden Pfadfinder Tee. Relativ schnell gelang es mir, in Žleby vier Zehnergruppen der Jungs für die Pfadfinder zu gewinnen, aus denen wir drei Gruppen gründeten: die Biber (hier war ich zunächst der Anleiter, später dann Karel Kučera), die Gämsen (erster Anleiter war mein Bruder Miroslav und danach Karel Křivský) sowie die Möwen (Anleiter Zdeněk Jiráček). Es war aber bereits eine Zeit, als sich Golgatha nicht nur den tschechischen Pfadfindern, sondern auch dem tschechischen Volk unaufhaltsam näherte. Die Idylle der glücklichen Jugend endete definitiv, als ich kaum siebzehn Jahre alt war. Die zweite Hälfte des Weltkrieges der Jahre 1939–1945 bedeutete für mich Zwangs- und Sklavenarbeit in Deutschland und die Gefangenschaft im Konzentrationslager. Gleich nach meiner Rückkehr aus dem Konzentrationslager erhielt ich die

traurige Nachricht, dass die Eheleute Forman durch die Gestapo verhaftet worden sind und als Märtyrer für die Freiheit der Tschechoslowakei im Konzentrationslager Auschwitz starben. Über diese Ereignisse gibt es jedoch ausführlichere und genauere Beschreibungen ihrer Söhne. Als ob es noch nicht bereits genug Tragödien in der Familie gab, verunglückte auch noch kurz nach dem Krieg Bláža Forman, der Leiter der Pfadfinderabteilung aus Čáslav, gemeinsam mit einigen weiteren Teilnehmern bei einem Ausflug im Sommer in die Niedere Tatra, als sie dort in einem Schneesturm und einen schlagartigen Temperatursturz kamen. Zu dieser Tragödie, in der durch die ostböhmischen Pfadfinder verehrten und geschätzten Familie Forman, habe ich jedoch keine genaueren Angaben.

In den Resten der Tschechoslowakei waren nach der nationalsozialistischen deutschen Okkupation am 15. März 1939 ab dem Ende des Sommers dieses Jahres jedwede Organisationen der Pfadfinder verboten. Einige Funktionäre waren bereits vor dem Einfall in Richtung Westen emigriert. Diejenigen, die geblieben waren, wurden sehr aufmerksam durch die Gestapo und ihre tschechischen Helfershelfer beobachtet. Während des Krieges wurden praktisch alle Dinge, die auch nur andeutungsweise eine kulturelle Verbindung nach Großbritannien oder zu den USA hatten und nicht mit dem großdeutschen Gedankengut in Verbindung gebracht werden konnten, im Hitlerdeutschland und seinen okkupierten Gebieten undenkbar. Am Anfang des Jahres 1939, also nach der Prüfung als Anwärter im Zentrum der Pfadfinder in Kolín, wurde ich zum Leiter der ersten Pfadfinderabteilung in Žleby ernannt, die sich bereits erfolgreich aus drei früher gegründeten Gruppen entwickelt hatte. Im dortigen Vereinsraum, der durch Spenden wie Möbel, Zelte und eine kleine Bibliothek gefüllt war und in dem wir Ausstellungen zu Spurenabdrücken und Besonderheiten der Natur veranstalten konnten, half uns verständnisvoll und kostenlos Herr Händel. Hier im Erdgeschoss eines der ehemaligen Fabrikgebäude unter dem steilen Hang des Waldes Borovička lebte Herr Händel und betrieb sein Handwerk als Tapeziermeister in seiner Polsterei. Im Juli 1939 konnten wir als Pfadfinder noch drei wundervolle Wochen im Eisengebirge (Železné hory) in einem Zeltlager unweit des Flusses Chrudimka auf einer höher gelegenen Wiese erleben. Ein schönes und großes Waldgebiet hatten wir direkt hinter uns. Allerdings holten uns schon bald die Befehle der deutschen nationalsozialistischen Ämter ein. In der zweiten Hälfte des Juli 1939, als wir uns bereits auf unsere Rückkehr nach Hause vorbereiteten, gab es das Verbot von allen Zeltlagern in der Natur.

Kurz danach, etwa Ende September, wurde plötzlich die Tür zum Klassenraum der Sexta A in einer Tschechisch-Stunde geöffnet. Herein

trat der stellvertretende Schuldirektor mit einem ernsthaften und ein wenig erschrockenem Gesichtsausdruck. Er teilte meinem Klassenlehrer Professor Pacák mit, dass zwei Herren aus dem Bezirksamt mit Jiří Kouta sprechen müssten und dass dieser Student seine Sachen zusammen packen müsse, da sie gleich nach Žleby fahren werden. Professor Pacák sah schnell in den Gang, wo zwei Männer mittleren Alters standen. Er kam zu mir, legt mir seine Hand auf meine Schultern und begleitete mich zur geöffneten Tür. Hinter dieser Tür begegnete ich erstmals der Gestapo. Neben dem Gestapo-Mann in seinem grauen Ledermantel stand ein tschechischer Bürger in ziviler Kleidung, der sich als Stabskapitän Consolascio vorstellte. Sein italienisch klingender Name war aber kein Trost für mich. Auf ihre Anfrage hin, ob sie mit mir zuerst zu uns nach Hause fahren sollen, um den Schlüssel für den Pfadfinderklub abzuholen, sagte ich ihnen, dass dieses nicht nötig sei, weil es nur einen Schlüssel gibt, der sich in der Öffnung oberhalb der Tür in einem kleinem Schlitz befindet.

Nach etwa fünfzehn Minuten waren wir mit dem Auto in Žleby angekommen. Den Wagen ließen sie am linken Ufer der Doubrava an der Fabrikbrücke stehen. Den Rest des Weges, etwas mehr als hundert Meter, gingen wir zu Fuß. Im Klubraum der Pfadfinder waren wir nur sehr kurz. Der Mann von der Gestapo überprüfte mit erfahrenerm Blick die hier gelagerten Zelte und die Gerätschaften, dann blätterte er in einigen Büchern der kleinen Bibliothek und ging mit einem Lächeln zur Giebelwand des Raumes. Hier hatte ich mit der Zustimmung von Herrn Händel etwa vor zwei Jahren mit Ölfarben ein Naturbild aufgemalt. Nach einer Frage „keine Waffen?“ und meiner kurzen Antwort „nein“ verließen wir den Klubraum. Sie verschlossen die Tür und legten hier eine Petschaft mit Band und Stempel an und behielten den Schlüssel. Auf dem Weg zum Auto nahm der Gestapo-Mann wahr, dass in den Gneisfelsen „schöne Quarzadern“ enthalten seien, was mich angesichts seiner Tätigkeit verwunderte, zumal er auch noch äußerte, dass diese Landschaft „wunderschön“ sei. So abgekürzt habe ich mir das Gespräch der beiden Männer auf dem Rückweg zum Auto gemerkt. Ich verstand, dass ich für sie eigentlich schon nicht mehr existiere und dass die gesamte Aktion erledigt ist. Als wir zum Auto kamen, reichten sie mir meine Aktentasche und fügten noch eine Warnung an: „Eure Tätigkeit als Pfadfinder endet hiermit heute endgültig. Leichtsinnige Weiterführungen dieser Aktivitäten kann für Euch tragisch enden. Jedwede Kontakte zu Leitern der Pfadfinder in Čáslav oder anderen leitenden Funktionären sind ab sofort strafbar. Wir haben alles unter Kontrolle und eure Klubräume vergesst einfach.“ Dann setzten sie sich siegessicher in ihr Auto und fuhren ab. Ich dagegen schritt langsam den

kurzen Weg an den Fabrikhäusern entlang, der ein Stück parallel zu meinem geliebten Doubrava-Fluss führt, nach Hause.

Beim leisen Rauschen des Wassers mit den ruhig darauf schwimmenden Blättern der Bäume überlegte ich, wie es nun weiter gehen wird. Zuerst musste ich die drei Gruppenleiter und alle Pfadfinder in Žleby informieren. Danach war es wichtig, alle Sachen der Pfadfinderabteilungen, die ich noch zu Hause hatte, sicher zu verstecken, also das Tagebuch, die Aufzeichnungen, weitere Literatur, die Fassung des Pfadfindereides der Tschechoslowakischen Republik, die mein Bruder Miroslav in großen Buchstaben in Schönschrift geschrieben hatte, einige Fahnen und die Pfadfinderuniform. Und was werde ich meinen Eltern sagen und wie werde ich ihnen dieses erklären? Vor allem muss ich verhindern, dass meine Eltern und meine Brüder gefährdet werden!

Als ich die Tür öffnete und auf den Hof trat, fragte mich Vater nach meiner ein wenig verlegenen Begrüßung: „Jiří, was ist denn passiert und wieso kommst Du so zeitig nach Hause?“ Mutter, die unsere Stimmen gehört hatte, kam sofort in den Vorflur und schlug vor, dass wir besser alles im Haus, also hinter der Tür, besprechen sollten. Die Eltern hörten mir am Tisch in der Küche angespannt zu. Vater legte seine sonnengebräunte Hände auf den Tisch, erhob leicht seinen Kopf und dachte laut nach: „Vor allem ist es wichtig, einen kühlen Kopf zu bewahren. Pfadfinder gibt es in Böhmen und Mähren zu viele, als dass die Polizei der Deutschen oder des Protektorates alle überwachen könnten. Allerdings lieber Junge, die Deutschen und vor allem die in den Uniformen, die ich kennen gelernt habe, sind sehr genau und präzise. Es reicht irgendeine Kleinigkeit und schon beginnen sie zu sichern, zu verfolgen und zu untersuchen. Deshalb müssen alle Dinge, die in Verbindung zu den Pfadfindern stehen, so schnell wie möglich aus dem Haus. Du weißt selbst, wie schnell die Gestapo ist. Jiří, falls Du das Abitur in Čáslav ablegen willst, musst Du das Thema Pfadfinder beenden oder für lange Zeit vergessen. Die Deutschen können den verlorenen Weltkrieg und ihre Feinde vor allem England, die USA und auch Frankreich nicht vergessen, die den damaligen selbstbewussten deutschen Militarismus bezwangen. Die Pfadfinder haben ihren Ursprung in England und Nordamerika. Und vergiss auch nicht, wie sich die vereinigten Großmächte England und Frankreich in ihrer Angst vor einem erneuten Weltkrieg uns gegenüber benommen haben. Es ist auch ihre Schuld, dass die Tschechoslowakei nicht mehr existiert.“ Ich spürte, dass diese kurze Einschätzung meines Vaters sachlich war. Tatsächlich dachte zu dieser Zeit die Mehrheit der Tschechen im Rest der nicht mehr existierenden demokratischen Tschechoslowakei so. Sie glaubten, dass die Regierung der ČSR den ohne Kampf angenommenen schmachlichen

Vertrag von München hinnehmen musste, damit sie nicht als Urheber eines neuen kriegerischen Konfliktes angesehen würden. Dessen ungeachtet meinte mein Vater: „Befinden wir uns denn nicht bereits an der Schwelle zum 2. Weltkrieg, der ohne Kämpfe der Armeen in unserem Land ausgebrochen ist?“ Mir wurde klar, dass ich nun schnell und umsichtig handeln musste: die vorhandenen Sachen gut verwahren und die Kontakte zwischen den Pfadfindern aufrecht erhalten. Noch an diesem Tag verstaute ich Pfadfinderliteratur und andere Sachen in einem alten Leinenrucksack und versteckte diesen mit Zustimmung des Vaters in einem verlassenen Bienenstock im Garten. Hier an dieser Stelle hatte ich bereits früher auf einer selbst erbauten Holzbank meine Sammlung der lokalen Gesteine und Minerale gegründet. In einer Ecke blieben nach dem Umbau zwei alte Bienenstöcke mit Rahmenresten für die Befestigung der Waben. Hinter diesen versteckte ich an einer trockenen Stelle meinen Rucksack. Auf beide Bienenstöcke legte ich ein kurzes massives Brett, das nach ein paar Tagen mit weiteren Mineralstücken bedeckt wurde.

Die Berichte über Verhaftungen der tschechischen Bürger, Verfolgungen und Vernichtung unserer Bürger jüdischer Herkunft, der Ausschluss ihrer Kinder aus den Schulen, die Beschlagnahmung ihrer Besitztümer und Wohnungen folgten ab dem Sommer 1939 durch die intensive Tätigkeit der Okkupationsämter. Meinem Mitschüler Ivo Engländer, dessen Vater als Ingenieur bei der staatlichen Eisenbahn in Čáslav arbeitete, gelang rechtzeitig irgendwann in der Quinta die Emigration nach England. Nach dem Krieg habe ich erfahren, dass er nach dem Abschluss der Mittelschule an der Technischen Hochschule in Birmingham Chemie studierte. Im Jahre 1941, als bereits der Luftkrieg über Großbritannien tobte, meldete er sich als Kadett bei der englischen königlichen Luftwaffe. Er wurde auf einem Bomber des Typs Liberator als Navigator ausgebildet, der vor allem im Kampf gegen U-Boote eingesetzt wurde. Im Juni 1942 wurde er zu den tschechoslowakischen Flugzeugbesatzungen versetzt, weil er perfekt englisch sprach und weil er weiterhin die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft hatte. Im Range eines Serganten wurde er bei zahlreichen Such- und Kampfeinsätzen vor allem über dem Golf von Biskaya und über dem Atlantik eingesetzt. Er sicherte hier zum Beispiel viele Schiffskonvois von Amerika nach Russland und zurück, die von zahlreichen deutschen U-Booten bedroht wurden. Leider war ihm das Schicksal nicht gnädig. Am 1. Januar 1945, also nur einige Monate vor dem Kriegsende, zerschellte sein Flugzeug bei einer Notlandung an einem Felsen der Orkney-Inseln in Schottland, wobei die gesamte Besatzung des Bombers ums Leben kam. Ivo Engländers Eltern blieben von ihrem Sohn lediglich ein paar Kleinigkeiten, die aus seinem Spind in der Unterkunft auf dem Flugplatz

stammten und die seine Mutter von glücklich heimgekehrten tschechischen Fliegern als Erinnerung bekam. In diesem Zusammenhang möchte ich erwähnen, dass sich Frau Engländer als sogenannte Arierin liebevoll und aufopferungsvoll um ihren Mann kümmerte und ihn damit vor einem Todestransport in ein Konzentrationslager, was für die europäischen Juden ohne Chance auf eine Rückkehr war, bewahrte. Herr Engländer harrete während des gesamten Krieges zu Hause aus.

Ein noch schlimmeres Schicksal ereilte meinen damaligen Mitschüler Jiří Eisner, der Sohn des Arztes Josef Eisner. Ich kannte ihn damals erst kurz, weil seine Familie erst nach der Okkupation der grenznahen Gebiete der Tschechoslowakei 1938 nach Čáslav gezogen war. Sie stammten wohl aus der Umgebung von Liberec. Der praktizierende Arzt nahm sich eine Wohnung mit einem Behandlungsraum an der Straße, die vom Bahnhof zum Gymnasium führte. Gleich nach der Besetzung der restlichen Tschechoslowakei im März 1939 verboten die deutschen Behörden den Schulbesuch für alle jüdischen Kinder. Zusätzlich gab es den Befehl, dass alle Juden unabhängig von ihrem Alter sichtbar an der Brust den Davidstern mit der Aufschrift „Jude“ tragen müssen. Jiří Eisner arbeitete einige Zeit in der Baufirma Bláha als Betonbauer. Nach der Verhaftung des Herrn Bláha arbeitete er als Gärtner in einer Baumschule für Koniferen in Žehušice unweit von Čáslav. Danach folgten weitere schwere Schicksalsschläge. Jiřís Mutter starb im Juni 1941 an einem Gehirntumor. Sein Vater wurde im März 1942 verhaftet und im Konzentrationslager Terezín (Theresienstadt) gefoltert, weil er vermutlich ein freundschaftliches Verhältnis zu dem ebenfalls bereits verhafteten Bauunternehmer Bláha hatte. In den ersten Tagen des Juni 1942, unmittelbar nach dem Attentat auf Heydrich, kam es auf Initiative des Oberlandrates in Kolín, der die Kreise Kolín, Český Brod, Nový Bydžov, Čáslav, Kutná Hora, Nymburk, Poděbrady, Ledec nad Sázavou, Humpolec und Německý (Havlíčkův) Brod verwaltete, zu Verhaftungen von tausenden Juden und weiteren tschechischen Bürgern. Unter ihnen waren auch Jiří Eisner und sein drei Jahre jüngerer Bruder Miloš, der ebenfalls ein Student am Gymnasium in Čáslav war. Die Nazis und ihre Helfershelfer waren bei dieser Aktion grausam und sehr schnell. Die beiden Brüder wurden für einige Tage in das Konzentrationslager Terezín gebracht und von hier aus noch im Juni 1942 mit anderen auf einen Transport in ein nationalsozialistisches Vernichtungslager im okkupierten Polen transportiert. Hier verschwanden sie wie hunderttausende Gefangene in den Konzentrationslagern.<sup>(10)</sup>

Nur ein einziger meiner Mitschüler, Blahomír Borovička, kämpfte einige Monate vor dem Ende des Krieges als Partisane gegen die Okkupanten. Bei einem Feuergefecht in den Železné hory



(Eisengebirge) wurde er durch deutsche Truppen verletzt. Er studierte nach dem Krieg Architektur am Technikum in Prag und war später Chefarchitekt in der Stadt Prag.

Nach der Durchsuchung durch die Gestapo in den Räumen der Pfadfinder, die deren Liquidation zum Ziel hatte, trafen sich die ehemaligen Pfadfinder auf dem Volleyballplatz oder am großen Wehr im Park zum Baden und im Winter zum Schlittschuhlaufen oder zum Eishockey. Wir waren immer umsichtig, verantwortungsvoll und wachsam nach dem Kennwort der Pfadfinder „sei vorbereitet“. Sportliche Aktivitäten hatten wir bereits vor der Okkupation gepflegt, so dass diese kameradschaftlichen Treffen unverdächtig waren. In der Turnhalle des Gymnasiums in Čáslav spielten wir Basketball und bei gutem Wetter übten wir Hochsprung und Weitsprung auf dem großen Hof am Schulhaus, wobei uns wohlwollend Professor Bohumil Böhm beaufsichtigte. Im Stadtwald Vondranty nahm ich an einigen Trainingsstunden beim Lauf auf der mittelschweren Trasse teil. Diese Übungen fanden immer nachmittags statt, was für mich bedeutete, dass ich nur noch mit dem Abendzug nach Hause fahren konnte. In der Sexta bat mich Lad`a Loukotka darum, dass ich in seiner Mannschaft mitspielen sollte. Er war zu dieser Zeit bereits ein herausragender und besonders mutiger Torhüter der Eishockey-Mannschaft des Gymnasiums Čáslav. Sein Team benötigte einen Verteidiger, der gut Schlittschuh laufen kann und der sich vor harten Kämpfen nicht fürchtete. Ich gab ihm recht leichtsinnig hierfür am Anfang des Winters meine Zusage. Schnell erkannte ich aber, dass mir meine sonntäglichen Erfahrungen beim Eishockey und mein Lauftraining im Frühjahr im Stadtwald Vondranty nicht helfen würden, um meine langfristigen Ziele für mein zukünftiges Leben zu erreichen. Ich erwachte aus diesen sportlichen Träumen erst, als ich auf meinen Zeugnissen in der Sexta nur ein „ausreichend“ anstelle der üblichen Bewertung „mit Auszeichnung“ las. Ich habe mich daraufhin aus allen sportlichen Aktivitäten herausgehalten. Danach lief ich am liebsten allein im Park von Žleby auf den dortigen Wegen und Pfaden oder ich lief Schlittschuh auf der zugefrorenen Doubrava vom Wehr bis zur sogenannten Gelben Brücke. Dabei war ich ganz frei und hatte im Bewusstsein, dass mir diese körperliche Anstrengung gut tut, auch ohne Zugehörigkeit zu einem Sportklub und irgend welchen Wettkämpfen. Daneben hatte ich auch zu Hause bei der Erfüllung meiner Aufgaben recht viel körperliche Bewegung. Neben meinem Studium erfüllte ich diese Arbeiten natürlich vorrangig.

Bereits als kleine Buben an der Grundschule erwirtschafteten Miroslav und ich ein paar Kronen Bargeld. Wir sammelten im Herbst herabgefallene Kastanien für die Fütterung von Rehen im fürstlichen

Wildgehege. Nach jedem stärkeren Wind eilten wir im September und Oktober an die Stellen, an denen große Rosskastanienbäume standen. Die braunen und glänzenden Kastanien sammelten wir in einem kleinem Korb oder in einem Blechtopf und schütteten sie dann in einen Sack auf unserem Handwagen, mit dem wir dann nach Hause fuhren. Wenn wir etwas mehr als 50 kg Kastanien gesammelt hatten, wurden die Kastanien in drei kleinere Säcke aufgeteilt. Hierbei und besonders bei Abschätzung des Gesamtgewichtes half uns Vater immer. Wir fuhren dann unsere Kastanien zum lokalen Verwalter des Waldgeheges, zu Herrn King. Hier stand im Hof vor dem Lagerschuppen eine Dezimalwaage. Der Heger Puhoný wog mit uns die angelieferten Kastanien und bezahlte diese sofort bar. Danach mussten wir noch die Kastanien aus den Säcken im Lagerschuppen ausschütten und dann kehrten wir mit unserem Handwagen und den leeren Säcken nach Hause zurück. Es tat uns immer leid, dass wir so schnell unsere mühsam gesammelten Kastanien abgegeben hatten, aber andererseits hatten wir selbstverdientes Geld in der Hand. Für ein Kilogramm Kastanien wurden damals zwanzig Heller ausgezahlt. Für einen Zentner Kastanien bezahlte Herr Puhoný zwei silberne Fünfkronenmünzen, was seinerzeit für uns Buben viel Geld war. Ab meinem vierzehnten Lebensjahr bemühte ich mich darum, verstärkt und ganzjährig meine eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse zu verbessern und dafür auch bezahlt zu werden. Auf Empfehlung einiger Lehrer in Žleby gab ich Nachhilfeunterricht für Jungs und Mädchen. Sie benötigten Hilfe in den Fächern Mathematik, Tschechisch und Deutsch und später auch in Physik. Etwa ab meinem sechzehnten Lebensjahr ging ich in den Sommerferien zur Ernte auf das Gut Buda, das von unserem Haus kaum zehn Minuten entfernt war, um dort Geld zu verdienen. Hier trug ich vor allem Säcke mit Getreide. Ich trug diese Säcke von der Dreschmaschine über den Hof und dann über breite Treppen bis in den Speicher und kippte diese dort an einer vorgegebenen Stelle aus. In meiner Gruppe waren noch zwei weitere junge Männer und zwei tüchtige Frauen. Wenn das geerntete Getreide sehr viele Körner hergab, mussten wir die Zähne zusammen beißen, damit wir dem Tempo standhielten.

Im Jahr 1936 fanden die Olympischen Spiele in Berlin statt. Zeitgleich gab es ein internationales Fußball-Turnier.<sup>(11)</sup> Wir saßen bei der Familie King in der verglasten Veranda, wo Robert und Čalda (eine tschechische Abkürzung für das englische Wort Charles), also die Söhne des Försters und ihren Gäste gemeinsam mit anderen Kameraden ungestüm über die Chancen der tschechoslowakischen Sportler diskutierten. Ich war hierbei der Jüngste und deshalb schwieg ich bei dieser Diskussion, weil ich von ihnen nur eingeladen war, da ich ab meinem vierzehnten Lebensjahr in Žleby alle meine Gegner, zu denen

auch diese Jungs gehörten, im Tischtennis besiegt hatte. Tischtennis spielten wir damals in einem großen Raum des Restaurants Na Hrázi, das von der Schließung der Zuckerfabrik schwer betroffen war. Ich war ein wichtiger Spieler für die Mannschaft aus Žleby, die hier damals gegen die Mannschaften aus Třemošnice, Ronov und anderen Gemeinden spielte und gewann. Auf einmal kam der Bruder des Försters King aus der Küche des Hauses zu uns. Er war Mitglied des Ritterordens mit dem Kreuz und dem roten Stern, die unweit der Karlsbrücke in Prag ihren Sitz hatte.<sup>(12)</sup> Er wirkte auf uns in seinem Priesterkollar sympathisch und sagte uns: „Jungs, wenn ich Euch so zuhöre, habe ich das Gefühl, dass ihr vielleicht keine Ahnung habt, in welcher Zeit wir heute leben. Ihr solltet auch darüber nachdenken, welche Stärken und Möglichkeiten das angrenzende nationalsozialistische Deutschland hat und was das für unser Land bedeuten kann.“ Wir alle stutzten und ich spürte, dass ich nun nach Hause gehen müsse und seine Worte nicht vergessen darf. Diese unerwartete Ansprache eines Ritters der Böhmisches Krone, dessen englischen Vorfahren einst in den Dienst der von Auersperg in Žleby getreten waren, wurde eindringlich durch die tragischen Ereignisse der nächsten Jahre bestätigt: 1938 - der Münchner Vertrag und die Beschneidung der Rechte sowie der Gebiete der Tschechoslowakei; 1939 die Okkupation der restlichen Tschechoslowakei und die Ausrufung des Protektorates Böhmen und Mähren; 28. Oktober 1939 - die nicht genehmigte Demonstration der Studenten und anderer junger Leute in Prag, die brutal durch Schüsse in der Žitná-Straße unterdrückt wurde und Verwundete und Tote kostete, vor allem den bekannten Studenten der Medizinischen Fakultät Jan Opletal; 17. November 1939 - Repressionen gegenüber den Studenten nach der Beisetzung von Jan Opletal, neun Teilnehmer wurden hier erschossen, etwa 1.200 Studenten wurden inhaftiert und in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht, danach wurden alle tschechischen Hochschulen geschlossen; 1939 und später – umfangreiche Verhaftungen von tschechischen Bürgern jüdischer Herkunft und die planmäßige Liquidation ganzer Familien in deutschen Konzentrationslagern; Ende Mai 1942 - die Heydrichiade mit Verhaftungen, Verhören, Folterungen und Hinrichtungen tschechischer Patrioten und Kämpfer für Freiheit und Demokratie.<sup>(13)</sup> Am 27. Mai 1942 verübten zwei tschechoslowakische Soldaten, die als Fallschirmspringer aus England abgesetzt worden waren, im Rahmen der Befehlsaktion Anthropoid im Bereich der Haarnadelkurve im Prager Stadtteil Kobilisy in Prag 8 ein Attentat auf Reinhard Heydrich. Diese unerwartete und waghalsige Aktion erschütterte die Okkupationsregierung und führte zu einer sofortigen Antwort. Zu dieser Zeit reichten bereits unbedeutende Kleinigkeiten, um tschechische Patrioten und Kämpfer für Freiheit und

Demokratie vor ein Standgericht zu stellen, die meist Todesurteile auch ohne Beweise fällten (hierzu reichte eine Denunziation). Die Hinrichtungen fanden in Gefängnissen wie Prag, Pardubice oder Brno, im Konzentrationslager Mauthausen und an anderen Vernichtungsorten statt.

Gerade in diesen Tagen einer aufgeladenen politischen Situation legten zweiunddreißig Studenten der Oktav A des Gymnasiums in Čáslav ihre mündlichen Reifeprüfungen ab. Am schlimmsten war der 29. Mai 1942. Ich saß bei der Prüfung im Vorbereitungsraum für die Prüflinge, also in der sogenannten Schwitzbank. Hana Konopásková, die laut Alphabet vor mir die Prüfung abzulegen hatte, wurde aufgefordert, an den Tisch der Prüfer zu treten, an dem unser Klassenlehrer Professor Jaroslav Pacák und die anderen Prüfer saßen. Auf einmal hörte ich vom Gang aus ein Rumoren. Hier stritten sich der stellvertretende Direktor Professor Pulkrábek mit dem deutschen Inspektor für Deutsche Sprache und Geschichte an den tschechischen Mittelschulen, wohl ein Herr Werner. Nach einer kurzen Vorstellung setzte sich Herr Werner in seinen Stuhl am Tisch der Prüfer. Er sprach nur noch deutsch und gab nun die Order, dass Hana und alle weiteren Abiturienten ab sofort alle Abitur-Prüfungen mit Ausnahme des Faches Tschechisch in deutscher Sprache abzulegen hätten. Ich erinnere mich daran, dass Hana bei dieser Prüfung Potsdam auf der Landkarte zeigen musste. Hana war furchtbar aufgeregt, weil sie nun noch deutsch sprechen mußte und konnte deshalb diese Aufgabe nicht erfüllen. Werner zeigte deshalb auf mich. Ich sollte ihm auf der Karte, die an einem Ständer neben der Tafel aufgehängt war, Potsdam zeigen. Der vermutliche Herkunftsort meiner deutschen Vorfahren Sandlholzer oder Santholz und dessen geographische Lage waren mir aus dem Atlas meines Vaters sehr wohl bekannt. Ich stand auf und sagte: „Potsdam liegt südwestlich von Berlin“, ging zur Karte und zeigte genau, wo sich diese Stadt befindet. Auch der Herr Werner versäumte nicht mit energischem Blick aufzustehen und mit mir auf die Karte zu schauen. Dann sagte er nur „ja“ und kehrte zurück zum Prüfungstisch. Alle nachfolgenden Fragen und Antworten zu den anderen Fächern mit Ausnahme der tschechischen Sprache, beantwortete ich auf deutsch. Im Fach Naturkunde bekam ich das Thema „Die wichtigsten Gesteine und Böden in Čáslav und Umgebung“. Im Fach Deutsch war das Thema „RAD“ (Reichsarbeitsdienst). Die Prüfungsfragen in anderen Fächern habe ich bereits vergessen. Die Gesamtnote für mein Abitur war nur noch ein „mit Erfolg bestanden“, obwohl ich in der Oktav A noch alle Fächer „mit Auszeichnung“ bestanden hatte. In der Reifeprüfung zum Fach Deutschen Sprache hatte ich leider nur ein „genügend“ erhalten. Dieses Drama setzte sich auch bei meinen Klassenkameraden mit den Anfangsbuchstaben L und

M fort. Als Professor Pacák sah, wohin dieser Irrsinn führt, fragte er den Inspektor Werner: „Herr Inspektor, machen wir vielleicht etwas schlecht?“ Werner stand mit grimmigem Blick auf und brüllte: „Etwas schlecht? Nein, alles ist schlecht. Dieses Volk muss man putzen von oben nach unten, so wie man die Fenster putzt.“

Der Totengesang unserer Klasse Oktav A wurde so zu Ende gespielt. Gleich nach dem Abitur und ohne die üblichen Sommerferien arbeitete ich bei der Ersten Krankenversicherung für freie Berufe aus Prag, die eine damals von meinem Bruder Pepa geleitete Außenstelle in Hradec Králové hatte. Er sagte mir: „Wenn Du gutes Geld verdienen willst, schicke ich Dich nach Nordböhmen, also in das Gebiet von Semily. Dort gibt es schöne Landschaften und viele kleine Gewerbebetriebe und Firmen zur Herstellung von Glas. Dort musst Du vor allem in den Sommermonaten arbeiten, um Versicherungen abzuschließen. Im Herbst und im Winter wäre es unmöglich, was für die Gegend von Semily, Zásada und Držkov gilt.“ Ich erledigte damals alle Besuche bei potentiellen Kunden zu Fuß oder mit der Eisenbahn und nicht mit einem Auto, was heute üblich wäre. Ich fuhr also von Žleby nach Hradec Králové und dann in Richtung Nordwesten noch vor der Tragödie, die unseren geschätzten Klassenlehrer Professor Jaroslav Pacák ereilte. Vom Hörensagen und aus Zeitungsnachrichten erfuhr ich: Am 10. Juni 1942 fand die Vernichtung des Ortes Lidice statt. Zeitgleich wurde Professor Jaroslav Pacák von der Gestapo verhaftet. Am 16. Juni 1942 wurde Professor Jaroslav Pacák von einem Standgericht zum Tod als Landesverräter (!) und für die Unterstützung des Attentats verurteilt. Das Urteil wurde am 17. Juni 1942 morgens an der Hinrichtungsstätte im Schlösschen Zámeček von Pardubice vollstreckt. Neben Professor Jaroslav Pacák wurden hier weitere Bürger und Kollegen aus Čáslav hingerichtet: Alexandr Hliněný, ebenfalls ein Absolvent der Germanistik und Bohemistik der Karlsuniversität und auch Lehrer für Deutsch und Tschechisch am Gymnasium von Čáslav, Dr. jur. Ladislav Kolář, Dr. jur. Antonín Munzi, Professor Roman Prouza von der höheren Wirtschaftsschule, Dr. jur. Čeněk Vančura und Dr. jur. František Šrámek. Professor Jaroslav Pacák starb im Alter von 37 Jahren. Er hinterließ seine Frau und zwei Kinder im Vorschulalter, die ältere Tochter Milena und den jüngeren Sohn Aleš.

Die Vorstellungen des perversen und rachsüchtigen Nazisten Werner über die Notwendigkeit der Liquidation des tschechischen Volkes und vor allem seiner Intelligenz ist durch seinen Spruch „von oben nach unten, so wie man die Fenster putzt“ hinlänglich belegt. Die Rache war vollbracht. Uns bedrückte jedoch auch die Schließung der tschechischen Hochschulen wie ein Trauma. Ab dem Dezember 1941 und in den nachfolgenden Monaten kam aber das militärische Abenteuer der

deutschen Nazisten und Revanchisten mit dem von ihnen gepriesenen und bewunderten Blitzkrieg in unerwartete Bedrängnis. Bei Moskau stießen die Truppen auf einen hartnäckigen Widerstand. Es folgten nach und nach die den Tod bringenden Gegenstöße durch die Rote Armee. Zu dieser Zeit hörten wir täglich die Nachrichten der Sender Moskau und London. Hier erfuhren wir, dass die Verteidiger Moskaus die deutschen Divisionen und Armeen aus den Vororten vertrieben hatten und sie diese in die schier unendlichen und eiskalten Weiten Russlands zurückdrängten. Der bei der Kriegsführung unerfahrene Hitler verstand auch zu dieser Zeit nicht, dass der scheinbar wunderbar funktionierende Blitzkrieg nicht nur durch die ausserordentlich starke Bewaffnung seiner Armee, sondern auch durch die Taktik der Russen ermöglicht wurde. Diese ließen ihre Feinde zunächst in das Innere ihres großen Landes einfallen, um ihnen dann die Versorgungswege abzuschneiden. Für diese Taktik musste bereits Napoleon bitter büßen. Die deutschen Züge und Transportkolonnen, die Munition, Lebensmittel, Treibstoffe, Verbandsmaterial, Bekleidung und Schuhe für die unzureichend für den russischen Winter ausgestatteten deutschen Armee an die Front bringen sollten, wurden auf dem langen Weg nach Osten von durch die Rote Armee geleitete Partisanen überfallen, aufgehalten oder vernichtet. Auf Befehl von Hitler erarbeitete General Jodl bereits in der zweiten Hälfte des Jahres 1940 den Plan Barbarossa, also die Operation für den Überfall auf die Sowjetunion, mit dem Deutschland den bestehenden Nichtangriffsvertrag hatte. Die deutsche Wehrmacht überschritt am 22. Juni 1941 die Grenze zur Sowjetunion. Jodl schrieb in seinem Plan Barbarossa: „Innerhalb von drei Wochen wird die Sowjetunion wie ein Kartenhaus zusammen stürzen.“ Weihnachten 1941 informierten die Rundfunkstationen Moskau und London darüber, dass Moskau dem Feind widersteht und weitere gut ausgebildete Divisionen der Roten Armee aus Sibirien zur Verteidigung unterwegs seien. Hierzu gehörten auch etwa eine Million Kasachen. Als ich sehr viel später im Jahre 1985 mit Dozent Dr. rer. nat. Miloš Kužvart an der sowjetischen Unionskonferenz zum Thema Tongesteine und Tonminerale in der damaligen kasachischen Hauptstadt Alma-Ata teilnahm, konnten wir auf dem dortigen Hauptplatz vor dem großen steinernen Denkmal eine Vorführung von Militär-Abteilungen beobachten. Auf den Denkmal stand etwa sinngemäß: „Sie kämpften und starben, um Moskau zu verteidigen.“ Hier standen Soldaten in khakifarbenen Uniformen und mit einem Hut auf dem Kopf, der an die der Pfadfinder erinnerte und den die kanadischen Verkehrspolizisten zu dieser Zeit trugen. Diese Soldaten standen hier an diesem Denkmal auf dem Hauptplatz regungslos still oder sie bewegten sich mit einer beeindruckenden Genauigkeit und Disziplin. Auffällig war auch, dass sie alle etwa gleich groß waren und

eine athletisch schlanke Gestalt aufwies. Von Frau Dr. P.T. Tažibajeva, einer ausgezeichneten lokalen Geologin an der Akademie der Wissenschaften, erfuhr ich, dass nach dem Krieg fast eine Million junger Deutscher als Kriegsgefangene auf dem Gebiet Kasachstans in Freiheit arbeiten konnten, wenn sie eine junge Frau aus Kasachstan heirateten, da es als Ergebnis der furchtbaren Kriegsverluste nicht ausreichend Ehemänner gab. Hitlers Rassismus wurde hiermit eine vergleichbar furchtbare Idee entgegen gesetzt.

Weihnachten 1941 hatte Heinz Guderian als leitender General vor Moskau große Verluste bei seinen Truppen durch Tote, Verletzte und Erfrierungen zu beklagen, so dass er den Befehl zum Rückzug gab. Hitler war hierüber wegen seiner kriegerischen Pläne wütend, da er auch bereitwillig Deutsche und Österreicher einschließlich fünfzehnjähriger und damit minderjähriger Jungs opfern wollte. Am 26. Dezember 1941 setzte Hitler Guderian als General der Panzertruppen ab. Aber auch danach änderte sich nichts. Die Rote Armee übernahm die Initiative und drängte in nicht einmal zwei Monaten die deutschen Divisionen einige hundert Kilometer westlich von Moskau ab. Hiervon erfuhren wir über die ausländischen Rundfunksender und wir waren über diese Nachrichten froh. Es handelte sich definitiv um einen der wichtigsten Wendepunkte bei den Kämpfen des 2. Weltkrieges in Osteuropa. Daneben schlug wie ein Blitz aus heiterem Himmel Anfang Dezember 1941 eine weitere Nachricht ein, die dem deutschen Militarismus einen Schlag versetzte: Die Japaner überfielen ohne Kriegserklärung, ähnlich wie die Deutschen in Europa, sechs Monate zuvor Pearl Harbor, den größten Hafen für Kriegsschiffe der USA auf den Hawaii-Inseln. Deshalb erklärten nun auch die USA den Krieg gegen die Achse Berlin-Rom-Tokio. Für die tschechischen Bürger im Protektoratsgebiet war dieses eine Nachricht, bei der Hoffnung aufkam. Hitler mit seinen nazistischen Kumpanen und Helfershelfern, von ihrer eigenen Propaganda verblendet, waren nicht in der Lage, das riesige Potential der USA zu erkennen. Dies betraf vor allem die militärischen und die ökonomischen Möglichkeiten, die verfügbaren Rohstoffe, die Produktionskapazitäten sowie die Wissenschaft und die Forschung. Sie waren davon überzeugt, dass die geknechteten Völker in Europa im Zaume gehalten werden konnten, auch und trotz der Sklavenarbeit für Deutschland mit den Repressalien und der Brutalität sowie den freiwilligen und genötigten Kollaborateuren aus den Reihen der unterdrückten Völker.

## **Europäer total eingesetzt zur Sklavenarbeit im Kriegsdeutschland**

Meine Arbeit bei der Ersten Krankenversicherung zur Werbung von Freiberuflern war erfolgreich. Sie endete jedoch sehr viel schneller, als ich erwartet hatte. In den Sommermonaten erarbeitete ich mir mehr als 20.000 Kronen. Mein Bruder Pepa sagte mir mit einem Lächeln, dass er einen solch erfolgreichen „Versicherungsmann“ wie mich nicht erwartet hätte und fügte hinzu: „Darüber werden sich unsere Eltern sicher freuen.“ Meinen Arbeitsvertrag hatte ich bis zum 31. Dezember 1942 abgeschlossen. Anfang September 1942 bekam ich aber den Einberufungsbefehl aus dem deutschen Okkupationsamt. Ich sollte in der Munitionsfabrik in Rтынě bei Teplice zum Reichsarbeitsdienst antreten und zwar ab sofort. Vor der Abfahrt zur Zwangsarbeit für Kriegsdeutschland gab ich mit einem guten Gefühl im Herzen meinen Eltern mehr als die Hälfte meiner im Sommer erhaltenen Einkünfte. Ich war froh, dass sie nun für den Winter finanziell abgesichert waren. Ich hoffte, dass ich sie mit meinen weiteren Einkünften weiterhin finanziell unterstützen könnte.

Nach Rтынě wurden vor allem junge Leute aus Frankreich und aus dem Protektoratsgebiet Böhmen und Mähren geschickt. Hier arbeiteten auch Jugoslawen als Kriegsgefangene, die ihre originalen Soldaten-Uniformen trugen. Unter permanenter Bewachung stellten wir Tretminen und große Bomben für deutsche Bomber her. Was mich dort aber allein interessierte, waren die Basaltfelsen mit ihren schönen säulenförmigen Absonderungen.

Nach etwa zwei Monaten, also irgendwann Mitte November, wurde ich mit einigen anderen Tschechen nach Berlin geschickt. Hier sollten wir in der kleinen Firma Schmiede- und Metalltechnik F.W. Müller arbeiten. Anstelle der deutschen Monteure und Schmiede, die an die Front berufen waren, traten hier nun fünf tschechische Studenten, die gerade ihr Abitur abgelegt hatten.

Von morgens bis abends, an sechs Tagen in der Woche, arbeiteten wir mit Gewindeschneidgeräten und Fräsmaschinen. Wir stellten Gewindeschneider mit verschiedenen Durchmessern her, die in anderen Betrieben genutzt wurden, vor allem bei der Herstellung von Panzern, U-Booten, Schiffen und anderen Maschinen. Obwohl diese Firma immer wieder durch das Militär kontrolliert wurde, habe ich nie gesehen, dass die Inhaber der Firma (zwei ältere Männer und ihre Schwester) den Nazi-Gruß aussprachen. Es gab hier noch zwei Berliner, den alten Obmann/Vorarbeiter Heinrich und den Lohnarbeiter Willy, einen ehemaligen Angestellten in einem Zirkus, der wie wir Gewindeschneider fräste. Sie waren uns gegenüber freundlich und



korrekt; sie benutzten ebenfalls nie den Nazi-Gruß „Heil Hitler“. Sie führten uns zweimal an freien Sonntagen in das Zentrum von Berlin. Hier liefen wir mit ihnen durch den Kaiserpalast und durch eine Ausstellung mit Modellen von Marine-Schiffen. Kurz nach weiteren großen Verlusten der deutschen Armee in Stalingrad im Dezember 1942 und der Kapitulation des Generals Paulus im Januar 1943 wurde an der Straße Unter den Linden ein Trauerpavillon aufgestellt. Dieser war vollständig in schwarz und hatte die Aufschrift STALINGRAD. Für die Menschen der versklavten Nationen, die hier in Berlin arbeiten mussten, war dies ein weiteres untrügliches Zeichen dafür, dass das Ende des Nazismus nahte. Als wir an diesem Pavillon vorbei kamen, warnten uns Heinrich und Willy: „Geht hier nicht langsamer, das ist gefährlich!“ Im Arbeitslager Berlin und in anderen Lagern in der Umgebung wurde mir klar, dass die deutschen Ämter Männer und ledige Frauen aus den Geburtsjahrgängen 1915-1923 aus vielen okkupierten Ländern Europas für die Zwangsarbeit einsetzten; also angeblich junge Leute, die zu Hause für Arbeiten in der Produktion entbehrlich waren.

Dann kam es aber im Frühjahr 1943 zu den ersten Bombardierungen Berlins. Ich wohnte in einem Lager für Zwangsarbeiter in einer ebenerdigen Holzbaracke unweit des Olympiastadions. Wir schliefen in hölzernen Doppelstockbetten, ein Arbeiter unten und ein weiterer oben. Jeder von uns hatte seine privaten Sachen in einem Koffer unter dem Bett abgelegt und die oft benutzten Dinge in einem kleinen Stahlspind eingeschlossen. Zur Arbeit fuhren wir mit der Straßenbahn. Diese Fahrt dauerte etwa eine halbe Stunde. Bei den furchtbaren Bombardierungen Berlins durch britische Verbände lehnten wir es ab, in die Luftschutzbunker zu gehen. Wir beobachteten dann die hunderten Flugzeuge am Himmel, die hin und wieder durch die Flakscheinwerfer angeleuchtet wurden. Wir hörten eine oder zwei Stunden die Einschläge der Bomben. Beim Geräusch der Flugzeuge, der Flakgeschosse und den Bombeneinschläge und morgens beim Anblick der schrecklichen Bilder, die leider jeder Krieg hervorbringt, wurde mir klar, dass diese schrecklichen Luftangriffe bezeugen sollten „Wer Wind sät, wird Sturm ernten.“ Nach einer dieser Bombardierungen war es uns nicht mehr möglich, mit der Straßenbahn zur Arbeit zu fahren, weil die Gleise lokal zerstört oder von Trümmerschutt der eingestürzten Häuser überdeckt waren. Wir gingen deshalb etwa drei Stunden zu Fuß zum Arbeitsplatz. Irgendwann sahen wir auf der Friedrichstraße unweit eines Hotels selbstbewusste Offiziere der U-Boot-Flotte in ihren schwarzen Uniformen. Sie hatten einen frei hängenden Degen am Gürtel und waren mit Orden (Ritterkreuz, Eisernes Kreuz, Eichenlaub u.a.) dekoriert. Der deutsche Militarismus ging mit Volldampf auf den Untergang von Millionen Menschen, deren Kindern und sein Land zu.

## Von der Gestapo verhaftet

Ich wurde am 24. August 1943 im Berliner Lager für Zwangsarbeiter in Deutschland durch zwei Männer der Gestapo verhaftet. Sie beschlagnahmten alle meine Sachen und fuhren mich mit dem Auto in das Gefängnis Moabit. Hier vegetierte ich etwa einen Monat in einem großen Saal für Gefangene mit etwa dreihundert weiteren Leuten. Wir schliefen alle auf dem Fußboden. Danach wurde ich in die Gestapo-Zentrale nach Dresden gebracht. Ich wusste da noch nicht, dass mein Bruder Miroslav bereits etwa zwanzig Tage zuvor von der Gestapo in Dresden eingesperrt worden war.

Nach Dresden wurde ich in einem geschlossenen und vergitterten Häftlingswagen gefahren – immer mit der Ungewissheit, wie es mir weiter ergehen würde. In Dresden wurde ich in eine Einzelzelle eingesperrt, so dass ich mich ein wenig konzentrieren konnte. Manchmal hörte ich auch den Schall von Schiffssirenen, so dass ich wusste, dass sich das Gefängnis unweit der Elbe befindet. Nach etwa drei Wochen sagte mir der Wärter, dass für mich ein Päckchen meiner Eltern angekommen sei und ich mir dieses bei ihm abholen könne. Hiervon war ich sehr überrascht, denn meine Eltern konnten ja eigentlich nicht wissen, dass ich gerade in Dresden im Gefängnis sitze. Aber dieses Päckchen aus Žleby war angekommen und ich bekam einen halben Laib des zu Hause gebackenen Brotes, Weihnachtsstriezel, einen kleinen Beutel mit Dörrobst, einige Äpfel und eine Zahnbürste und Zahnpasta. (Erst nach dem Krieg erfuhr ich von meinen Eltern, dass die Inhaber der Firma F.W. Müller sofort nach meiner Verhaftung einen in deutscher Sprache geschriebenen Brief an meinen Vater nach Žleby geschickt hatten, in dem sie genau beschrieben, was sich ereignet hatte). Das Brot und den Weihnachtsstrudel zerschnitten die Wachleute, damit sie feststellen konnten, ob hier nichts versteckt wurde. Nach dieser Prozedur führte mich der Wachmann zurück in meine Zelle. Hierbei sah ich plötzlich meinen Bruder Miroslav mit einem anderen Wachmann. Mir war sofort klar, dass die Gestapo dieses scheinbar zufällige Zusammentreffen organisiert hatte. Ich hielt deshalb an und sagte meinem Wachmann auf Deutsch, dass ich die Hälfte meines Essens aus dem Päckchen gern meinem Bruder geben würde. Beide Wachleute schauten sich an und stimmten danach meinem Wunsch zu. Ich trennte den oberen Deckel der Schachtel ab, gab diesen Miroslav in die Hand und bat ihn, sich die Hälfte der Lebensmittel herauszunehmen. Diese waren glücklicherweise bereits mengenmäßig halbiert. Miroslav flüsterte mir dabei zu: „Sie haben bei mir Fotos aus der Pfadfinderzeit gefunden.“ Diese Information reichte mir aus, um zu verstehen, warum ich hier

inhaftiert bin. Für meine Inhaftierung gab es also keine wirklichen Gründe und sie war eigentlich rechtswidrig.

Es dauerte etwa weitere zehn Tage, als ich von einem Wachmann in die Verhörräume der Gestapo gebracht wurde. Dort saßen zwei Gestapo-Männer und eine Schreiberin. Der Empfang dort war unangenehm. Auf dem Tisch der Gestapo-Leute lagen einige Fotos, darunter auch das Foto, auf dem ich in der Pfadfinderuniform und mit dem typischen Gruß der Pfadfinder zu sehen war. Auf dem Foto war auch mein lächelnder Bruder Miroslav ebenfalls in der Pfadfinderuniform zu sehen. In der Mitte des Fotos stand mein Bruder Pepa in seiner weißen Sportbekleidung mit seinem Tennisschläger in der Hand. Der das Verhör führende Gestapo-Mann zeigte mir dieses Foto und sagte auf tschechisch: „So, diese Tätigkeit der Pfadfinderbewegung ist ganz ungesetzlich. Wir wollen wissen, wer hier bei dieser Organisation weiter arbeitet.“ Ich antwortete: „Niemand. Diese Fotos stammen aus einer Zeit, als die Pfadfinder eine legale Organisation zur Körperertüchtigung und Erziehung für Jugendliche in der Tschechoslowakei war und diese Fotos haben sie offensichtlich bei meinem Bruder gefunden, der diese als Erinnerungstücke für sich aufbewahrt hat.“ Obwohl diese meine Antwort die Wahrheit war, bekam ich einen Schlag auf den Kopf und unter die Gürtellinie. Das Verhör ging so für mich etwa eine bis zwei Stunden weiter. Es endete damit, als mir der Gestapo-Mann brüllend mitteilte: „Nun gut, machen wir hier Schluss. Wir verschreiben Dir hiermit eine andere legale Erziehungsmaßnahme für Jugendliche. Du kommst nach Mauthausen. Dann wurde ein Wachmann herbeigerufen, der mich mit einigen blauen Flecken an meinem Körper zurück in meine Zelle brachte. In der Zelle konnte ich dann als nicht verurteilter Häftling „nachdenken“ und „leben“. Ich hörte noch zwei bis drei Wochen immer die Sirenen der Schiffe auf der Elbe. Irgendwann Mitte November 1943 wurde ich mit einem Gefangenenzug über Cottbus (sorbisch: Chotěbus) ins Konzentrationslager Mauthausen unweit der Donau in Österreich transportiert.

## **Einige Erfahrungen aus dem Konzentrationslager Mauthausen**

Nach Mauthausen kam ich mit einer Gruppe von etwa sechs Gefangenen am 20. November 1943. Die SS-Männer führten uns in einen großen Waschraum. Hier mussten wir uns vollständig entkleiden und unsere eigenen Sachen wie Schuhe, Bekleidung und Unterwäsche in einen bereitgestellten Sack stecken. Nach der vollständigen Abrasur der Kopfhare wurden wir zum Duschen geschickt. Danach erhielt jeder ein grobes Hemd, lange Unterhosen und darüber die Sträflingskleidung. Anstelle von Socken wickelten wir unsere Füße in Fußlappen ein. Unser Schuhwerk bestand aus Holzschuhen. Dann wurden wir zum 16. Block beordert und jedem Gefangenen wurde eine Decke zugeworfen. Hier füllte einer der Häftlinge des Aufnahmekommandos das Formular mit den persönlichen Daten aus.

Am nächsten Tag kamen dann zu uns tschechische Häftlinge mit der noch warmen Steckrübensuppe und mit einem Stück Brot. Rote Rüben oder Steckrüben, die den Hals verstopfen, nannten die verhafteten Deutschen das „häufigste Lebensmittel“ im Konzentrationslager. Wir wurden gefragt, woher wir kämen und was wir angestellt hätten, also warum uns die Gestapo inhaftiert hätte. Ich sprach mit einem Landsmann aus einem Dorf bei Čáslav. Sein Vorname war Tomáš und er sagte mir, dass er bis zu seiner Verhaftung in der Firma Sigma-Pumpen in Olomouc gearbeitet habe. Ich verriet ihm, dass ich während der Heydrichiade am Gymnasium in Čáslav mein Abitur abgelegt habe und nur wenige Wochen später zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt wurde. „Von diesen Abiturprüfungen und den folgenden Hinrichtungen weiß ich durch meine Cousine, die ebenfalls am Gymnasium von Čáslav studierte“ erinnerte sich Tomáš. Er war so alt wie ich, ein liebenswerter Freund und er stammte aus einer Familie von Schmieden. Ich musste ein wenig lächeln und sagte nur: „Ich stamme ja nicht aus einer Familie mit Schmieden, aber meine Mutter hat mir immer wieder gesagt: „Jiří, du hast Hände wie ein Schmied, gib acht darauf, dass Du mit diesen Händen niemanden niederdrückst.“ Darauf hin lächelte auch Tomáš und er warf ein: „Das sollten wir sofort ausprobieren. Ich werde (beim Armdrücken) allmählich den Druck erhöhen und wenn Du nicht mehr kannst, musst Du nur „Ende“ oder „Aus“ sagen.“ Wir begannen mit dem Kampf der rechten Arme und er verstärkte den Druck. Es war noch nicht mal eine Minute vergangen, als Tomáš diese von ihm geforderten Prüfung selbst beendete: „Genug, wir hören jetzt auf, deine Mutter hatte offenbar Recht.“

Am dritten Tag im Konzentrationslager wurden wir als die neuen Häftlinge auf die Blöcke aufgeteilt. Ich kam in den 10. Block und mein

nächster Mitgefangener war František Šidák, ein politischer Häftling, der aus Kraskov stammte, also aus einem Ort, der nur etwa zwölf Kilometer von Žleby entfernt ist. Hier schliefen vier Häftlinge in engen hölzernen Doppelstockbetten jeweils zu zweit auf einem Strohsack. Damit wir überhaupt schlafen konnten, mussten wir wie Sardinen in einer Konservendose liegen. Platz für uns war jedoch nur, wenn wir die Füße des Bettnachbarn am Kopf hatten. Dabei deckten wir uns mit unseren beiden aufeinander liegenden Decken zu, was sich im Winter bewährte, denn in den Schlafräumen im Konzentrationslager gab es keinen Ofen. Fast den gesamten Winter waren hier die einfachen Fenster mit einer Schicht von Eiskristallen belegt, die bisweilen abtauten und danach neu entstanden. František Šidák war ein sehr netter, besonnener und arbeitsamer Mensch. Er war gelernter Schneider aus der damals bekannten Firma Nehera in Prostějov. Er war etwa acht Jahre älter als ich und hatte zu Hause in Prag eine Schneiderwerkstatt. Dort musste er seine Frau und seinen kleinen Sohn zurücklassen. Im KZ Mauthausen arbeitete er in der Schneiderei, in der die Häftlinge Uniformen für die SS-Männer herstellten. Er war sehr belesen und er konnte ruhig und sachlich seine Gedanken formulieren. Abends kam dann Tomáš, um zu kontrollieren, wo ich unterbracht war. Ich bekam mit, dass er František Šidák bereits persönlich gut kannte und dass sie ihre solidarische Sorge für mich als ihre Aufgabe betrachteten.

Selbst heute, auch wenn seit dieser Zeit fast siebzig Jahre vergangen sind, fällt es mir schwer, über diese Erlebnisse zu sprechen und zu schreiben, also über eine von Hitlers Schergen betriebene Folterkammer, in der ich im letzten Drittel des Krieges eingesperrt war. Als ich im Mai 1945 als freier Mann durch das Tor des Konzentrationslagers Mauthausen herausgehen konnte (am 5. Mai 1945 traf der erste amerikanische Militärjeep am Haupttor ein, nachdem etwa einen Tag zuvor die leitenden SS-Männer abgezogen waren) und hierbei erste Kontakte zu den Menschen hatte, die nie in einem nazistischen Gefängnis waren, wurde mir klar, dass diese Leute meine täglichen Erlebnisse im KZ als unwirklich und unglaublich ansahen. Ich spürte schnell, dass man in der Welt der freien Menschen nicht über diese Schrecken sprechen kann. Ich spürte, dass die glücklicheren Mitbürger das brutale Verhalten der Herrscher in Europa, das bei weitem die Bestialität aus verschiedenen literarischen Werken und Bildern übertraf, nicht begreifen konnten. Als Beispiele hierfür seien hier Bücher von Dante oder Dostojewski und Bilder von Hieronymus Bosch genannt. Mir war klar, dass ich schnellstmöglich zu einem scheinbar normalen Bürger werden musste, der nach dem Ende des 2. Weltkrieges das Leben wieder in vollen Zügen genießen will. Manche Mitbürger wollten sich nicht mehr mit den nazistischen Folterkammern der Vergangenheit

beschäftigen, andere Mitmenschen wollten letztendlich gar nichts mehr über diese Zeit hören. Übrigens gebe ich zu, dass ich selbst nicht mehr über viele Details aus dem Gefängnis und von den Verhören durch die Gestapo aber vor allem über die Zeit im Konzentrationslager Mauthausen nachdenken wollte. Immer dann, wenn ich nach dem Jahr 1945 auch nur im übertragenen Sinne einen Schlag unter die Gürtellinie erhielt, träumte ich in der nächsten Nacht oder manchmal auch in den nächsten Nächten immer wieder von den fast tödlichen Erlebnissen mit den SS-Männern und ihren Hunden, die darauf abgerichtet waren, Menschen zu reißen. Es gab keine Chance, sich dagegen zu verteidigen. Auch wenn ich mich mal erkältet und ein wenig Fieber hatte, kamen in mir immer die furchtbaren Erlebnisse aus Mauthausen hoch. Dieser Zustand dauerte etwa zwanzig Jahre. Glücklicherweise erkrankte ich in meiner ersten Lebenshälfte nur sehr selten. Im Konzentrationslager hatte ich, was meine Gesundheit betrifft, Glück. Obwohl wir in nicht beheizten Räumen schliefen und wir im Winter keinen Pullover und kein Unterhemd anziehen durften, bekam ich keine Erkältung.

In Mauthausen waren Häftlinge aus fast allen Ländern Europas eingesperrt. Viele der damaligen politischen Gegner waren in einem Lager in Wöllersdorf inhaftiert. Am längsten waren hier die Helden aus dem Spanischen Bürgerkrieg inhaftiert, die gegen die Franko-Diktatur gekämpft hatten. Dann folgten Tschechen, Polen, Jugoslawen, Griechen, Franzosen, Belgier und Holländer (einige wurden in „Nacht- und Nebel-Aktionen“ hier eingesperrt), aber auch Deutsche und Österreicher als Antifaschisten waren bereits seit 1938, also einige Jahre nach der Machtübernahme Hitlers, hier in diesem Konzentrationslager. Ab den Jahren 1941 und 1942 kamen auch Bürger aus der UdSSR hierher - aus den europäischen sowie den asiatischen Landesteilen. Es gab aber in den letzten Jahren auch ein paar Gefangene aus Großbritannien und den USA. Ein US-amerikanischer Offizier namens Jack Taylor wurde im April 1944 im 10. Block bei den Tschechen in einem Bett unter mir und František Šidák einquartiert. Er lag hier mit einem tschechischen Frisör zusammen in einem Bett. Im letzten Kriegsjahr kamen immer wieder Transporte mit Gefangenen aus Italien, Ungarn, der Slowakei und Rumänien an. Über die kriminelle Vergangenheit einiger deutscher und österreichischer Häftlinge, die als Kapos, Handlanger der SS-Männer, in den Arbeitskommandos zur Vernichtung der politischen Häftlinge und der europäischen Juden waren, existiert umfangreiche Fachliteratur zum Thema der Konzentrationslager. Als ich nach Mauthausen kam, waren die gefährlichsten Kapos schon nicht mehr in leitenden Positionen, weil die gut organisierten und deutsch sprechenden politischen tschechischen

Häftlinge bereits die Administration der Lagerleitung im Konzentrationslager weitgehend beherrschten und diese Verbrecher aus ihren privilegierten Funktionen entfernt hatten. Am Schlimmsten wurden jedoch alle Bürger jüdischer Herkunft verfolgt. Wir konnten heute oder morgen oder in einer Stunde sterben, aber Juden mussten sterben. Die SS-Männer in Mauthausen erfüllten den bestialischen Plan der nazistischen Ideologie hundertprozentig. Eine seltene Ausnahme war Artur London, der als Interbrigadist in Spanien gekämpft hatte und der in Mauthausen sehr bekannt und beliebt war. Seine Häftlingsdokumente wurden von tschechischen politischen Häftlingen in der Lagerschreibstube so verändert, dass er das Kriegsende überlebte. Einige Jahre nach dem Kriegsende kam er jedoch wiederum in die Mühlen der tschechischen und europäischen Geschichte. Er arbeitete in einer leitenden Funktion des Außenministeriums der sozialistischen Tschechoslowakei, wo er auch zum Tod verurteilt wurde.<sup>(14)</sup>

Die Häftlinge in Hitlers Konzentrationslagern konnten ihren Namen eigentlich vergessen. Jeder von uns musste sich immer mit seiner Nummer melden. Wir wurden in jeder Situation auf unsere bloße Nummer reduziert. Diese Prozedur sollte vor allem eine Erniedrigung für die Häftlinge sein. Immer dann, wenn ich angesprochen wurde, aus dem Lager heraus ging oder in dieses durch das Tor wieder herein kam, musste ich ansagen wohin ich gehe, woher ich komme: „Häftling Nr. 39275 meldet sich“.

Im Konzentrationslager arbeitete ich zunächst bei jedem Wetter im Kommando Straßenbau 2 beim Neubau und bei Reparaturen im Kataster Mauthausen. Später schickte man mich zu Nachtschichten in den Steinbruch, wo wir mit bloßen Händen scharfkantige Granitstücke auf Autos aufladen mussten. Danach wurde ich etwa für vierzehn Tage in ein Sägewerk im Wald geschickt, das seinerzeit ein eingesperrter Jugoslawe namens Ljubiša immer achtsam, aufmerksam und freundschaftlich leitete. Von hier aus wurde ich durch die Lagerleitung als Träger in das SS-Nahrungsmittelmagazin eingeteilt. Hier gehörte ich zu einer kleineren Häftlingsgruppe, die auf dem Rücken oder auf den Schultern Kisten mit Konservendosen und Säcke mit verschiedenen Lebensmitteln transportierten. Wir trugen die Lebensmittel nach unten in das unterirdische Lager. Über diese Stufen trugen wir aber auch viele dieser Lebensmittel wieder nach oben, wo sie auf LKW verladen wurden. Sie dienten der Versorgung der lokalen SS-Mannschaften und einiger Außenlagerkommandos. Dort arbeitete ich einige Monate.

Irgendwann wurde ich endlich in das Aufnahmekommando beordert. Diese Gruppe aus den Reihen der Häftlinge war für die Erfassung und die Registrierung der neu ankommenden Gefangenen eingeteilt und hier blieb ich bis zum Ende des Krieges. Wir waren

maximal sechs Personen. In diesem Kommando arbeiteten vor allem Tschechen, die möglichst einige Sprachen gut beherrschten, selbstverständlich auch Deutsch. Ich erinnere mich an diese Mitarbeiter: den jugoslawischen Gymnasiallehrer für Französisch und Serbisch Bora Tasić aus Belgrad; den italienischen Korvettenkapitän Mario Vespa aus Genua; den Professor für theoretische Physik František Závíška von der Karlsuniversität in Prag (Die Deutschen verlegten ihn schnell in eine größere Gruppe von Wissenschaftlern, die eine Atombombe für die Nazis entwickeln sollte. Zeitgleich waren sein Schwager und sein Neffe in Mauthausen inhaftiert. Er starb auf dem Marsch der Häftlinge, als die siegenden alliierten Heere die deutschen Divisionen verdrängten und unumkehrbar in das Innere Deutschlands vordrangen), den etwa fünfzigjährigen Ökonomen Josef Horn, der nach dem Krieg Abgeordneter und Generaldirektor der tschechoslowakischen Handelskammer war und Josef Čuhel aus Brno, er beherrschte perfekt die italienische Sprache, weil er als Schüler und Sohn des tschechoslowakischen Konsuls einige Jahre in Italien gelebt hatte.

Von den bereits länger im KZ Mauthausen lebenden Häftlingen hörte ich von den berüchtigten 186 Stufen zum Steinbruch <sup>(15)</sup>, auf der Häftlinge wegen Erschöpfung durch die Hände der SS-Männer und der Kapos umkamen. Sie erzählten auch von Massenmorden und Hinrichtungen in der Gaskammer, bei Erschießungen oder auf dem Schafott, von Benzininjektionen in das Herz, vom heldenhaften Auftreten einiger Antifaschisten, von freiwilligen oder erzwungenen Selbsttötungen einiger Häftlinge am elektrischen Lagerzaun und weitere Geschichten über das Leiden und das Sterben hier. Darüber werde ich aber nicht schreiben. Ich habe mich entschieden, hier nur über die Dinge in Mauthausen zu berichten, die ich selbst erlebt, gesehen und im Gedächtnis behalten habe. Ich beschreibe nur knapp und verkürzt über mein Leben im Konzentrationslager Mauthausen, was jedoch auch einen Blick auf den Grund der menschlichen Empfindungen und der Seele der Häftlinge und ihrer SS-Wärter ermöglicht.

### **Die erste Geschichte (amerikanische Flugzeugbesatzungen als Kriegsgefangene)**

An einem sonnigen Tag am Ende des Frühjahrs oder am Anfang des Sommers 1944 kam es zu einem schweren Luftangriff auf die Rüstungsbetriebe in Steyr, etwa dreißig Kilometer südlich von Mauthausen. Der Lärm der Flugzeuge wurde immer stärker. Ich lief aus dem 10. Block, da an diesem Tag das Aufnahmekommando nicht arbeitete. Am südlichen Himmel waren unzählbar viele Bomber und Jagdflugzeuge über dem Bereich zu sehen, der schier unendlich



Bomben abwurfen. Danach stieg schwarzer Rauch auf, in den sich aufblitzendes Feuer mischte. Ich glaubte neben dem Dröhnen auch soetwas wie ein Erdbeben zu spüren. Die Sicht war an diesem Tag sehr gut. Zusammengekauert an der Ecke eines Blocks beobachtete ich, dass auch die SS-Männer der inneren Postenkette von ihren Wachtürmen aus fast regungslos dieses Inferno beobachteten. Da ich nicht genau wusste, welche Stadt betroffen war, ich ahnte lediglich, dass es Steyr sein konnte, entschied ich mich nach einer oder zwei Stunden zum Verwaltungszentrum der Häftlinge in die Räume des Lagerschreibers in den 1. Block zu gehen, um mehr zu erfahren. Zuvor lief ich schnell in den 10. Block, um hier eine Mappe mit Papieren zu holen und ging dann mit energischen Schritten die etwa einhundert Meter zur Gruppe des Lagerschreibers. Hier bestätigte mir ein österreichischer Tscheche, dass das Ziel des Luftangriffes Steyr mit seiner größten Fabrik für gepanzerte Fahrzeuge oder Panzer in Österreich war. Das reichte mir. Ich war schon fast auf dem Rückweg, als sich plötzlich und mit großem Krach das Haupttor des Lagers öffnete. Mir gefror beinahe das Blut in den Adern. Brüllende SS-Männer trieben etwa dreißig bis vierzig amerikanische Soldaten, die aus den abgeschossenen Flugzeugen stammten, in das Lager. Sie wurden auf eine betonierte Platte an der linken Seite des Lagertores gestoßen. Hier mussten sich alle niederknien. Die Fußtritte und Schläge auf den Kopf und auf den gesamten Körper der Gefangenen wollten einfach nicht enden.

Als ich hiervon meiner Tochter Miroslava vor etwa zwanzig Jahren erzählte, fragte sie: „Und welche Farbe hatte die Uniform der amerikanischen Flugzeugbesatzung?“ Ich wurde stutzig, denn nach meinen Erinnerungen waren diese braun, obwohl ich im Hinterkopf eine Erinnerung hatte, dass die Uniformen von Militär-Flieger meist blau gefärbt sind. Ich versuchte meine Tochter über weitere Details zu informieren und sagte dann: „Einige hatten kurze bis zur Gürtellinie reichende Joppen mit hellen Fellkragen, aber es waren zweifelsfrei braune Uniformen.“

Diese amerikanischen Flugzeugbesatzungen wurden grauenhaft entwürdigt. Sie waren jedoch unbeugsam vor den hasserfüllten, rücksichtslosen und grausamen SS-Männern, vor denen sie niedergekniet waren oder unter deren Stiefeln sie bereits lagen. Am nächsten Tag erfuhr ich, dass diese Gefangenen mit einem speziell präparierten Fahrzeug weggefahren wurden, der als Vergasungskammer genutzt wurde. So erging es diesen amerikanischen Soldaten als Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Mauthausen nicht mal ein Jahr vor dem Ende des Krieges. Bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen wurden diese Kriegsgefangenen und ihr Schicksal nicht einmal erwähnt, weil bereits der Kalte Krieg begonnen

hatte und die USA sich die herrschenden Kreise im Westen Deutschlands nicht zu einem Feind machen wollten.<sup>(16)</sup>

## **Die zweite Geschichte (plötzlich im Strafkommando Tod)**

Heute, nach mehr als siebenzig Jahren, versuche ich kurz und wahrhaftig ein Ereignis zu schildern, das vielen Menschen in Mitteleuropa als unglaublich erscheinen wird. Dieses Erlebnis ist so unglaublich, dass ich mich geweigert habe, hierüber fast 60 Jahre zu sprechen. Ja, ich hatte Angst davor, dass mir die Mehrzahl der Mitmenschen in einer zivilisierten Welt nicht glauben würden. Daneben schämte ich mich, eine Geschichte zu erzählen, in der eine Gruppe Europäer in SS-Uniformen eine andere Gruppe Europäer quälte, die zeitweise in eine gestreifte Bekleidung gepresst wurde.

Ich wache an diesem Tag ungewohnt zeitig auf. Draußen geht die Sonne für einen weiteren hellen Sommertag bereits auf und ich frage mich, ob heute oder irgendwann etwas Besonderes stattfinden wird. Aus dem Fenster sehe ich die elektrischen Zäune und die Wachen der inneren Postenkette. Gelb und dumpf strahlt noch das Licht einer der auf Betonsäulen angebrachten Scheinwerfer an der nördlichen Wand des Blockes 10. Die zwanzig eingeschossigen Holzbaracken stehen hier parallel ausgerichtet als Blöcke 1 – 20 in einem Rechteck mit 4 x 5 Blöcken. In jedem Block sind etwa 500 Häftlinge zusammen gepfercht, die in Etagenbetten schlafen. An der östlichen Seite des Appellplatzes befindet sich eine Baracke mit den Duschen für die neu ankommenden Häftlinge, die Wäscherei, die Küche, die Gaskammer und das unentbehrliche Krematorium mit einigen Öfen. Während des 2. Weltkrieges werden hierher durch die deutsche Polizei politische Häftlinge aus ganz Europa einschließlich aus Deutschland gebracht. Die Menschen, die nicht als politische Häftlinge gelten, sind lediglich eine kleine Gruppe. Einige österreichische Einwohner aus den Dörfern und Orten in der Umgebung glaubten noch in den Jahren 1943 bis 1944, dass die deutsche Polizei in Zusammenarbeit mit der Gestapo und den Abteilungen der SS, die für das KZ Mauthausen eingesetzt wurden, hierher die politischen Gefangenen als Gegner des Dritten Reiches, also die kriminellen und gefährlichen Verbrecher, brachte. Diese Erfahrungen stammten aus meist zufälligen Treffen mit Zivilisten in verschiedenen Arbeitskommandos außerhalb des Lagers. Hatten hierbei die Einwohner aus der Umgebung vielleicht panische Angst, ihre humanen Gefühle zu verraten? Wir Häftlinge wussten, dass in unseren Unterlagen meist der Vermerk „Rückkehr unerwünscht“ stand. Die totalitäre Propaganda des durch den Krieg entmenschlichten Deutschlands, dem Österreich ab 1938 angeschlossen war, gestattete der ortsansässigen Bevölkerung

nicht darüber nachzudenken, dass die meisten Häftlinge in den Konzentrationslagern wie Mauthausen „nur“ gegen den Nationalsozialismus waren. Sie liebten über alles die Demokratie und ihr Vaterland, sie zeigten ihre Missbilligung gegenüber den Verbrechen der Politiker in den deutschen Besatzungsbehörden oder sie kämpften gegen diese im Rahmen der eingeschränkten intellektuellen Möglichkeiten und letztlich unterlagen sie. Kämpfer für die Freiheit ihrer Nationen, die mit tatsächlichen Waffen in der Hand erwischt wurden, konnten als Gefangene nicht überleben. Sie wurden entweder sofort vor Ort getötet oder sie wurden vor einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt und häufig auch in Mauthausen auf der Richtstätte hingerichtet. Jeder politische Häftling hat an seiner Häftlingsbekleidung mit den dunkelblauen und weißlichen Streifen ein rotes aufgenähtes Dreieck und daneben seine Identifikationsnummer. Tschechen hatten in diesem Dreieck den Buchstaben „T“, Franzosen das „F“, Griechen das „G“ und so weiter. Die Nummern und Buchstaben waren schwarz.

Die Ruhe in jeder Schlafbaracke wurde im Laufe der Nächte nur durch Geräusche der schlafenden Menschen und das leise Knistern der hölzernen Etagenbetten gestört. Ich hörte das regelmäßige Atmen von František Šidák, mit dem ich mir ein Bett teilte und dachte: Noch leben wir und irgendwann werden wir befreit, sagt mir mein optimistisches Unterbewusstsein. Daneben gab es in mir auch eine skeptische Stimme, deren Quelle das reale Leben im Konzentrationslager war. Ist es denn überhaupt möglich, aus den Klammern dieser perfekt organisierten bestialischen Maschinerie zu entkommen, die nüchtern, grausam und unmenschlich mit tausenden und zehntausenden Individuen ohne eine Chance auf eine Rückkehr nach Hause umgeht? Gibt es denn überhaupt eine Hoffnung, von hier zu entkommen? Beruhigendes Balsam gegen die vielen Schmerzen waren lediglich die Informationen von den Kriegsschauplätzen, die nur spärlich zu uns durchdrangen und die gegenseitige Solidarität der Häftlinge. In der unteren Etage unseres Doppelstockbettes schliefen zwei weitere Kriegsgefangene. Die gestreifte Häftlingskleidung und die Holzpantinen hatte jeder auf seinem Bett abgelegt. Die Reihen der Häftlingsbetten waren durch schmale Gassen voneinander getrennt. Einige wichtige Dinge (Zahnbürste, Handtuch, Aluminiumlöffel und metallene Essschale sowie Blechtöpfchen) hatten wir in schmalen Metallspinden im Aufenthaltsraum des Blockes, der an den Schlafsaal angrenzte. Von diesem Aufenthaltsraum aus ging es über einen Gang zum Gemeinschaftswaschraum mit etwa zwölf Kloschüsseln ohne jede Privatsphäre. Heute, also am 24. August 1944 war gerade ein Jahr vergangen, nachdem mich die Gestapo verhaftet und zu einem späteren Verhör geführt hatte.

Aus diesen Gedanken wurde ich plötzlich durch das abgehackte „Sechs Uhr, aufstehen!“ geweckt. Der Block verwandelte sich auf einmal in das Innere eines Bienenstocks. Es folgte eine kurze Wäsche mit kaltem Wasser, noch schneller wurden die rückwärtigen Geschäfte auf den braunen Keramik-Kloschüsseln natürlich ohne Toilettenpapier im ungeheizten Raum erledigt. Zur Säuberung des Hinterns diente lediglich kaltes fließendes Wasser sowie die rechte oder die linke Hand. Dieses war eine der wenigen freien Entscheidungen, die Häftlinge im Konzentrationslager treffen konnten. Das obligatorische Frühstück bestand aus einem warmen Ersatz-„Kaffee“ aus geröstetem Roggen, der wohl möglicherweise mit Zichorie vermischt war, einem Stückchen trockenen dunklen Brotes und manchmal auch mit einem Stück Margarine. Danach eilten hunderte Beinpaare mit klappernden Holzschuhen zu ihren Arbeitskommandos. Einige Arbeitskommandos gingen bereits um sieben Uhr vom Appellplatz weg, andere zwischen sieben und acht Uhr. Jedes Arbeitskommando wurde am Haupttor des Lagers von einer Gruppe SS-Männer erwartet, die mit Maschinengewehren und Pistolen bewaffnet waren. Einige Kommandos verblieben im Lager, um hier Arbeiten unter der Aufsicht der SS-Verwaltung zu leisten.

„Mein“ Arbeitskommando für die Erfassung der neu ankommenden Häftlinge unterstand glücklicherweise dem Lagerschreiber, einem tschechischen politischen Häftlinge namens Kurt Pány, der fließend einige europäische Sprachen beherrschte. Bei jedem neu ankommenden Häftling trugen wir auf dem einseitigen Aufnahmeformular in Deutsch die grundlegenden persönlichen Daten ein: Vorname und Familienname, Geburtsdatum, Geburtsort, Datum der Haft-Einlieferung, Beruf. Ich vergesse nie mehr die Folge der hierzu gehörenden Begriffe in folgenden Sprachen: křestní jméno, příjmení, Vorname, Familienname, prénom et nom de famille, imja i familija, nome e cognome; datum narození, Geburtsdatum, date de naissance, data roždění, data di nascita; rodiště, Geburtsort, lieu de naissance, mesto roždění, luogo di nascita; datum zatčení, Datum der Verhaftung, date de votre arrestation, kogda vzjat pod arest?, quando e`stato arrestato?; povolání, Beruf, profession, profesija, professione. Das Aufnahmekommando wurde nicht von den üblichen Kapos kontrolliert und wir waren froh, dass die tschechischen politischen Häftlinge vom Büro des ersten Blocks und dem hier leitenden Lagerschreiber überwacht werden. Kurt Pány war ein intelligenter, ruhiger aber entschieden auftretender Tscheche, der bei den Diskussionen mit den SS-Männern in perfektem Deutsch umsichtig und klug auftrat. Was mit Geduld, mit Abwägungen, mit dem Eifer von Ameisen und durch langwierige Arbeiten erledigt werden musste, wurde soweit wie möglich durch die tschechischen politischen Gefangenen

einschließlich der Tschechen aus Wien im Lager organisiert, um die Leitung des Lagers so weit wie möglich in den Händen halten zu können, das Leben hier halbwegs erträglich zu gestalten und um zu verhindern, dass nur die SS-Männer mit den kriminellen Häftlingen das Lager beherrschen. Dessen ungeachtet wusste jeder Häftling zu gut, dass er sehr aufmerksam sein musste, damit ihm kein Malheur passiert, das sein Leben in einem der Öfen des Lagerkrematoriums beenden könnte. Unser Leben stand an jedem Tag, in jeder Stunde und in jeder Minute auf des Messers Schneide.

Das Aufnahmekommando hatte unregelmäßige Arbeitszeiten, die meist vormittags gegen 9 Uhr begannen. Seine Einsatzzeiten konnten sich jedoch bis in den späten Abend ziehen. Dies hing von der Anzahl und dem Zustand der neu ankommenden Häftlinge ab. Ab der zweiten Hälfte des Jahres 1944 wurden von der deutschen Verwaltung wegen der vordringenden alliierten Armeen Häftlinge aus weiter entfernten Konzentrationslagern nach Mauthausen verlegt. Von Vorteil für „unser“ Kommando waren zusätzliche Zeiten morgens nach dem Frühstück, in der wir uns waschen und auf den Toiletten abwechseln konnten. Nachteilig waren die Kontakte zu den erbärmlich ankommenden neuen Häftlingen und die Gefahr von möglichen infektiösen Ansteckungen.

Den 24. August 1944 begannen wir kurz vor neun Uhr morgens. Auf Befehl der SS-Männer luden wir einige hölzerne Tische und Stühle auf einen hölzernen Karren und nach dem Kommando „Mützen ab“ fuhren wir aus dem Haupttor des KZ Mauthausen auf eine nahegelegene Rasenfläche, auf der Häftlinge der zum Lager gehörenden Feuerwehr große Zelte aufbauten. Die Feuerwehr von Mauthausen war das einzige Kommando, in dem die Häftlinge einfarbige Uniformen in hellblau mit einem roten Band am Ärmel trugen. In diesem Kommando waren vor allem österreichische Bürger und darunter auch Wiener, die Deutsch mit einem typischen Singsang und einem Dialekt sprechen, in dem der Vokal „a“ häufig in ein langgezogenes „o“ verändert wird. Die stattlichen und kräftigen jungen Männer waren gut ausgebildet und sie trainieren oft auf dem Appellplatz des Lagers. In den letzten Monaten fuhren sie häufiger zu Einsätzen, weil Österreich verstärkt durch die alliierten Fliegerverbände bombardiert wurde. Diese Feuerwehr war ein privilegiertes Kommando.

Laut dem Befehl stellten wir die Tische dicht nebeneinander ab, direkt am Rand des Weges, der zu den riesigen Leinenzelten führte. Dahinter stellten wir die Stühle ab und warteten. Einer der SS-Männer erklärte einigen hundert Zivilisten mit einem Lächeln, dass es notwendig sei, ihre persönlichen Daten aufzunehmen. Hierfür gäbe es eine Kommandogruppe, die diese notwendige Registrierung innerhalb von ein paar Stunden erledigt. Für jede Person einschließlich der Kinder musste

ein Fragebogen ausgefüllt werden. Irgendjemand übersetzte das vom Deutschen ins Russische. Uns überrascht, dass die leitenden SS-Männer die Neuankömmlinge ungewöhnlich gefällig behandeln, obwohl viele von ihnen russisch sprachen. Wir, also das Aufnahmekommando, setzten uns an die Tische und vor diesen bildeten sich freiwillig unregelmäßige Reihen von nicht ausgeschlafenen und ängstlichen Menschen. Unsere routinierte Schreibe arbeit begann.

Der Standort der großen Zelte befand sich auf dem Gelände des Konzentrationslagers im Bereich der äußeren Postenkette, die aus bis an die Zähne bewaffneten SS-Männern bestand. Vom Weg entlang der Zelte war es nicht möglich, diese Vorposten zu sehen. Ein paar SS-Männer, die lediglich mit einer Pistole am Gürtel bewaffnet waren, standen eine Weile hinter uns, um den Beginn der Registrierung zu beobachten. Die Jungs von der Feuerwehr brachten inzwischen zusammenlegbare Metallbetten und Strohsäcke heran. Danach gingen die SS-Männer weg und wir wussten nicht, wohin.

Unter den Neuankömmlingen herrschte eine gewisse Nervosität. Bei der Registrierung erkannten bald, dass es sich meist um ganze Familien handelte. Nach langer Zeit sahen wir wieder junge Frauen und entzückende junge Mädchen, die für uns aussahen, also ob sie aus einer anderen Welt kämen. Einige von ihnen versuchten, mit uns ins Gespräch zu kommen. Mit Erstaunen stellten wir fest, dass wir Angehörige aus ehemaligen russischen Flüchtlingsfamilien registrierten, die während des Grauens der bolschewistischen Revolution kurz nach dem 1. Weltkrieg in slawische Länder auf dem Balkan emigriert waren. Sie flohen nun erneut vor der heran nahenden Roten Armee. Würden sie nun wieder eine ungewisse Zukunft haben?

Einer der Männer mit einem ergrauten Vollbart forderte für seine Familie eine bessere Unterkunft als ein Zelt. Er sprach zuerst Russisch und danach aufgeregt in einem gebrochenen Deutsch. Wir konnten aber nicht helfen und zuckten deshalb lediglich mit den Schultern. Die russischen Emigranten wussten nicht, dass wir von den SS-Männern einen strengen Befehl erhalten hatten, keine Gespräche mit diesen zu führen - einzige Ausnahme waren die für Registrierung notwendigen Fragen. Dieses verstärkte noch ihre Nervosität, weil sie glaubten, dass sie wissentlich gleichgültig behandelt würden. Nach der Registrierung dieser unglücklichen Menschen ohne zu Hause wurden sie mit ihren Habseligkeiten und ihren Gepäckstücken in die Zelte eingewiesen.

Mit den letzten Registrierungen endete unsere Arbeit an diesem Tag. Wir bekamen einen Befehl zur Rückkehr in das Lager und gingen mit gemischten Gefühlen, Mitleid und Zorn, aber auch mit der Freude über das sich nähernde Ende des Krieges. Gegen vier Uhr nachmittags passierten wir nach dem Befehl „Mützen ab“ und einer kurzen Meldung

über die Anzahl der Personen das Haupttor des Lagers, das von einer steinernen Mauer umschlossen war. Wir beeilten uns in unseren jeweiligen Block zu kommen und hier die bereits kalt gewordene Suppe mit einem Stück Schwarzbrot herunterzuschlingen, unser gesamtes Mittagessen. Die Organisation des Lebens im Lager musste in allen Situationen funktionieren und auch alle Details der Umstände berücksichtigen. Wir waren dankbar dafür, dass unsere „Steckrübensuppe“ und unser kleines Stück Brot nicht wegorganisiert (also gestohlen oder aufgeessen) war. Ich ging nach dem Essen sofort in den Waschraum. Hier zog ich mich vollständig aus und wusch mich gründlich von oben bis unten mit einem Stück brauner Seife der SS-Männer. Dieses Stück Seife hatte ich mit Zustimmung von František Šidák in unserem Strohsack aufbewahrt. Ich hatte dieses Stück Seife in einer Toilette des SS-Nahrungsmittelagers, als ich noch als Träger im Kommando SS-Nahrungsmittelmagazin arbeitete. Das eiskalte Wasser spülte irgendwie den Schweiß der Sommertage und die Hoffnungslosigkeit der Flüchtlingsfamilien ab. Unmittelbar nach dem Abtrocknen und dem Anziehen hörte ich den Schrei des Blockältesten „Aufnahmekommando sofort antreten!“

Vor dem Block warteten bereits drei SS-Männer. Aus dem benachbarten Block kamen zwei weitere Mitglieder unseres Aufnahmekommandos geeilt. Die SS-Männer treiben uns mit ihren Maschinengewehren und führten uns auf den Appellplatz. Hier stand bereits der stellvertretende Leiter des Konzentrationslagers, der SS-Hauptsturmführer Bachmayer in gespreizter Haltung und mit offensichtlich erzürnter Miene. Neben ihm standen zwei große Doggen und die beiden Hundeführer. In seinen Augen war nur abgrundtiefer Hass zu erkennen. Heiser schrie er auf Deutsch zu den Leuten des Aufnahmekommandos: „So, und nun werde ich Euch bolschewistischen Sauhunden zeigen, was die Hölle ist! Aber das endet noch nicht heute für Euch. Morgen früh erwartet Euch das Strafkommando im Steinbruch (die Strafabteilung im KZ Mauthausen, in der alle Häftlinge immer ums Leben kamen). Ich schicke Euch dahin, weil Ihr Euch erdreistet habt, im KZ Mauthausen eine antideutsche Propaganda gegenüber den ärmlichen Zivilisten zu organisieren. Heute werdet ihr euch an meinen Doggen erfreuen. Wer nicht rechtzeitig meinem Befehl, „Hinlegen“, folgt, den bestrafe ich mit einer Kugel.“ Mit einer geübten Bewegung zog er seine Pistole aus dem Halfter am Koppel und befahl uns, im Laufschrift um den Appellplatz herum zu traben. Auf den Befehl „Hinlegen“ warfen wir uns mit den Händen abstützend auf den Boden und drückten unsere Brust auf den harten Untergrund. Die Hundeführer scheuchten die kläffenden und schnaubenden Doggen auf uns. Bald ertönten die Schreie der Verletzten. Pepík Čuhel aus Brno hatte ein eingerissenes

Ohr und blutete. Der jugoslawische Gymnasialprofessor für Serbisch und Französisch Bora Tasić blutete stark aus dem Bein und am Hals. Mit Erschrecken bemerkte ich, dass Josef Horn eine schwere Muskelverletzung am Unterarm hat. Einige Male hörte ich auch Schüsse aus der Pistole von Bachmayer und die Kugeln sprühten Funken nach dem Aufschlagen auf der harten Erde oder sie sausten um unsere Köpfe herum. Immer wieder fielen wir auf die Erde. Die meisten von uns waren nach einer Weile bereits gebissen worden. Auch ich spürte die feuchten Schnauzen der angreifenden Doggen und sogar ihr Lecken an meinem Hinterkopf. Ich wartete darauf, dass sie ihre bleckenden Zähne in mich einpressen und sie mit ihren mächtigen Körpern an mir zerren. Aber dieses passierte mir nicht. Als Bachmayer alle seine Patronen verschossen hatte und eingeschätzt hatte, dass die blutenden und dreckigen Schweinehunde nun genug hätten, gibt er den Befehl zum Abmarsch. Die Hundeführer banden die Doggen wieder an Leinen an. Die übrigen SS-Männer führten uns auf seinen Befehl hin zum Haupttor und der Granitmauer des Lagers. Hier mussten wir uns einige Meter voneinander mit dem Gesicht zur Mauer aufstellen, die ganze Nacht über bis zum nächsten Tag, der unser letzter werden sollte.

Ich schätzte, dass es etwa sieben Uhr abends ist. Der Tscheche hinter mir betete laut und bat den Herrgott um Hilfe und Vergebung. Bora Tasić links neben mir schwieg beredsam. Ich hörte ein paar Worte von Josef Horn, wie er einige tschechische Häftlinge, die sich zwischen den Blöcken Eins – Zwei – Drei bewegten, darum bat, wenn sie nach Hause kommen sollten, die gesamte Wahrheit zu berichten. Ich hörte ihn noch sagen „und vergesst nicht, uns zu rächen“ als bereits die Wachen mit Maschinenpistolen und Maschinengewehren bewaffnet in einem überdachten Bereich am Haupttor „Ruhe“ befahlen und einige Wagemutige zurückschickten, die Blechschüsseln mit dem erbetenen Wasser brachten. Den großen Durst konnte auch die Kühle der beginnenden Augustnacht nicht stillen. (Während der „Erziehungsmaßnahme“ auf dem Appellplatz durch Bachmayer, mussten alle Häftlinge, die aus den Kommandos zurückgekehrt waren, in ihren Blöcken verbleiben. Aus den Fenstern der Baracken, vor allem Nr. 1, 6 und 11 konnten sie jedoch den Beginn unseres Abganges in die Ewigkeit beobachten. Im Schutze der Dunkelheit kamen einige Kameraden aus den Blöcken, um den Verletzten zu helfen.)

In meinem Kopf wechselten sich sehr schnell ungeordnete Gedanken und Ideen ab. Zunächst versuchte ich zu analysieren, was eigentlich passiert war. Eine Antwort darauf konnte ich nicht finden. Dessen ungeachtet wusste ich, dass niemand aus unserem Kommando das Wort „ärmliche Zivilisten“ hat fallen lassen. Danach versuchte ich zu ergründen, warum mich keine der Doggen gebissen hat. Ich erklärte es



mir damit, dass mich der Geruch der Seife aus dem Bestand der SS-Männer geschützt hatte, denn ich hatte mich vor dem Antreten bei Bachmayer mit dieser Seife am gesamten Körper gewaschen. Danach versuchte ich mir vorzustellen, wie mein Schicksal von meinen Eltern und meinen beiden Brüdern aufgenommen wird. Wo wären nun meine Pläne, nach dem Krieg an der Karlsuniversität zu studieren? Wie ist es möglich, dass ich in meinem Alter völlig andere Erfahrungen mit den Deutschen habe als mein Vater, ein redlicher, ehrlicher, friedlicher und bedachtsamer Mensch? Als uns die westeuropäischen Alliierten in unglaublicher Weise verraten und uns das Münchner Abkommen aufgenötigt hatten, war ich sechzehn Jahre alt. Als die Deutschen schamlos die Reste der demokratischen Tschechoslowakei okkupierten, war ich siebzehn Jahre alt. Als während der Heydrichiade in Pardubice und weiteren Hinrichtungsstätten im Protektorat Böhmen und Mähren viele unserer Bürger starben, meist Unschuldige wie auch mein unvergessener Professor Pacák, mein Klassenlehrer am Realgymnasium, war ich zwanzig Jahre alt. Als ich von der Gestapo verhaftet und ohne Gerichtsurteil in das Konzentrationslager eingeliefert wurde, war ich einundzwanzig Jahre alt. Mein Gehirn, aufgepeitscht durch den nahen Tod, suchte nach irgendeinem Gegenpol und versuchte diesen unter dem Sternenhimmel in der Augustnacht zu finden. Nun stand ich mit meinen zweiundzwanzig Jahren hier und wartete an der kalten Granitmauer des KZ Mauthausen auf den nächsten Tag und das Todeskommando. Als es bereits dämmerte, sah ich mit einem Auge den tschechischen Lagerschreiber zweimal mit zwei SS-Männern durch das Haupttor herausgehen und nach etwa einer Stunde zurückkehren. Bei der Rückkehr bog der Lagerschreiber kurz zu uns ab und sagt mit ernster Stimme „Morgen wird man sehen“. Mit energischen Schritten verschwand er dann hinter der Ecke des 1. Blocks.

An diesem Morgen, nachdem wir die Nacht stehend verbracht hatten, warteten wir angespannt, hoffnungslos oder nur mit geringen Hoffnungen darauf, in das Strafkommando gebracht zu werden. Gegen sechs Uhr morgens wich die Stille der Nacht den Geräuschen der erwachenden Häftlinge in den Baracken. Nach einer Weile hörten wir die klappernden Holzschuhe. Einige Jungs brachten uns ein wenig warmen „Kaffee“. Auf dem Appellplatz sammelten sich die Häftlingskommandos. Dann kam unser Lagerschreiber mit festen Schritten zu uns und mit klarer Stimme sagt er: „Jungs, Ihr könnt in Eure Blöcke zurück gehen, ich erkläre Euch alles später.“ Bis in das Knochenmark spürte ich, dass von uns die Verzweiflung abfiel. Unser neues Leben begann. Wir waren wieder in unseren Blöcken, obwohl wir das nicht verstehen konnten. Erst nach einigen Stunden erfuhren wir von einem Tschechen, der in der Lagerschreiberei arbeitete und der zu uns geschickt wurde, was in dieser

vergangenen Nacht passiert war. Unser Lagerschreiber, der auch für unser Aufnahmekommando verantwortlich war, wollte bei der Lagerleitung eine gründliche Untersuchung wegen der Übertretung der Lagerordnung erwirken. Hierbei wollte er vor allem einen der russischen Emigranten sprechen. Die SS-Männer stimmten dieser gründlichen Untersuchung zu. Dabei kam es dazu, dass er in Anwesenheit der SS-Männer einem bärtigen Russen seine Fragen stellte, der sich entrüstet nach seiner Registrierung durch unser Aufnahmekommando beschwert hatte. Lagerschreiber Kurt Pány: „Wer hat mit Ihnen gesprochen?“ Der Russe wiederholte mit seinem schlechten Deutsch: „Während der Registrierung vor den großen Zelten sagten zwei Männer mit dem roten ‚Streif‘, an deren Gesichter erinnere ich mich nicht, ironisch: ‚Wohin überhaupt wollt ihr Weißgardisten denn noch fliehen, wenn die Sowjetische Armee Euch auch hier bald einholt!‘ Die Männer gingen dann schnell weg.“ Der Lagerschreiber, der über einige juristische Kenntnisse verfügte, fragte deshalb nach: „Können Sie uns sagen, wo die Männer, die Sie beschreiben, den ‚roten Streif‘ an der Kleidung trugen?“ Die Antwort war: „Am Ärmel“. „Also nicht auf dem Rücken?“ „Nein, am Ärmel der hellblauen Uniformen.“ Die erstaunten SS-Männer starteten den tschechischen Lagerschreiber an, der ihnen dann auf Deutsch erklärte: „Dieser Russe hat die Begriffe ‚mit der roten Armbinde‘ ‚mit dem roten Streif‘ vertauscht. Die Häftlinge des Aufnahmekommandos haben einen roten Streifen auf dem Rücken“.

Das Kommando Feuerwehr mit etwa dreißig Männern in den hellblauen Uniformen wurde noch an diesem Tag nachmittags auf den Appellplatz beordert und musste hier eine befehlsmäßige Übung abhalten. „Hinlegen und im Laufschrift Marsch“ waren hierbei die Befehle. Die Aktion dauerte etwa eine Stunde und die SS-Männer jagten hier auch keine scharfen Hunde hinein und es wurde nicht geschossen. Die ausgebildeten Häftlinge im Feuerwehrkommando waren unentbehrlich in der Zeit der häufigen Bombenangriffe.

Ich bin hiermit am Ende eines Erlebnisses der Häftlinge im KZ Mauthausen, dass wir an einem Tag und in einer Nacht weit von der Front des Krieges überlebt haben. Auch hier gab es immer wieder einen schier unendlich andauernden Kampf um Leben und Tod. Unser Leben hing immer an einem dünnen Faden und war von den SS-Männern abhängig. Aber was ist dieses kurze Erlebnis im Vergleich zu den unzähligen Erlebnissen und Geschichten der anderen Häftlingen in den zahlreichen Konzentrationslagern und Gefängnissen im nazistischen Deutschland, die meist tragischer, also mit dem Tod endeten. Keines der Millionen gemarterter Opfer konnte Zeugnis über seinen eigenen Märtyrerweg ablegen. Heute nach fast siebzig Jahren gestatten Sie mir, geehrte Leser, Ihnen mit auf den Weg zu geben:

„Europäer aller Nationen und die wenigen noch lebenden Zeitzeugen, tut alles dafür, zu verzeihen aber diese Zeit nie zu vergessen!“

Nach dem Ende des 2. Weltkriegs hatte ich als Professor der Karlsuniversität in den Jahren 1960-1990 die Möglichkeit, deutsche Kollegen und Demokraten aus den Universitäten in Tübingen, Freising, Heidelberg und besonders aus Greifswald und Hamburg kennen zu lernen. Unsere Zusammenarbeit bei der Erforschung von tonigen Materialien und bei dem internationalen Projekt Weltflusssysteme, bei dem wir Stoffbilanzen der Sedimente in den Flüssen auf fünf Kontinenten untersuchten, war eine der fruchtbarsten Zeit in meinem Arbeitsleben. Die Einstellung dieser Fachkollegen hat mir gezeigt, dass die große deutsche Nation mit ihren umfangreichen und bewundernswerten kulturellen und ökonomischen Grundlagen es niemals wieder zu solchen Bedingungen kommen lassen wird, die den Nazismus oder den Revanchismus befördern werden. Als einer der wenigen noch lebenden Kämpfer für die Freiheit meiner Heimat zur Zeit des 2. Weltkrieges bin ich davon überzeugt, dass die Mehrheit der Bürger in den kleineren und ökonomisch schwächeren Ländern, die sich um Deutschland herum befinden, diesen Glauben und die Hoffnung mit dem gesamten Europa teilen. Der Eintrag „Rückkehr unerwünscht“, mit dem die politischen Häftlinge im Konzentrationslager Mauthausen gebrandmarkt wurden, muss für alle Zeiten zu einem nicht mehr erwünschten und unzulässigen Begriff werden. Er würde die Rückkehr zum Primitivismus, Neonazismus oder Neorevanchismus in ganz Europa und überall auf der Erde bedeuten.

### **Die dritte Geschichte und das Ende des Krieges**

#### **Im Block 20, Häftlinge, die zwangsweise gefälschte britische Pfundnoten herstellen**

Im Konzentrationslager Mauthausen wurde ich irgendwann im Winter 1944/1945 gemeinsam mit Pepík Čuhel als die beiden jüngsten Mitglieder des Aufnahmekommandos in die Lagerschreiberei der Häftlinge gerufen. Honza Maršálek als Stellvertreter des Lagerschreibers teilte uns mit, dass wir mit ihm in den Block 20 gehen müssten, um dort eine Gruppe besonderer Häftlinge zu registrieren. Wir wussten, dass dieser Block des Grauens und des Todes vollständig von den anderen Blöcken des Lagers isoliert war. Erstaunt und bestürzt wurde uns klar, dass wir dorthin gehen werden, von wo aus es keine Rückkehr geben konnte. An der Ecke des 16. Blockes warteten bereits einige bis an die

Zähne bewaffnete SS-Männer auf uns. Ihr Leiter sagte uns schroff, dass wir ihm bis zum 20. Block folgen sollten. Noch bevor wir dort eintraten, warnte er uns. Wir dürften nicht mit den Häftlingen sprechen mit Ausnahme der für die Registrierung notwendigen Daten, andernfalls würde er uns „in die Hölle“ schicken. Dabei klopfte er energisch auf die Pistole an seinem Koppel. Im Freiraum zwischen dem 19. und dem 20. Block standen in Reihen Gefangene in Uniformen der sowjetischen Armee – nach den Schulterstücken zu urteilen, hauptsächlich Offiziere. Die durch unsere Holzschuhe verursachten Geräusche störten die hier herrschende Stille und wir spürten, dass etwas völlig unerwartetes geschehen ist. Aus den Wachtürmen richteten sich die Maschinengewehre auf die gefangenen sowjetischen Soldaten.

An die genaue Anzahl der neu angekommenen Häftlinge im Block 20, die sich augenscheinlich in einem guten Zustand befanden, erinnere ich mich nicht mehr. Es waren wohl um die zwanzig Personen, so dass die Registrierung schnell zu Ende ging. Es überraschte uns aber, dass in der Rubrik Berufe vor allem Graveure, Drucker, Maler oder Zeichner, Fotografen u.ä. standen. Nach der furchtbaren Anspannung gingen Honza Maršálek und wir erleichtert zurück in unsere Blöcke. Einige Tage später kamen wir darauf, dass sich im 20. Block die Fälscherwerkstatt befinden kann, über die nur hinter vorgehaltener Hand geflüstert wurde. Da wussten wir jedoch noch nicht, dass die SS-Männer ihre wertvollen und dem Tod geweihten Häftlinge gleich nach unserem Besuch wegen der Registrierung in eine Außenstelle des KZ in Ebensee im Salzkammergut, etwa hundert Kilometer südwestlich von Mauthausen, gebracht hatten. Nach einiger Zeit schickte die Lagerverwaltung unser Aufnahmekommando nach Ebensee, um dort eine größere Zahl von Häftlingen zu registrieren, die wegen der näher rückenden alliierten siegenden Armeen aus anderen Lagern verlegt worden sind. Der Lastkraftwagen mit den SS-Wachmännern und uns fuhr über Gmunden. In einer scharfen Kurve an einer tiefen Schlucht und auf einer schneeglatten Fläche schleuderte der Lastkraftwagen und schlug mit seinem hinteren Teil gegen ein aus Stein gebautes Gebäude. Das feste Bauwerk rettete uns vor dem sicheren Tod. Auf einer Tafel an diesem Haus stand „Kindergarten“.

Die Handlungen in diesem und in den nächsten Absätzen dieses Buches habe ich nicht persönlich erlebt. Diese Beschreibungen sind aber notwendig, um die verbrecherische Mentalität der deutschen Nazis in all ihrer Gründlichkeit und Durchtriebenheit zu verstehen. Ich glaube, dass es sinnvoll ist, hier auf die wichtigsten Aufzeichnungen der Diskussion bei der Premiere des Films von Stefan Rusowitzky „Die Teufelswerkstatt“ hinzuweisen; dieser Film entstand als österreichisch-deutsche Koproduktion.<sup>(17)</sup> Der Film wurde am 12. September 2007 im

Kino Atlas in Prag aufgeführt. Nach den Angaben von Adolph Burger<sup>(18)</sup>, nach dessen Aufzeichnungen dieser Film gedreht wurde, gab es ursprünglich eine Fälscherwerkstatt unter der Leitung der SS im Konzentrationslager Sachsenhausen in den Blöcken 18 und 19 mit dem Decknamen „Firma Bernhard“. Ab dem Jahr 1942 wurde diese durch den SS-Sturmbannführer Bernhard Krüger geleitet. Die Herstellung der Banknoten war streng geheim. Selbst der Leiter des Konzentrationslagers durfte nicht wissen, was in diesen Blöcken passierte. Sie druckten dort gefälschte britische Pfundnoten – nach Adolph Burgers Angaben 132 Millionen Pfund. Die deutschen Nazisten waren nicht nur brutale Mörder, sondern auch verbrecherische Fälscher. Adolph Burger sagte im Rahmen der Diskussion zu den Studenten der Prager Philosophischen Fakultät: Die Nazisten hätten uns schon damals in Sachsenhausen töten können, aber sie wollten noch US-Dollars. Deshalb wurden wir kurz vor dem Kriegsende in das Konzentrationslager Mauthausen in Österreich verlegt. Von hier aus wurden wir in die Alpen gebracht, um ihnen dort die Dollar-Banknoten herzustellen. Hierzu kam es aber nicht mehr, weil uns am 5. Mai 1945 die Amerikaner befreiten. Auf die Frage, ob sich damals die gefälschten von den echten Pfundbanknoten hätten unterscheiden lassen, sagte Adolph Burger, dass selbst die eingesperrten Fälscher diese nicht mehr voneinander unterscheiden konnten. Die Engländer benötigten zwei Jahre, um diese gefälschten Pfundnoten anhand von Verfärbungen zu unterscheiden und durch Neudrucke auszutauschen.

Gleich nach dem 2. Weltkrieg trat Adolph Burger am 29. Mai 1945 in Prag in die Abteilung der Polizei gegen Fälschungen ein. Dort sagte er den Polizisten, dass er im Konzentrationlager britische Pfundnoten gefälscht habe und er erzählte seine kaum glaubhafte Geschichte in zwei Stunden ausführlich. Er bat die Polizisten darum, die Staatsbank anzurufen und nachzufragen, ob dort gefälschte Pfundnoten gelagert sind. Der Direktor war sich sicher, dass das unmöglich sei. Aber kurz darauf wurden dennoch in einem Koffer alle Pfundnoten, die in der Bank lagen, zur Polizei gebracht. Adolph Burger nahm die Banknoten aus dem Koffer und ging mit ihnen zum Fenster, um diese im Gegenlicht zu betrachten. Achzig Banknoten entlarvte er als Fälschungen. „Was machen sie denn eigentlich?! Wie können sie nur gegen das Licht erkennen, ob es sich um Originale oder Fälschungen handelt?“ tönte es von den zuschauenden Polizisten. Er musste also sein geheimnisvolles Benehmen erklären. Hierzu muss man wissen, dass die Pfundnoten groß waren und die Engländer diese gefaltet mit Sicherheitsnadeln in der Tasche zusammen hielten. Deshalb mussten zwei Häftlinge in Sachsenhausen die Geldscheine mit einer Stecknadel durchstechen, damit sie als bereits gebraucht angesehen wurden. Die eingesperrten

Fälscher hatten keine Möglichkeit, um aus der Teufelswerkstatt der Welt zu berichten, was hier stattfand. Deshalb wurden in die Fälschungen noch ein weiterer kaum erkennbarer Einstich in das Auge der Königin realisiert. Das hätte jedoch ein Engländer nie gemacht. Nur dadurch konnte man die Fälschungen vom Original unterscheiden.

Der furchtbare Krieg in Europa endete endlich. Am Stillen Ozean am anderen Ende der Achse Berlin – Rom – Tokio dauerten die Schlachten des Krieges noch immer an. Zwei Atombomben wurden aus Flugzeugen der USA auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen und damit wurde letztendlich der 2. Weltkrieg auch in Asien beendet. Auf beiden Seiten der verfeindeten Nationen ist die Bilanz grauenvoll. Ich hoffe, dass der homo sapiens in den nächsten Jahrhunderten solche Selbstvernichtungen nicht mehr anzettelt. Ein Zeugnis von der Situation der wissenschaftlichen Arbeitsstätten in Japan in den Tagen der bedingungslosen Kapitulation skizziere ich in den nächsten Zeilen als Erinnerung aus meinem Notizbuch.

Im Schuljahr 1965/1966 war ich Gast an der Universität von Pennsylvania (in der Stadt State College) und am Ozeanographischen Institut in Woods Hole (Woods Hole Oceanographic Institution WHOI) in Massachusetts. Ich arbeitete dort an der Untersuchung von ozeanischen Schlämmen, die die Arabische Halbinsel umgeben und wo die größten Vorräte an Erdöl und Erdgas auf der Welt sind. In die dortige wunderbare Bibliothek ging ich manchmal auch nachts. Die Bibliothek ist eine der wichtigsten Stellen für wissenschaftliche und technische Institutionen, denn jede von ihnen erzeugt nur meist geringe neue Daten und Entdeckungen. Hier findet man so viele Informationen wie sonst nirgendwo. Wer nicht darüber Bescheid weiß, worüber anderswo geforscht wird, arbeitet häufig unnötig und teuer. Der richtige Wissenschaftler muss immer wissen, wo er anknüpfen kann. Auch der methodische Zugang zur Lösung von tausenden Problemen und Aufgaben lässt sich aus der Fachliteratur herauslesen. Am Ende des Studienaufenthaltes in den USA stellte ich meine wissenschaftliche Arbeiten in vier Wochen in Woods Hole fertig. Hier leuchtete das Licht aus der Bibliothek auch in der Nacht. Sie war das gesamte Jahr über 24 Stunden täglich geöffnet. Diese non-stop-Dienstleistung der rationalen Amerikaner zahlte sich aus. Wenn jemand eine Idee zu seinen bisherigen Arbeiten hatte oder neue Gedanken auch zu ungewohnt später Stunde auftauchten, ist die Unterstützung der Bibliothek jederzeit notwendig, damit diese Ideen und Gedanken nicht in sich zusammen fallen oder vergessen werden.

Im Eingangsraum der Bibliothek der WHOI beeindruckte mich eine Aufschrift, die mit einem Pinsel in großen Buchstaben aufgemalt war. Hier stand sinngemäß:

Das ist eine Station für Meeresbiologie,  
die mehr als sechzig Jahre alt ist.

Wenn Ihr von der Ostküste stammt,  
kennt ihr vielleicht Woods Hole oder  
Int Desert oder Tortagus.

Wenn Ihr von der Westküste stammt,  
kennt Ihr vielleicht Pacific Grove oder  
die biologische Station Puget Sound.

Alle diese Orte sind sich sehr ähnlich.  
Kümmert Euch um diesen Ort und ermöglicht  
uns hier eine Forschung im Frieden.

Ihr könnt alle Waffen und Kriegsgeräte vernichten.  
Aber schützt die zivilen Forschungseinrichtungen der Japaner.

Wenn ihr hier eure Arbeiten beendet habt, teilt dieses der Universität mit  
und ermöglicht uns die Rückkehr in unsere wissenschaftliche Heimat.

Geschrieben vom Letzten, der von hier wegging.

Dieses ist der flehentliche Ausspruch des japanischen Biologen Katsuma Dan, ursprünglich geschrieben auf braunem Packpapier und an einer Tür der meeresbiologischen Station (am Institut der Universität in Tokio) befestigt. Gefunden wurde diese Bitte von dem amerikanische U-Boot-

Geschwader Twenty, als dieses am 2. September 1945 an der Basis dieser japanischen Station mit kleinen Unterseebooten anlegte. Der leitende Marineoffizier des U-Boot-Geschwaders stammte aus Woods Hole. Nach seiner Rückkehr in die USA fragte er im WHOI (Woods Hole Oceanographic Institution WHOI), ob sie dieses Papier haben möchten. Sie ließen es hier einrahmen und in der großen Bibliothek als warnende Erinnerung an den 2. Weltkrieg und in der Hoffnung auf eine friedliche Zukunft der Wissenschaften aufhängen. Es ist der eindringliche Aufruf eines Zeugen der millionenfachen dramatischen Schicksale in den letzten Stunden des gewaltigen Feuers des Krieges. Diese Worte zeigen auch die Hoffnungen der bereits Besiegten, die die Reaktionen der Sieger am Ende des Krieges im Fernen Osten erwarteten.

Am Ausgang der Bibliothek stand eine Reihe von Kopiergeräten. Jeder konnte hier die benötigten Texte kopieren. Es war lediglich notwendig, den Namen, die Anzahl der Seiten und die Nummer der Forschungsarbeit in ein Heft einzutragen.

Im letzten Winter nach der Rückkehr aus Ebensee nach Mauthausen lagen beim 16. Block nahezu täglich Haufen von nackten Leichen der Menschen, die das im Lager befindliche Krematorium nicht schnell genug einäschern konnte. Es waren die Körper von abgezehrten Menschen, vor allem von europäischen Juden. Wir hatten sie am Tag vor ihrem Tod in die Registrierungslisten eingetragen. Sie kamen nach Mauthausen aus anderen Konzentrationslagern, die wegen der herannahenden alliierten Armeen evakuiert wurden. Ein gesondertes Kommando brachte die Leichen in ein Massengrab, das auf einer unweit befindlichen Anhöhe ausgehoben worden war. Die SS-Männer erfüllten auch in den letzten Monaten vor dem Kriegsende systematisch und gründlich die verbrecherischen Visionen Hitlers.



## **Rückkehr nach Hause, Studium, wissenschaftliche und pädagogische Arbeit an der Karlsuniversität**

Nach meiner Rückkehr aus dem Konzentrationslager beeilte ich mich, um zur Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität zu kommen. Auf der großen Tafel im Eingangsbereich oberhalb der Eingangstreppe des Hauptgebäudes in der Straße Albertov fand ich eine schriftliche Information von Professor Josef Kratochvíl, in der er mich bat, ihn zu besuchen. Er sagte mir, dass er in Žleby davon erfahren hatte, dass ich Naturwissenschaften studieren will und dass er mir eine Stelle als Hilfskraft im Petrographischen Institut gegen eine allerdings geringe Bezahlung anbietet. Wir kannten uns durch seine Sommeraufenthalte in Žleby. Er hatte den Schüler nicht vergessen, der, wie er, die Steine entlang der Doubrava bewunderte. Dank seiner Liebenswürdigkeit kam ich während meines Studiums in den Jahren 1945–1948 zu einer ruhigen Hilfstätigkeit im chemischen Labor des Petrographischen Institutes. Diese Jahre wurden durch drei große Lieben erfüllt: zu meinen sich aufopfernden Eltern, zu meinem Mädchen Helena Rudolfová und zu den geologischen Wissenschaften. Ich lernte mit großem Interesse die damaligen Persönlichkeiten der geologischen Wissenschaften in Prag kennen, ich widmete mich intensiv dem Studium der Gesteine und erlernte die Methoden zu ihrer Untersuchung. Die Untersuchungsmethoden waren damals noch recht einfach: die exakte makroskopische Beschreibung im Gelände und im Labor, die Untersuchung von Gesteinen und ihren Mineralen in Dünnschliffen mittels Polarisationsmikroskop mit einer detaillierten Beschreibung. Hierzu gehörten auch ergänzende Zeichnungen, Photographien und chemische Analysen. Im Mineralogischen Institut wurden auch Lötrohranalysen, kristallographische Messungen mit dem Goniometer und später auch Röntgenuntersuchungen durchgeführt.

An dieser Fakultät hatte ich mich für das Studium der Naturkunde und der Chemie eingeschrieben. Nach dem Erlangen des Dokortitels (RNDr.) im April 1948 musste ich den fünfmonatigen Grundwehrdienst leisten. Bereits zuvor stellte ich mich bei dem Leiter des Zentralen Geologischen Institutes (ÚÚG) in Prag, Dr. Ing. Ladislav Čepěk vor, da es keine freie Stelle an der Fakultät gab. Er sagte mir eine Anstellung in der Abteilung für Erzlagerstätten zu, wo ich als Petrograph arbeiten sollte. Im Sommer 1948 verstarb jedoch unerwartet der 48-jährige Alexandr Orlov. Professor Kratochvíl schrieb mir daraufhin einen Brief während meiner Armeezeit, in dem er andeutete, dass durch den Tod von Professor Orlov eine freie Stelle im Petrographischen Institut verfügbar wäre. Dies bedeutete für mich, dem ÚÚG absagen zu müssen und am 1. Oktober 1948 die Stelle im Petrographischen Institut der

Naturwissenschaftlichen Fakultät in meiner wissenschaftlichen Heimat, antreten zu können.

Die Studienjahre 1945–1948 beanspruchten meine ganze Kraft, meine maximale Konzentration und eine kritische Bewertung des Studienplanes dahingehend auszuwählen: was ist wichtig und was ist nicht so wichtig und die Notwendigkeit, hierbei richtig auszuwählen. Die Schwierigkeit bestand damals darin, dass der Studienplan eine recht große Anzahl an Pflichtfächern, Vorlesungen, praktischen Übungen, Exkursionen, Seminaren sowie Kartierungen im Gelände beinhaltete. Wir absolvierten zahlreiche Pflicht-Kolloquien und Teilprüfungen. Jeder Hochschullehrer, vom Professor bis zum Oberassistenten, hielt sehr gute Vorlesungen anhand der gut ausgearbeiteten Texte und wollte uns seine umfangreichen Erfahrungen weiter geben.<sup>(19)</sup> Der Anspruch dieser Texte war vor allem enzyklopädischer Natur. Das herausragende moderne Lehrbuch „Allgemeine und anorganische Chemie“ von Prof. Otto Wichterle – damals an der tschechischen Technischen Universität in Prag – erschien bis in das Jahr 1950 in der Naturwissenschaftlichen Verlagsbuchhandlung. Für die Studenten aller geologischen Teildisziplinen waren besonders die praktischen Übungen „Gesteinsbildende Minerale“ wichtig, die Professor Kratochvíl sorgsam und systematisch vorbereitete und die mehrmals pro Woche von ihm geleitet wurden. Da in dieser Zeit in unseren Bibliotheken zu diesen methodischen Themen lediglich Lehrbücher verfügbar waren, die im Ausland erschienen sind - also in Deutsch, Englisch, Französisch oder Russisch, erarbeitete ich gemeinsam mit Dozent Bohuslav Hejtman das erste tschechische Lehrbuch zu diesem Thema mit dem Titel „Gesteinsbildende Minerale“.<sup>(20)</sup> Dieses Buch war unserem gemeinsamen Hochschullehrer Professor Josef Kratochvíl gewidmet. Die Fertigstellung dieses Buches, die sorgfältige Auswahl der Fotos mit den Mineralen in Dünnschliffen, die korrekte Abstimmung der Farben für den Druck anhand der Newton-Skala (beim Einschub des Quarzkeiles zwischen die gekreuzten Nicols im Polarisationsmikroskop) direkt in der Druckerei Prometheus oder die Bereitstellung von hochqualitativen Zeichnungen waren damals eine besonders anspruchsvolle Aufgabe. Die erste Auflage war sehr schnell ausverkauft, die 2. Auflage folgte bereits im Jahr 1959.<sup>(21)</sup>

Meine wichtigsten Hochschullehrer Professor Josef Kratochvíl und Professor František Slavík erlebte ich eigentlich am Ende ihrer aktiven Laufbahn als Wissenschaftler und in den ersten Jahren ihrer Pensionierung. Sie lebten und arbeiteten in einer ganz anderen Zeit, als meine Generation. Professor Slavík engagierte sich für politische oder, besser gesagt, organisatorische Dinge. Kurz vor dem Krieg wurde er Rektor der Karlsuniversität. Er war während des 2. Weltkrieges in den

Konzentrationslagern Auschwitz und Buchenwald eingesperrt. Seine Frau Ludmila Slavíková, die Leiterin der mineralogischen Abteilung des Nationalmuseums in Prag, wurde in einer Außenstelle des KZ Auschwitz zu Tode gefoltert. Für ihn war auch tragisch, dass er seine beiden besten Schüler nicht wiedersehen konnte. Professor František Ulrych starb durch Verletzungen, die er bei seiner Verhaftung durch die Gestapo erlitten hatte. Dozent Radim Nováček starb als politischer Häftling im Jahre 1942 in Mauthausen.

Diese beiden „alten“ Professoren waren wunderbare Charakteren und sozusagen Urgesteine im Kollegium der Fakultät. Gleich nach dem 2. Weltkrieg bauten sie ihre Institute, die die Nazisten geschlossen hatten, mit viel Willenskraft und Leidenschaft wieder auf. Wir, als assistierende junge Leute, halfen ihnen dabei gerne. An der „Auferstehung“ des Petrographischen Institutes arbeitete hier vor allem der damalige Assistent und spätere Direktor Prof. Dr. Bohuslav Hejtmán.

In den Jahren 1945 bis 1948 kam manchmal Frau Jelínková, die Mutter meines guten Freundes Jindra aus der Schulzeit in Žleby mit der Frage zu mir, ob ich nicht etwas über das Schicksal ihres Sohnes im bombardierten Berlin wüsste. Ich wurde hierbei immer traurig ob ihres Kummers und ob dieses tragischen Schicksals des begabten Chemikers. Diese Tragödie erinnerte mich an die Verzweiflung der tschechischen Frauen und ihre Liebe für die im 1. Weltkrieg gefallenen Söhne, deren Namen im Denkmal in Žleby eingemeißelt sind. Wo aber werden Jindra oder die zahlreichen anderen verschollenen Menschen gewürdigt, die als junge Tschechen oder Angehörige anderer europäischer Völker als Zwangsarbeiter während des 2. Weltkrieges in Deutschland zu arbeiten gezwungen wurden?

Die Zeit zwischen 1948 und 1951 war für mich und meine Familie außerordentlich bedeutsam. Am 6. November 1948 heiratete ich in der Kirche von Žleby Helena Rudolfová. Am 22. August 1949 wurde unsere Tochter Mirka (=Mirečka) im Krankenhaus von Čáslav geboren. Am Abend des 16. November 1951 kam unsere Tochter Helena im Krankenhaus Prag-Vinohrady zur Welt. Die väterlichen Gefühle, die Liebe zu den Kindern und die hieraus resultierenden neuen Verantwortungen überraschten mich ein wenig. Das Bewusstsein über dieses bisher nicht gekannte Glück und die Zufriedenheit herrschten jedoch in mir vor. In den Sommerferien fuhren wir mit den Kindern mit der Eisenbahn von Prag nach Žleby zu den Großeltern. Großvater Rudolf erklärte diese immer schönen Aufenthalte seiner aus der Stadt kommenden Enkelinnen in der Umgebung von Žleby mit seiner eigenen landwirtschaftlich geprägten Terminologie: „Notwendig ist ein wenig Auslauf, damit die Knochen fester werden und die Lungen von der städtischen Luft gereinigt werden“.

In unserer Familie ist wohl ein Hang zu Naturwissenschaften, Pädagogik und den Künsten erblich verankert. Alle diese Richtungen werden auch durch linguistische Begabungen unterstützt. Ich war gespannt, ob sich bei unseren Töchtern bereits in der Schule oder auch später im Erwachsenenalter hiervon etwas zeigen würden. Im weiteren Umfeld der Familien Santholzer (in seinen zahlreichen verschiedenen Schreibweisen) gab es im 20. Jahrhundert in Böhmen einige Universitätsprofessoren: ein Onkel Vilém Santholzer (Physiker, Direktor des Lehrstuhls für Physik an der Medizinischen Fakultät der Karlsuniversität in Hradec Králové), den Cousin Josef Košťiř (Biochemiker, Direktor des Lehrstuhls für Biochemie an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität in Prag) und den Onkel Václav Příhoda (er lehrte Pädagogik an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag). Die Mütter der beiden zuletzt genannten Herren stammten aus der Familie Santholzer (Santholz) aus Bezirk Nymburk. Die Tante Antonie Santholzerová-Urbanová war eine bemerkenswerte Bildhauerin und Malerin. Ich glaube, dass zu diesen genetisch beeinflussten Menschen meine beiden Töchter und ich gehören. Auch mein Vater, der zwar nie eine Hochschulausbildung genießen durfte und auch nicht im Bereich der Naturwissenschaften arbeitete, hatte daran seinen Anteil. Er war den Naturwissenschaften immer sehr nahe, er bewunderte und beobachtete die Natur mit ganzem Herzen und konnte diese sehr gut prägnant erklären.

Das Buch meiner Tochter Mirka, verheiratet mit Robert Christesen<sup>(22)</sup>, ist das Ergebnis ihrer zielführenden und langjährigen Arbeiten. Mirka lebt seit 1986 in den USA in der Stadt Raleigh in North Carolina. Sie analysierte mit ihren Studenten verschiedene Literatur-Genres aus vielen Nationen aller Kontinente und sie kam dabei zu dem Schluss, dass alle Menschen auf der ganzen Erde unabhängig vom kulturellen Umfeld grundsätzlich die selben Eigenschaften der Menschen positiv einschätzen. Diese Feststellung gilt nicht nur für die geographische Situation, sondern auch für die Geschichte in den letzten Jahrtausenden. Zu den bewunderswerten charakterlichen Eigenschaften des Menschen gehören vor allem und überall Mut, Ausdauer, Ehrlichkeit, klare Abwägungen bzw. das Urteilsvermögen, Freundlichkeit und Respekt zu anderen Menschen, Verantwortungsbewusstsein, Selbstbeherrschung, Arbeitsamkeit und bei kleineren Nationen eine angemessene Wachsamkeit. Dieses saugen junge Menschen überall auf der Welt mit dem Beginn ihrer Entwicklung vor allem in der Familie und in der näheren Lebensumgebung auf. In einigen Fällen versagen jedoch die Familien. Ihr Einfluss kann sogar letztlich negativ sein. Hier können ersatzweise die Schulen, das Arbeitsumfeld oder andere Organisationen wie die Kirche, Jugendorganisationen (Pfadfinder u.a.) und Sportvereine

mit Freundschaft unter jungen Menschen einspringen. In der heutigen Zeit mißbrauchen Parteien und andere politische Organisationen diese Möglichkeit, Einfluss auf junge Leute zu nehmen. Die Unterschiede bei der Erziehung können deshalb in jeder Nation sehr groß sein. Es liegt dann überhaupt nicht daran, in welchem Staat ein solches Individuum aufwuchs. Für die Bürger unseres relativ kleinen Landes Tschechien sollte deshalb gelten: wir müssen danach streben, immer besser zu werden. Dieses gilt nicht nur für den Sport, sondern auch für die Arbeit und die zwischenmenschlichen Beziehungen. Es ist aber notwendig, die Menschen darauf immer und überall hinzuweisen, weil dieses zur perfekten Realisierung des eigenen Lebens gehört. Wir dürfen dieses nie aus den Augen verlieren. Der durchschnittliche Tscheche, dessen kulturelle und geistige Reife hoch ist, kann alle Nachrichten, die heutige Medien ausspeien, richtig beurteilen. Bedingung hierfür ist eine stabile und lebenswerte Umwelt. Auch deshalb betrachtete ich meine pädagogische Arbeit an der Karlsuniversität immer als meine wichtigste Aufgabe. Ich bin glücklich, dass meine Tochter ein solch wirkungsvolles Buch veröffentlicht hat – gedacht als Anleitung für Lehrer, die junge Leute in den verschiedenen Schulformen ausbilden. Ich habe dieses Buch immer wieder gern genutzt, übrigens erst im Rentenalter.

Unsere zweite Tochter Helena heiratete den Gründer der weltbekannten Kunst-Zeitschrift Flash Art, die in einigen Sprachen in Mailand herausgegeben wird. Helena Kontova (ohne den Längestrich über dem a, ihren Familiennamen hat sie jedoch beibehalten) und Giancarlo Politi sind außergewöhnlich aktive Menschen. Sie schreiben Fachartikel, führen Interviews mit aktiven Künstlern der Gegenwart oder mit Galeristen und verfassen Kritiken über Kunstwerke, organisieren Ausstellungen (darunter auch vier Bienalen für junge Künstler aus aller Welt in Prag), eröffnen bedeutsame Ausstellungen kultureller Institutionen in verschiedenen Ländern und fördern Künstler bei existenziellen Nöten.

Ich bin davon überzeugt, dass sich der Erbfaktor auch auf unsere Enkel ausgewirkt hat. Jana Christesen aus Raleigh, verheiratete Xanthakos (Absolventin der Universität von Nord-Carolina in Chapel Hill) lebt in Süd-Carolina und lehrt hier Ökonomie an der Columbia-Universität. Gea Politi studierte am Goldsmiths College in London. Sie führt eine eigene Galerie „Conduits-Gallery“ für moderne Kunst in Mailand und arbeitet mit zahlreichen bedeutenden Galerien der bildenden Kunst in zahlreichen Ländern fachlich zusammen.

Am Anfang der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts begann ich immer mehr zu verstehen, dass tonige Materialien den Menschen bei fast jedem Schritt begleiten. Tonminerale sind ein normaler Bestandteil der Böden und sie haben einen erheblichen Einfluss auf die

Eigenschaften dieser Böden. Die Tonminerale dominieren die Sedimente der Lithosphäre und auch die Residualgesteine, die zusammen mehr als 90 % der Erdoberfläche auf dem Festland und unter Wasser bedecken. In der Sektion Geologische Wissenschaften der Fakultät gab es damals kein Röntgendiffraktometer, keine Geräte für thermische Untersuchungsmethoden und auch keine Geräte zur Untersuchung von Ton-Akkumulationen. Mit großem Interesse studierte ich die ausländische Fachliteratur, wie die Fachzeitschriften *American Mineralogist*, *Mineralogical Magazine* und *Mineralogical Abstracts*. Hier lernte ich Untersuchungsmethoden kennen, die mir weiterführende Erkenntnisse zum Thema Tonminerale, Tone und Tongesteinen ermöglichten.

Aus dieser Zeit erinnere ich an einen trefflichen Ausspruch von Professor Kratochvíl, der meine Bestrebungen von Anfang an nur mit wenig Begeisterung beobachtete. Er kam oft an meinem Arbeitstisch im chemischen Laboratorium des Petrographischen Institutes vorbei, welches an sein Professoren-Arbeitszimmer angrenzte. Einmal kam er wie üblich mit auf dem Rücken verschränkten Armen bei mir vorbei, beugte sich über meine Tonmineralpräparate und bemerkte leise: „Herr Doktor- ich sehe sie, aber was erkennen Sie denn an diesen Schlachtresten? Das alles ist doch nur teuflisch und ohne Form“. Ich zeigte ihm daraufhin einige thermische Kurven, Röntgenbilder auf Filmen und die Dünnschliffe, die mit Canadabalsam aufgeklebt waren. Ich erklärte ihm kurz, welchen wissenschaftlichen Hintergrund diese Untersuchungen haben. Professor Kratochvíl stutzte und nach einer Weile fügte er hinzu: „Na machen Sie mal weiter, hoffentlich schlüpft da noch etwas raus.“

Auch mit Professor Slavík hatte ich ein Erlebnis, das in meinen Erinnerungen geblieben ist. Er bat mich am Ende des Jahres 1953 sein Lehrbuch „Die Entstehung und Vorkommen der Minerale“<sup>(23)</sup> zu rezensieren. Es handelte sich um ein schmales Büchlein, es war übersichtlich geschrieben und es umfasste seine gesamten Erfahrungen. In dieser Schrift gab es aber in der Tabelle der chemischen Elemente einen Fehler. Wir saßen in meinem Arbeitszimmer und ich sagte: „Herr Professor, in Ihrer Tabelle fehlt das Element Germanium“. Er bewegte darauf keine Wimper und sagte nur leise: „Dann fügen Sie es dort ein.“ Während des 2. Weltkrieges hatte er so viele Verluste in seiner Familie, dieses Wort Germanium konnte und wollte er einfach nicht in die Tabelle der chemischen Elemente mit seiner eigenen Hand einschreiben. Diese beiden Hochschullehrer waren ausgezeichnete Pädagogen und sie beobachteten ihre Studenten aufmerksam. Sie unterstützten mit großem Interesse deren schöpferische Ideen und Originalität.

## **Zusammenarbeit mit führenden Fachleuten und wissenschaftlichen Instituten**

Die Zusammentreffen mit den weltweit maßgeblichen Fachleuten für den Fachbereich Argilologie<sup>(24)</sup> (die Wissenschaft der Tonminerale und ihrer Akkumulationen), der Sedimentpetrologie und der Geochemie beförderten meinen wissenschaftlichen Eifer. Ich hatte weitreichende persönliche und schriftliche Kontakte zu zahlreichen Fachinstituten im Ausland. Besonders wichtig war für mich die Einladung nach Moskau (Institut für Erzlagerstätten, Petrographie, Mineralogie und Geochemie der Akademie der Wissenschaften) sowie zwei Einladungen in die USA – die erste im Jahr 1961 zu einer Konferenz in Texas und die zweite zu einem Studienaufenthalt zur Erforschung der ozeanischen Schlämme am Institut in Woods Hole. Ganz besonders außergewöhnlich waren auch die Einladungen nach Westdeutschland im Rahmen einer über neun Jahre andauernden Zusammenarbeit mit der Universität in Hamburg (1981–1990). Besonders hervorheben muss ich auch die langjährige freundschaftliche Zusammenarbeit mit Professor Bárta und seinen Mitarbeitern an der Technischen Hochschule für Chemie und Technologie in Prag.

### **Zusammentreffen mit Rudolf Bárta und eine Zusammenarbeit als Herausforderung: Die Bedeutung der Tone und anderer Rohstoffe im Dienste der Menschen**

Anfang der fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts lernte ich eine Persönlichkeit kennen, die bereits tiefe Spuren in den Bereichen Forschung und technologische Nutzung der Silikate in der Tschechoslowakei hinterlassen hat. Es handelte sich um Professor Rudolf Bárta<sup>(25)</sup> von der Technischen Hochschule für Chemie und Technologie in Prag. Er bat mich um eine Zusammenarbeit in den Jahren 1951–1953 bei der Erforschung der algonkischen Lydite (= sehr feinkörnige und harte Quarzgesteine). Sie sollten als idealer Ersatz für die mangelhafte Versorgung mit den Dinas-Quarziten<sup>(26)</sup>, mit denen nach einer thermischen Behandlung alle hoch temperierten Öfen ausgekleidet waren, dienen. Es dauerte nicht lange, bis er mich fragte, ob ich an seinem Lehrstuhl für Silikat-Technologie für seine Mitarbeiter und die Studenten die Semester-Vorlesungen und die praktischen Übungen zur Mikroskopie der Minerale und der Gesteine unter Berücksichtigung der nichtmetallischen Rohstoffe vorbereiten könne. Ich stellte diese Arbeit ohne Honorar gern fertig; im Jahr 1953 war ich bereits Dozent an der Naturwissenschaftlichen Fakultät. Unter den Mitarbeitern von Professor Bárta lernte ich einige ausgezeichnete Fachleute kennen. Zudem kam

ich an neue Fachliteratur zu den Themen stoffliche und strukturelle Zusammensetzung von nichtmetallischen Rohstoffen heran, die nicht nur den geologischen Hintergrund betrachtete. Dieses Zusammentreffen und die Mitarbeit an diesem Thema führten zu intensiven Forschungen. Heute werden sie als Rohstoffuntersuchungen, also die Wissenschaft von den Materialeigenschaften und deren Nutzungsmöglichkeiten, bezeichnet. Bemerkenswert war, dass ich mit ähnlichen Spezialisierungen in den Jahren 1961 und 1965 an der Staatsuniversität von Pennsylvania in den USA zusammen gekommen bin, als ich am College für Industrieminerale ozeanische Schlämme untersuchte.

Fast fünfzig Jahre forschte ich mit meinen Mitarbeitern im Petrographischen Institut (später Lehrstuhl für Petrologie) an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität an den hydrosilikatischen Verwitterungsprodukten der Erdoberfläche. Bei der Verwitterung entstanden sehr kleine und besondere Minerale in der langen Erdgeschichte. Sie entstehen jedoch auch weiterhin als Resultat der Wechselwirkung zwischen der Lithosphäre, der Hydrosphäre und der Atmosphäre. An diesen Prozessen ist auch seit Urzeiten die Biosphäre beteiligt. Neben Wasser und Luft sind die Tonminerale das häufigste Material in den oberen Schichten der Erdoberfläche. Sie sind der Rest der quantitativ kaum vorstellbaren Zerfallsprozesse und Umlagerungen. Ein Teil der Gesteine wird im Wasser aufgelöst und gelangt von hier aus über Flüsse in die Ozeane oder die Seen oder dadurch auch in die Körper von Organismen. Geschichtete Hydrosilikate einschließlich der Tonminerale entstehen jedoch nicht nur durch Verwitterung, sondern auch durch hydrothermale und metamorphe Prozesse. Immer ist jedoch hierfür Wasser notwendig. Die Argilologie (Tonmineralkunde) ist eine Naturwissenschaft mit einem großen interdisziplinären Umfang und mit einer großen Bedeutung. Wir waren glücklich, dass wir die häufigsten und quantitativ wichtigsten Sedimente wissenschaftlich aus verschiedenen theoretischen Blickwinkeln und auch hinsichtlich ihrer Nutzung erforschen durften.

Der Mensch erkannte die wunderbaren Eigenschaften der tonhaltigen Böden bereits lange, bevor die Argilologie entstand. Die ersten Amulette aus Ton/Lehm gab es bereits vor etwa 25.000 Jahren. Sehr einfache keramische Gefäße, die aus Lehm mit Tonmineralen gebrannt wurden, sind bereits seit 10.000 Jahren bekannt. Danach folgten schnell die ersten Schriftzeichen in der Keilschrift, eingebrannt in Tontafeln im Nahen Osten. Die Herstellung von gebrannten Ziegeln aus verschiedenen Lehmen dürfte erst später stattgefunden haben. Der Beginn der Herstellung von weißem Porzellan und Fayencen in China wird auf das siebente Jahrhundert n. Ch. datiert. Offensichtlich waren hierfür auch die gemeinsamen und zahlreichen oberflächlich austretenden



Vorkommen von weißem Kaolin und Steinkohle im Osten Chinas maßgeblich. Die Kohle wurde für die hochtemperierten Brennprozesse benötigt. In Europa begann die Herstellung von Porzellan nach chinesischem Vorbild erst vor etwa 300 Jahren. Das erste industriell hergestellte Papier, das mit Kaolin gefüllt bzw. bedeckt war, stammt aus der Zeit Ende des 19. bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts. Das weiße Kopierpapier, das mit einem Tonmineral und adsorbierter Farbe gefüllt wurde und Vervielfältigungen ohne Durchschlagbögen (Blaupapier oder Kohlepapier) ermöglichte, wurde vor kaum fünfzig Jahren entwickelt. Die industrielle Herstellung des erfolgreichsten Baumaterials, des Portland-Zements, begann im größeren Umfang erst am Ende des 19. Jahrhunderts durch die Sinterung von Tonmineralen gemeinsam mit Kalksteinen. Über zahlreiche weitere Nutzungen der tonigen Materialien in den Bereichen der industriellen Produktion, einschließlich der chemischen und petrochemischen Industrie, der Landwirtschaft, der Lebensmittel-industrie, dem Bauwesen, dem Verkehrswesen und dem Umweltschutz, habe ich eine Monographie verfasst, die in tschechischer Sprache 1994 als Veröffentlichung der Gesellschaft für die Erforschung und Nutzung der Tone erschien. In einer ausführlicheren Variante erschien diese Monographie auch 1995 in der Zeitschrift Applied Clay Science in den Niederlanden.<sup>(27)</sup> Meine langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft mit Professor Bárta und seinen Mitarbeitern ist ein Beispiel dafür, wie sich die Fachbereiche Petrologie, Mineralogie und vor allem Argilologie gemeinsam mit den Technologien der Herstellung von Keramiken und Zementen gegenseitig fördern und bereichern können.

Die Programme für die Lehrveranstaltungen an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität bekam Professor Bárta regelmäßig per Post. Er nahm bis ins hohe Alter gern an den Vorlesungen zu den nichtmetallischen Rohstoffen teil. Sehr aktiv diskutierte er hier auf den staatlichen Konferenzen zur Tonmineralogie und Petrographie mit. Siehe hierzu die Konferenzbände 1959 und 1961 mit seinen Anmerkungen und Hinweisen.<sup>(28)</sup>

### **Moskau, I. I. Ginzburg, 1957 – 1960**

Der Arbeitsbereich von Professor Ilja Isaakovič Ginzburg<sup>(29)</sup> befand sich in der Akademie der Wissenschaften in der Straße Staromonětnyj pereulok Nr. 5 in großen Räumlichkeiten. Der kleine aber unglaublich bewegliche Mann von etwa siebzig Jahren hatte hier in der Mitte seine Arbeitstische. Andere Wissenschaftler saßen gleich nebenan an ihren Tischen an den Wänden dieses großen Arbeitszimmers und Laboratoriums. Die umfangreichen Forschungsarbeiten von Ginzburg

und seinen Mitarbeitern waren mir gut bekannt. Ich war überrascht, dass diese Räume voller Gäste waren. Professor Ginzburg kam schnell zu mir und stellte sich und einige seiner Mitarbeiter vor. Mit energischen Schritten führte er mich zu einem seiner Tische und mit einer kleinen Handbewegung erreichte er eine völlige Stille im Raum. Dann sagte er: „Professor Konta, heute sind hier alle Ton-Fachleute aus Moskau. Wir freuen uns auf Ihre Vorlesung und die praktische Übung zur Imbibometrie.“<sup>(30)</sup> Ich nahm aus meinem Handkoffer die eingepackten Pipetten, zwei Fläschchen mit Äthylenglykol und destilliertem Wasser, Schmirgelpapiere, einen breiten Pinsel für die Reinigung der angeschliffenen getrockneten Tonmineralproben und danach auch noch einige Tonproben aus der Tschechoslowakei heraus. Ilja Isaakovič – ich sprach ihn später auf seinen Wunsch hin so an – schob flink meine Proben aus der Tschechoslowakei zurück in ihr Behältnis und mit einem leichten Lächeln sagte er: „Wir haben für Sie einige von unseren Proben vorbereitet. Wir wollen sicher wissen, wie ihre Schnelltestmethode funktioniert.“ In der angespannten Stille nahm ich aus seiner Hand eine sehr weiße Probe entgegen und stellte hieraus innerhalb einiger Minuten die angeschliffene Oberfläche für den Imbibometrie-Test her. Es zeigte sich, dass es sich um Kaolin und zwar aus Gluhov in der Ukraine handelt. „Nun, das war eine sehr einfache Probe. Wir nehmen nun mal diese graue Tonprobe und werden sehen.“ Mit diesen Worten gab mir Professor Ginzburg ein festes Stück ausgetrockneten dunkleren Ton in die Hand. Ich identifizierte diese Probe mittels meiner Untersuchungen wie folgt: „In diesem Ton überwiegt Kaolinit, der offenbar sehr feinkörnig ist und eine Beimengung von Illit enthält, denn die Zeit des Einsickerns der Testflüssigkeiten ist hier länger. Die Flächen für das Aufsaugen bzw. das Einsickern der Flüssigkeiten sind wesentlich größer und die mit dem Äthylenglykol behandelten Flächen weisen hervorspringende Ausläufer auf; die schwach bis leicht rauen Oberflächen des Tons nach dem Eindringen des Wassers und des Äthylenglykols zeugen von geringen Beimengungen an Montmorillonit oder gemischte Strukturen Illit/Smektit.“ Aus einigen Mündern in meiner Umgebung und am Arbeitstisch raunte es „Toll, wunderbar, ladno, prekrasno.“ Dieses Geräusch unterbrach Professor Ginzburg: „Das habe ich ja nicht erwartet. Werter Professor aus Prag, wissen Sie, um welche Probe es sich da handelt? Es ist der Ton aus Časov Jar (Tschasow Jar in der Ukraine) mit schwach kristallisiertem Kaolinit, Beimischungen von Illit und gemischten Strukturen Illit/Smektit. Časov Jar ist einer unserer wichtigsten Lagerstätten für feuerfeste Bindetone. Wir haben dieses Material lange für ein eigenes Tonmineral gehalten und es Monotermit genannt. Aber nun warten weitere Proben auf Sie.“ Ich machte mich also an die schnelle Bestimmung der mineralogischen Zusammensetzung weiterer

mir nicht bekannter Tonproben aus dem Ural und aus anderen Bereichen der damaligen euroasiatischen Großmacht (= UdSSR). Diese Prüfung durch Professor Ginzburg in Moskau 1957 bestätigte mir wiederum, dass auch vom Leben gehärteter Mensch das Pfadfindermotto „Immer bereit“ nicht vergessen werden darf.

Einige Stunden später erzählte mir Professor Ginzburg über seine Anfänge als Geologe an der Akademie der Wissenschaften des Zaren. Im Frühjahr 1914 wurde er als junger Mineraloge auf eine der wenigen geologischen Expeditionen in die Wälder Kareliens geschickt, um hier pegmatitische Lagerstätten mit größeren Glimmerkristallen zu finden. Sie machten sich mit der gesamten Ausrüstung für das Lager einschließlich Schusswaffen auf einem Flussschiff auf den Weg, denn im nördlichen und noch nicht erkundeten europäischen Teil Russlands gab es keine anderen Verkehrswege. Die genaue geographische Lage der Fundstätte bestimmte einer aus der kleinen Gruppe der Geologen anhand des Sonnenstandes und des Sternenhimmels. Noch vor der Abreise in die Wildnis wurde vereinbart, dass dasselbe Schiff sie an einem festgelegten Platz und Tag am Anfang des Herbstes genau an der Stelle abholen würde. Die Arbeiten vor Ort den ganzen Sommer über gelangen gut, trotz der Wolken, die aus Mücken bestanden. In diesem Sommer fanden die Geologen bedeutende Vorkommen an Glimmern und Feldspäten in zahlreichen Pegmatiten. Zum Fluss kamen sie einige Tage vor dem vereinbarten Termin zurück und warteten hier in Ruhe auf das versprochene Schiff. Die Zeit verkürzten sie sich mit Angeln in dem wunderbar sauberen Wasser des Flusses. Das Warten auf das Schiff dauerte jedoch immer länger und der vereinbarte Termin war bereits um einige Wochen überschritten. Die Temperaturen am Tag und vor allem in der Nacht fielen bereits spürbar und am Flussufer bildeten sich bereits erste Eiskrusten. Dann war eines Tages der Fluss zugefroren und es fiel Schnee. Allen war nun klar, dass ihr Schiff nun nicht mehr kommen konnte. Es war also notwendig, sich ein Blockhaus aus den zahlreichen umgestürzten Baumstämmen zu bauen. Trockenes Heizmaterial gab es in der näheren Umgebung reichlich für den ganzen Winter. Es lag hier in der unberührten Wildnis, in der sich noch nie ein Mensch für das Holz interessiert hatte. Oftmals diskutierte die Gruppe darüber, was nur in Moskau passiert sein könnte und warum Moskau sie vergessen hatte. Eine Poststation gab es weit und breit nicht und ein Transport auf dem Land war unmöglich. Funkverbindungen mittels Radiowellen wurden bei solchen Expeditionen damals noch nicht genutzt. Das sehnsüchtig erwartete Schiff kam erst im Frühjahr 1915 an, als das Eis auf dem Fluss abgetaut war. Die durch die Kälte und das besondere Leben im Wald abgehärteten Geologen konnten nun den Schoß der karelischen Natur verlassen. Ginzburg und seine Gefährten wussten zu dieser Zeit nicht,

dass im Sommer 1914 der 1. Weltkrieg ausgebrochen war. Das plötzliche Einziehen von einigen Millionen Menschen an die Russische Front und der hiermit verbundene große Aufwand auch im zivilen Bereich hatte dazu geführt, dass ein paar in den hohen Norden entsandte Geologen fast vergessen wurden. Später wurde diese geologische Expedition nur als die „Vergessene Expedition“ bezeichnet.

Die Verdienste von Ginzburg bei der Entwicklung der russischen und weltweiten Argilologie sind unter Fachleuten gut bekannt. Von großer Bedeutung sind seine Informationen im Buch zu den Mineralen der alten Verwitterungskruste sowie zur geologischen Geschichte des Urals, die an der Akademie der Wissenschaften in Moskau erschienen.<sup>(31)</sup> Ginzburg war auch Initiator und Herausgeber der Sammelbände „Kora vyvetrivanija“ (Die Verwitterungskruste, beginnend im Jahr 1952). Unsere Zusammenarbeit mit den Geologen der Akademie der Wissenschaften dauerte über weitere Jahre an.

### **Urbana, Illinois, Sommer 1961 und Herbst 1965 und das State College, Pennsylvania**

Das Jahr 1961 war für mich und meine Arbeiten ein besonderes Jahr, da ich persönlich eingeladen worden war und dadurch sehr wichtige ausländische Tonmineralogen kennen lernen konnte und mit diesen wichtige Treffen hatte.<sup>(32)</sup> Um diese unerwartete Einladung hatte sich die amerikanische Tonmineralogische Gesellschaft (The Clay Minerals Society) verdient gemacht, so dass ich an der 10. Jubiläums-Konferenz in Austin, der Hauptstadt von Texas, teilnehmen konnte. Hier waren zahlreiche Universitätsprofessoren aus vielen Staaten der USA anwesend, mit denen ich persönlich sprechen und einen Austausch von Publikationen vereinbaren konnte, darunter R.E. Grim, W.D. Keller, W. Bradley, H. Murray, J. White und viele andere aus Universitäts- und Forschungsinstituten. Bei einer Exkursion im Gelände im Oktober fragte mich Professor Bill Bradley von der Universität in Austin/Texas „Jiri, do you realize that yards in Texas are much longer than in the Far North of Europe?“ Das war der Beginn einer Freundschaft mit den amerikanischen Tonfachleuten, die sich später lebhaft für unsere Forschungsarbeiten in der Tschechoslowakei interessierten. An dieser Stelle darf ich vielleicht anmerken, dass die amerikanischen Freunde die Tschechoslowakei auf der Europakarte nur mit Mühe fanden – einige von ihnen verwechselten unseren Staat sogar mit Jugoslawien.

Auf der Konferenz hielt ich zwei Vorträge: zunächst *Identification of Clay Minerals and the Study of Argillaceous Rocks by the Imbibometric Method* und dann im abschließenden Teil der Konferenz den Vortrag *Research Work on Clay Minerals and Argillaceous Rocks in*

*Czechoslovakia*. Nach dem zweiten Vortrag erzählten mir zwei Kollegen aus Texas, dass sich hier im Süden eine der zahlreichen alten tschechischen Siedlungen mit Zuwanderern aus der Zeit von Jan Amos Comenius befindet. Nach der Konferenz flog ich weiter, um Professor Grim an der Universität von Urbana in Illinois südlich von Chicago zu besuchen. Sein Arbeitszimmer entsprach in etwa den bescheidenen räumlichen Verhältnissen unseres Petrographischen Institutes in Prag. An den amerikanischen Universitäten gefiel mir besonders das unauffällige Auftreten und die Bescheidenheit der bedeutenden Leute, ihre systematische Arbeitstätigkeit und das Engagement. Professor Grim schrieb nicht nur für Tonmineralogen in Amerika und weltweit bedeutende originäre Arbeiten, sondern publizierte auch wunderbare Fachbücher.<sup>(33)</sup>

Im Jahr 1965 besuchte ich diese Forschungsstätte an der Universität in Urbana zum zweiten Mal. Da wir zuvor vereinbart hatten, dass ich hier eine Vorlesung halten würde, kam ich recht zeitig in das naturwissenschaftliche Institut. Ich wollte den Hörsaal und seine Technik für die akustische und bildliche Wiedergabe vorab kennen lernen. Dabei hatte ich vergessen, meine Uhr auf die hier gültige Zeitzone umzustellen. Ich kam aus dem Osten, aus Pennsylvania und hatte also meine Uhr nicht um eine Stunde zurück gestellt. Jemand vom Personal öffnete mir die Tür des Gebäudes zuvorkommend. Professor Grim befand sich noch nicht an seinem Arbeitsplatz. Deshalb hatte ich den Gedanken, mir die in den Vitrinen auf den Gängen ausgestellten Objekte anzuschauen. Vor einem Ausstellungsstück blieb ich wie angewurzelt stehen. Hier waren originale Dokumente einer staatlichen Prüfung von Gregor Mendel, einem der Begründer der Vererbungslehre für Pflanzen. Er musste über ein vorgegebenes Thema, vor allem über metamorphe Gesteine, schreiben. Bei dieser Prüfung für das staatliche Lehramt (Naturgeschichte und Physik) in Wien fiel er durch, obwohl er bereits zu dieser Zeit seine berühmten botanischen Versuche in Brno realisiert hatte. Auch bei einer Wiederholung der Prüfung bestand er wiederum nicht. Ich las diese Dokumente zweimal, um mir sicher zu sein, dass ich mich nicht irrite. Die Texte waren mit einer energischen Handschrift in Deutsch geschrieben. Die Professoren an der Universität in Wien waren gegenüber Mendel unerbittlich.

Dann legte mir jemand seinen Arm auf meine Schulter. Ich drehte mich um und sah den lächelnden Professor Grim. Wir begrüßten uns, aber ich konnte dabei kaum meinen Blick von den Unterlagen zu der nicht bestandenen Prüfung von Gregor Mendel abwenden. Dann fragte ich erstaunt: „Ich lese hier gerade vom Durchfallen eines unserer berühmtesten Mitbürger bei Prüfungen an der Universität in Wien. Wie sind denn diese kostbaren Dokumente hierher geraten?“ Professor Grim

antwortete: „Das weiß ich nicht, aber es sind auch andere berühmte Leute viermal bei der Prüfung für den Auto-Führerschein in Pennsylvania durchgefallen.“ Leise fügte er hinzu „George Brindley“. Ich wusste in diesem Augenblick nicht, ob ich ernst bleiben oder lachen sollte. Ich konnte mir Professor Brindley nicht vorstellen, wie er mit den Verkehrsregeln kämpft und sich nicht hinter dem Lenkrad eines Autos behelfen kann. Brindley war ein vollkommener und gründlicher Wissenschaftler mit der großartigen Begabung, bewundernswert klar auch die kompliziertesten Themen zur Kristallographie der Phyllosilikate (Schichtsilikate, hierzu gehören auch die Tonminerale) erklären zu können. George W. Brindley war Herausgeber und Mitautor eines einmaligen Buches zum Thema Tonminerale, von denen es zwei Auflagen (1951 und 1980) gibt.<sup>(34)</sup>

Im Jahr 1961 hatte ich George W. Brindley nach der 10. Konferenz der Amerikanischen Ton-Gesellschaft in Texas in der Stadt University Park in Pennsylvania persönlich kennen gelernt, da er mich zu einem kurzen Aufenthalt für einen Vortrag eingeladen hatte. Hier begrüßten mich drei bemerkenswerte Kollegen: Professor George Brindley (ein energischer weißhaariger Herr im mittleren Alter), Professor Rustum Roy (geboren in Indien) und W. O. Williamson, Gastprofessor aus Australien. Nach der Ankunft vom Flugplatz trafen wir uns im Arbeits-zimmer von Dr. Williamson. Wir hatten hier optimale Bedingungen für Diskussionen zwischen Naturwissenschaftlern. Diese drei Kollegen präsentierten mir ihre neuesten Publikationen, in denen es bereits handschriftliche Anmerkungen und Fragen für weitere Arbeitspläne gab. Über die hierbei erreichten Ergebnisse sprachen sie freundschaftlich und auf viele meiner Fragen wurde sehr taktvoll reagiert. Die Anmerkungen in ihren Sonderdrucken zeugten davon, dass die Forschungsarbeit ein fortsetzender Prozess ist, der eigentlich nie endet. Wenn man sich neuen Aufgaben widmet, tauchen bei den Forschungsarbeiten immer weitere zahlreiche und oft wichtigere Fragen auf, an die man zunächst gar nicht gedacht hatte. Das ist wie eine Kettenreaktion.

Meine Vorlesung am Nachmittag zum Thema *Identification of Clay Minerals and the Study of Argillaceous Rocks by the Imbibometric Method* fand in dem großen und bis auf den letzten Platz gefüllten Hörsaal unter der Leitung von W.O. Williamson statt. Er erklärte allen Anwesenden, dass die Pennsylvania State University erst ihr hundert-jähriges Jubiläum feierte und dass die Karlsuniversität in Prag vor mehr als 600 Jahren gegründet wurde und weltbekannt ist. Nach meinem Vortrag gab es reichlich Anfragen. Hierbei beteiligte sich sehr aktiv Professor Brindley zum Beispiel: Wie verhält sich bei der Imbibometrie eine Probe, die zu 50 % aus Kaolinit und zu 50 % aus Illit besteht? Haben Sie auch Proben untersucht, die künstlich unter einem definierten

Druck zusammengepresst wurden? Welche Ursachen haben die charakteristischen randlichen Veränderungen nach dem Eindringen der Flüssigkeiten? Ist diese Untersuchungsmethode auch in der Praxis der keramischen Industrie nutzbar? Auf alle diese Anfragen konnte ich befriedigende Antworten geben.<sup>(35)</sup> Nach dem Vortrag, als ich mich für mein Englisch entschuldigte, sagte W.O. Williamson den Zuhörern im Hörsaal, dass ich mich nicht entschuldigen müsse, weil mein Englisch besser sei, als bei vielen der hier anwesenden und in den USA geborenen Bürger.

Als ich 1965 mit meiner Frau und unseren Töchtern in die USA flog, landete fast zeitgleich das Flugzeug des damaligen Papstes aus Rom. Da die Straßen in New York von Zuschauern überfüllt waren, mussten wir an die Universität von Princeton in New Jersey mit einem kleinen angemieteten Flugzeug weiter fliegen. Unsere gesamte Reise vom September bis November organisierte Professor Earl Ingerson von der Universität in Austin/Texas. In Princeton<sup>(36)</sup>, wo ich meinen ersten Vortrag halten sollte, stand für uns ein älterer Chevrolet zur Verfügung. Er ließ sich sehr bequem fahren und dieser Wagen hatte zudem viel Platz für unser Gepäck. Dieses Auto ermöglichte es uns, dreizehn Universitäten und eine Forschungseinrichtung eines Erdölkonzerns auf dem Weg nach Texas und von dort aus Los Angeles in Kalifornien zu besuchen. In Austin/Texas hatten wir mit Earl und Martha Ingerson, wundervolle Gastgeber, die uns hier für eine Woche eine Herberge in ihrem neuen Haus mit einer Terrasse sowie einem schönen Blick auf die Stadt gaben. Obwohl ich vor dem Abflug in die USA mit dem Auto nur einige hundert Kilometer in Prag und seiner Umgebung fahren konnte, war ich überrascht, unseren amerikanischen Ausflug so leicht zu schaffen. Vom Osten der USA bis in den Süden, in den Westen und dann zurück bis in den Osten, in die Mitte von Pennsylvania, fuhren wir vom 6. Oktober bis zum 1. Dezember 1965 insgesamt 7.477 amerikanische Meilen, also etwa 11.963 Kilometer. Vorträge hielt ich an diesen neun Hochschulen und zwei wissenschaftlichen Instituten: Princeton University, Illinois University in Urbana, University Purdue Lafayette in Indiana, University Missouri in Columbia, Texas University in Austin, California Technological Institute of Pasadena, California State College of Los Angeles, Union Oil Company of California in Brea, California University in Los Angeles, Pennsylvania State University in State College und der Woods Hole Oceanographic Institution.

Diese Reise durch die Vereinigten Staaten realisierten wir mit unserem sehr zuverlässigen und bequemen Chevrolet. Dabei übernachteten wir meist in Motels, in denen uns die Übernachtung meist nur 12 – 16 Dollar kostete.

## **USA, 1965 - 1966 und Bundesrepublik Deutschland 1980 - 1989 (Pennsylvania State University, WHOI, Universität Hamburg)**

Die Zusammenarbeit mit dem Ozeanographischen Institut in Woods Hole (WHOI) begann im Studienjahr 1965/1966. Für mich unerwartet traf ich an der Pennsylvania State University auf drei mir namentlich bekannte Forscher: G.W. Brindley, J.C. Griffiths und E.T. Degens. Zu dieser Zeit waren Brindley und Griffiths ordentliche Professoren an der Pennsylvania State University, wo hingegen Degens bereits seit einigen Jahren als Geochemiker aus Westdeutschland am WHOI als Gast mitarbeitete. Ich wurde damals an das Institut berufen, um dort an einem Forschungsprojekt zu Tiefseeschlamm aus dem nördlichen Teil des Indischen Ozeans zu arbeiten, der die Arabische Halbinsel umschließt. Hier gibt es die weltweit größten Reservoirs an Erdöl und Erdgas. Diese Schlämme bestehen hauptsächlich aus Tonmineralen. An der Karlsuniversität nahm ich mir hierfür fast ein Jahr Urlaub, um mich diesen Forschungsarbeiten intensiv widmen zu können. (An den Universitäten in den USA nennt sich diese Zeit „Sabbat-Jahr“ als Forschungsjahr für Hochschulprofessoren, das wiederholt nach mindestens sechs Jahren bewilligt werden kann). Ich besprach zwar Tiefseesedimente in meinen Vorlesungen an der Naturwissenschaftlichen Fakultät in Prag, hatte diese jedoch bis dahin noch nicht gesehen. Sie bedecken große Flächen unseres Planeten. Mit dieser Einladung in die USA erfüllte sich für mich ein langjähriger Wunsch, diese quantitativ bedeutsamsten, aber auch schwer zu erreichenden Sedimente zu erforschen.

Experimentell arbeitete ich in der State College in der Mitte des Staates Pennsylvania. In dieser Zeit wirkte hier der bedeutendste Fachmann für Tonminerale der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts, Professor Brindley. In seinem Labor arbeiteten graduierte Studenten und Gastwissenschaftler aus dem In- und Ausland, vom theoretischen Physiker bis zum Feldgeologen. Jede Woche nahm ich freiwillig am wissenschaftlichen Seminar zur Tonmineralogie teil, das für postgraduale Studenten und wissenschaftliche Mitarbeiter der Abteilung Pflicht war. Die Vorträge wechselten hier wöchentlich. Eingeladene Gäste wie ich mussten mindestens einen Vortrag halten. Ich wählte das Thema „Quantitative Bestimmung von Mineralen in Sedimenten“. Jeder Teilnehmer an diesen Seminaren erfuhr hier umfangreiche sowie kritische Bewertungen über die neuesten Entdeckungen, die in den wichtigsten Fachzeitschriften publiziert wurden.

Wir arbeiteten in einem Gebäude mit dem Institut College of Mineral Industries. Obwohl darüber niemand sprach, entwickelte sich zwischen uns eine Freundschaft. Diese setzte sich auch fort, nachdem



ich die angebotene Stelle als Professor für Sedimentpetrologie nicht angenommen hatte. Nachdem ich bereits einige Monate an der staatlichen Universität in Pennsylvania arbeitete, hatten sich Professor Brindley und der Abteilungsleiter Professor John C. Griffiths<sup>(37)</sup> zu einem Besuch in unserer Wohnung angekündigt. Professor Brindley sagte mir sofort, wir hatten uns kaum hingesezt: „Jiří, rufe bitte Deine Frau her, denn ich denke, dass Du ihre Zustimmung benötigst.“ Danach teilte er mir mit, dass mir die Leitung des Institutes der staatlichen Universität von Pennsylvania eine Festanstellung als Professor für Sedimentpetrologie anbietet. Ich antwortete, dass ich dieses Angebot nicht annehmen könne. Ich sah sofort, dass die Herren meine Zustimmung erwartet hatten und enttäuscht waren. Mir blieb nichts weiter übrig, als taktvoll zu erklären, dass wir zu Hause unsere zwei alten und bereits kranken Mütter haben, denen wir versprochen hatten, zurück zu kehren. Ich erklärte auch, dass meine Mitarbeiter am Lehrstuhl für Petrographie an der Karlsuniversität meine Rückkehr aus Amerika erwarten und ich dort meine wissenschaftliche und pädagogische Arbeit fortsetzen werde. Meine Emigration wäre für sie eine herbe Enttäuschung gewesen.

Der Leser kann sich nun wahrscheinlich vorstellen, dass die Bedingungen am College of Mineral Industries mir nicht missfielen. Ganz im Gegenteil, sie waren für meinen Lebensstil ideal. Ich war glücklich, wenigstens ein halbes Jahr unter diesen Bedingungen leben und an 122 Schlamm-Proben arbeiten zu können. Sofort nach meiner Ankunft in Pennsylvania wurde mir das Labor des kurz zuvor verstorbenen Professors Paul Krynine, einem ausgezeichneten Sedimentpetrologen, der hier einige Jahrzehnte gewirkt hatte, zur Verfügung gestellt. Nach Woods Hole kam ich in dieser Zeit zwei Mal; mit dem Flugzeug und mit dem Auto. Die Entfernung von fast 1000 km bedeutete eine Autofahrt vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag.

Die Arbeitsbedingungen an der State University Pennsylvania und am Ozeanographischen Institut in Woods Hole waren großartig. Jeder bemühte sich eine höchst mögliche Originalität zu erarbeiten. Über vorläufige Ergebnisse, die bei einzelnen Aufgaben erzielt wurden, gab es eine Diskussion in einem engen Kreis von Fachleuten in Anwesenheit des Abteilungsdirektors. Nach dreimonatiger Forschung am Material aus dem Indischen Ozean im Labor von Krynine lud man mich nach Woods Hole zu einer Konsultation zu meinen ersten Forschungsergebnissen einschließlich einer Interpretation ein. Eines Morgens erhielt ich einen Anruf aus dem Ozeanographischen Institut von Dr. John M. Hunt, dem Direktor der chemischen und geologischen Abteilung: „Wir erwarten Sie in der nächsten Woche zur Vorstellung der bisherigen Forschungsergebnisse und zum Stand Ihrer Arbeiten. Ihr Flugticket bekommen Sie am Mid-State-Airport. Das ist ein kleiner Flugplatz etwa 15 Meilen von Ihrem

Arbeitsplatz entfernt. In New York steigen Sie in ein anderes Flugzeug nach Boston um. Dort am Flughafen bekommen Sie einen Mietwagen mit einer Einweisung. Ein guter Fahrer benötigt etwa zwei Stunden von Boston nach Woods Hole. Sie werden im Hotel unseres Institutes wohnen, wohin Sie gleich fahren sollen. O.K.? Wir sehen uns in der nächsten Woche, Dienstag um neun Uhr.“

Nach dieser kurzen Erklärung rief ich sofort beim benannten Flughafen an. Dort war tatsächlich mein Flugticket bereits vorbereitet. Vier Tage danach am Montag flog ich mit einem kleineren Flugzeug und mehreren Zwischenlandungen auf kleinen Flugplätzen nach New York. Von hier aus flog ich mit einem größeren Flugzeug nach Boston. Beim Aussteigen aus dem Flugzeug auf dem LaGuardia-Airport in New York kam eine uniformierte Stewardess der Fluggesellschaft Western Airlines auf mich zu und fragte mich leise auf Englisch: „Sind Sie Professor Konta? Folgen Sie mir bitte, ich begleite Sie zu Ihrem Flugzeug, das in einigen Minuten nach Boston startet.“ Ich war ein wenig überrascht, denn ich war darauf vorbereitet, mich auf diesem großen Flughafen selbst orientieren zu müssen. Als ich in Boston das Flugzeug verließ und mich hier niemand erwartete, dachte ich mir, ab hier muss die bisher perfekte Organisation versagen.

Am Ausgang der Halle des Flugplatzes duftete es aus einem kleinen Speiseraum nach warmem Essen. Ich spürte, dass ich nach dem mehrstündigen Flug, bei dem lediglich Getränke angeboten wurden, etwas Essen müsse. Ich trat schnell ein und bestellte einen heißen Hamburger, also eine Semmel mit einem Hackbraten, Zwiebeln und Senf. Inzwischen begann die Abenddämmerung. Ich begab mich zum Schalter der Mietwagenfirma. Dieser war durch die helle Leuchtreklame bereits von weitem gut erkennbar. Mit dem Flugticket in der Hand stellte ich mich hier vor und wollte noch erklären, dass diese Bestellung vom Ozeanographischen Institut sei. Mit einem geübten Lächeln unterbrach mich die Mitarbeiterin: „Ja, Mister Konta, Ihr Wagen steht bereit und Jim wird Sie einweisen.“ Der nebenan stehende Jim reagierte schnell. Mit der anmutigen Bewegung eines farbigen Athleten bemächtigte er sich meines Handkoffers, mit der anderen Hand griff er nach dem Schlüssel und strich gleichzeitig einen Umschlag vom Pult. Dann ging er durch die Drehtür und führte mich mit einem gebührenden Abstand zur Sammelstelle der Mietautos. Er öffnete das nicht abgeschlossene Auto, legte meinen Handkoffer vorsichtig auf die Rücksitzbank, gab mir den Schlüssel für den Wagen und den Umschlag mit der Autokarte für die Umgebung. Er zeigte dabei lächelnd seine beiden weißen Zahnreihen und sagte mir höflich: „Have a nice trip, sir.“ Nach zwei Minuten fuhr ich mit dem fast neuen Chrysler auf der Autobahn von Boston zur Stadt der Wissenschaft Woods Hole an der Atlantikküste. Ich ertappte mich dabei,

dass ich am Lenkrad gesungen habe – ich denke, es war das Lied Hej Slované.<sup>(38)</sup> Bei der Fahrt durch die Dämmerung in der für mich unbekanntem Gegend führten mich Wegweiser, die bereits aus der Ferne leuchteten. Anhand der mir zur Verfügung stehenden Karte verfolgte ich die Orte, die ich durchfuhr. Endlich sah ich dann den Wegweiser nach Falmouth und kurz danach kam ich, es war bereits tief in der Nacht, in Woods Hole an.

Die Laboratorien und die Arbeitszimmer im Ozeanographischen Institut in Woods Hole waren in mehreren Gebäuden untergebracht. Der hier am häufigsten genutzte Raum war die Bibliothek. Jeder, der in Prag an der Karlsuniversität an meinen Vorlesungen und Seminaren teilgenommen hat, weiß, dass ich jeden Arbeitsplatz und jeden Wissenschaftler auch nach seiner Bibliothek beurteilte. Die Bibliothek ist ein wichtiges Informationszentrum an einer wissenschaftlichen Institution oder Hochschule sowie eine aussagekräftige Visitenkarte jedes Fachmanns. Sie ist auch Spiegel dafür, wie wichtig und ernst hier die Wissenschaften angesehen werden. Die eigene Bibliothek eines Fachmanns mit den wichtigsten Fachbüchern und Fachzeitschriften sowie Wörterbüchern muss durchdacht aufgebaut sein und ständig aktualisiert werden. Die Ausgaben eines Geologen an der Universität für den Aufbau und die Aktualisierung der eigenen Fachbibliothek übersteigen die eines qualitativ hochwertigen Autos.

Ich kam an das Ozeanographische Institut in Woods Hole, um hier am zweiten Tag über vorläufige Ergebnisse meiner Forschungsarbeiten an den Tiefseeschlämmen des Indischen Ozeans zu berichten. Der damalige leitende Wissenschaftler, der bei allen anerkannten Egon T. Degens, fragte mich zum Beispiel, wie hoch der Magnesium-Anteil im organogenen Kalzit der Schlämme sei. Ich nahm aus meiner Tasche eine weitere Röntgenkurve, auf der mit einem Bleistift die Oszillation eines wichtigen Kalzit-Peaks herausgehoben war. Ich zitierte die Methode nach *Goldsmith und Graf*<sup>(39)</sup> über das Verhältnis der Gitterkonstanten und der chemischen Zusammensetzung in Ca-Mg-Karbonaten. Ich bemerkte, dass meine Antwort den Fragesteller elektrisiert hatte. Später erklärte er mir ehrlich, dass er eigentlich vor hatte, mich zu belehren, dass ihm das aber nicht gelungen ist. Noch in demselben Jahr teilte er mir mit, dass er gemeinsam mit John M. Hunt meine Forschungsdaten zu organischen Stoffen und Kalzit in Tiefseesedimenten zu einer Korrelation genutzt hatte.<sup>(40)</sup> Ich glaube, dass unsere vertrauensvolle Zusammenarbeit der Grundstein für unsere Freundschaft wurde. Eine neue Zusammenarbeit am Projekt *World River System*, die etwa fünfzehn Jahre später an der Universität in Hamburg im Jahr 1981 begann, war Ergebnis dieses gegenseitigen Vertrauens. Im Jahr 1989 starb Egon Degens in Hamburg. Er war ein exzellenter

Wissenschaftler, Begründer des Institutes für Biogeochemie und Marine Geologie an der Universität Hamburg. Als Lehrer sprühte er vor Ideen und verfügte über einen unbezwingbaren Optimismus.

Im Jahr 1980 überraschte mich eine außergewöhnlich ehrenvolle Einladung an die Universität von Hamburg, mit der die Karlsuniversität einen Kooperationsvertrag abgeschlossen hatte. Die bürokratischen Formalitäten zur Reise waren schnell geklärt. Nach der Ankunft in Hamburg noch in demselben Jahr sagte mir Professor Degens: „Jiří, im Rahmen der vereinbarten Zusammenarbeit der beiden Universitäten bitte ich dich um Deine Mitarbeit beim Internationalen Projekt *Transport of Carbon and Minerals in Major World Rivers*. Die Forschungsarbeiten stehen unter der Schirmherrschaft des SCOPE (Scientific Committee on Problems of the Environment) und der UNEP (United Nations Environment Programme).“ In einigen Arbeitsberatungen und in unseren Aufzeichnungen entstand hierbei bald die Abkürzung *World River System*.

Mir wurden die Untersuchungen an feinkörnigen Mineralen anvertraut, die in Suspensionen (als Schwebstoffe) in zwölf der vierzig größten Flüsse der Welt (Mackenzie, Saint Lawrence, Orinoco, Rio Caroni, Parana, Nil, Niger, Orange, Indus, Ganges, Brahmaputra und Padma) sowie am kleineren Waikato in Neuseeland transportiert werden. Ich arbeitete einerseits mit den Geräten des Geologischen-Paläontologischen Institutes der Universität Hamburg im Gebäude des Geomaticums und andererseits in Prag. Für die Bibliothek des Geologischen-Paläontologischen Institutes der Universität Hamburg wurde mir großzügig ein Schlüssel geliehen, so dass ich wie seinerzeit in Woods Hole diese jederzeit und oft nutzen konnte. Die Ergebnisse der Untersuchungen an feinen Partikeln, die an einigen Stellen der Flüsse mit speziellen Filtern durch besondere Arbeitsgruppen entnommen worden waren, begeisterten mich. Bald erkannte ich, dass diese Forschungsarbeiten einen Schlüssel für weitere bedeutende Fortschritte in der Petrologie und der Geologie der Sedimente darstellen. Nach einigen Jahren der Untersuchungen zeigte sich in den Flüssen, dass die Zusammensetzung und die Eigenschaften der Ausgangsgesteine sowie ihrer Minerale in der umliegenden Verwitterungskruste, die Höhe über dem Meer sowie die topographischen und klimatischen Bedingungen entscheidend für die Intensität der Verwitterung und Erosion sind. Diese Faktoren bestimmen auch die Zusammensetzung der feinkörnigen Phyllosilikate (Schichtsilikate), zu denen die Tonminerale gehören.

Außergewöhnlich große Ansammlungen von Phyllosilikaten in den auf der Erde akkumulierten Sedimenten beruhen vor allem auf ihrer extrem hohen Stabilität im Wasser. Klastisches Material, das aus der Verwitterungskruste erodiert und in den Flüssen transportiert wird,

enthält vor allem Phyllosilikate, die aus den Ursprungsgesteinen stammen. In der geologischen Fachliteratur wurde jedoch über eine lange Zeit die neugebildeten Phyllosilikaten in der Verwitterungskruste einschließlich der Böden überschätzt und als wichtigste Quelle für Akkumulationen von Tonen und Staub auf der Erde angesehen. Weiterhin habe ich festgestellt, dass die Herauslösung von Silikaten aus primären Festgesteinen durch die Verwitterung und die Kristallisation von neugebildeten Phyllosilikaten stark und über einen langen Zeitraum vom chemischen Mikromilieu beeinflusst wird, also bei allen Tonmineral-Pseudomorphosen. Phyllosilikate und die detritischen Begleitminerale in den rezenten und ähnlichen Schlämmen, die riesige Flächen in den Ozeanen und Meeren aber auch in den Seen bedecken, entsprechen aus mineralogischer Sicht dem Material, das die Flüsse in ihren Suspensionen transportieren. Die Ergebnisse dieser Forschungsarbeiten sowie weitere Publikationen der anderen zahlreichen Fachleuten wurden in den Jahren 1982–1990 schrittweise in der Schriftenreihe *Mitteilungen aus dem Geologisch-Paläontologischen Institut der Universität Hamburg* veröffentlicht. Zu einer abschließenden Arbeit *Phyllosilicates in the Sedimentforming Processes: Weathering, Erosion, Transportation and Deposition*, in der auch weitere Forschungsergebnisse publiziert wurden, kam ich erst viele Jahre später<sup>(41)</sup>. In dieser Arbeit habe ich 2009 erklärt, dass größere erodierte Bruchstücke aus tonigen Akkumulationen und die Kristalle der Phyllosilikate aus verschiedenen Verwitterungsformen einschließlich der Böden sehr empfindlich gegenüber der Beeinflussung durch den Druck von härteren Festgesteinsbruchstücken und deren Minerale sind, wenn sie gemeinsam in turbulenten Flüssen oder unter ähnlichen Strömungsbedingungen transportiert werden. Dieses bedeutsame mechanische Phänomen befördert riesige Ansammlungen von Tonpartikeln und weiterem feinstkörnigem Material der Phyllosilikate mit einer Korngröße kleiner 0,063 mm als Tone und Stäube (= Lutite). Sehr wichtig waren diesen Forschungsarbeiten an den Flußsedimenten auch bei den erst einige Jahre später begonnenen Untersuchungen über den Zustand von Baugesteinen an historischen Bauwerken. An diesen nahmen nicht nur meine Mitarbeiter sondern auch Studenten der Karlsuniversität teil, die diese Themen in ihren Diplomarbeiten weiterführend bearbeiteten.

## Vorschlag zur Gründung der Zeitschrift Applied Clay Science

Im Jahr 1981 auf der 7. Internationalen Tonmineralkonferenz (AIPEA Association Internationale Pour l'Etudes des Argiles) in den italienischen Städten Pavia und Bologna hielt ich die Einführungsvorlesung „The Present State and Development Trends of Clay Science“, die ein Jahr später publiziert wurde.<sup>(42)</sup> Das Schlusswort hierfür schrieb Professor George W. Brindley (1982): *The Teaching of Clay Mineralogy*. Da er zu dieser Zeit bereits schwer krank war und regelmäßig starke Medikamente gegen sein Krebsleiden nehmen musste, konnte er an dieser Tagung nicht teilnehmen. Dieses Schlusswort verlas auf seinen Wunsch Professor J.J. Fripiat, ein in den USA lebender Belgier.

In meinem 45-minütigen Vortrag verwies ich auf zwei Autoren, deren Vorlesungen im Konferenzband der letzten vorherigen weltweiten Tonmineraltagung erschienen waren und die ich beide persönlich und durch unseren Briefwechsel gut kannte. Ihre Arbeitsergebnisse waren in sehr anerkannten Fachzeitschriften veröffentlicht worden und ihre großartigen Bücher beeinflussten die Tonmineralforschung.<sup>(43)</sup> George W. Brindley schrieb den Text *Current and Future Trends in Clay Mineralogy – a Review* (1976, *Clay Minerals* 11). Dr. Robert C. Mackenzie vom berühmten Macaulay Institute for Soil Research im schottischen Aberdeen verarbeitete dieses wichtige Thema in der Publikation mit der Fragestellung: *Clay Mineralogy – Whence and Whither? (Developments in Sedimentology, 1979, Vol. 27)*.

Meine neuesten statistischen Untersuchungen, die mit konkreten Zahlen als Überblick über den Stand der Tonmineralogie und der Akkumulationen von Tonen untersetzt wurden, führten zur Schlussfolgerung, dass der interessierte Leser, der Fachzeitschriften mit argilologogischen Inhalten liest, eine neue Fachzeitschrift, die sich auf die Praxis, also die angewandte Argilologie orientiert, benötigt. Informationen zu Tonen und ihren Akkumulationen, die in verschiedenen Fachgebieten wie der Industrie, der Landwirtschaft oder der Ökologie benötigt werden, waren in einer großen Zahl von Fachzeitschriften verstreut. Die Herausgeber des renommierten Fachverlages Elsevier in den Niederlanden reagierten hierauf sofort. Nach dem Vortrag bat ihr Vertreter mich darum, eine Konzeption für eine solche Fachzeitschrift zu entwerfen und eine Liste von weltweit bekannten Forschern für den Redaktionsbeirat zu erarbeiten. Diese meine schriftlichen Zuarbeiten verschickte ich aus Prag mit dem Vorschlag für den Namen der Zeitschrift: *Applied Argillology*. Das Ergebnis dieser Bemühungen erschien bereits auf der nächsten Konferenz der AIPEA. Nur wenige Jahre später schrieb Dr. R. Kühnel (1997) im Vorwort dieser

Fachzeitschrift: „Das Journal *Applied Clay Science* wurde aufgrund der Initiative von Professor Jiří Kouta von der Karlsuniversität in Prag, Tschechoslowakei, gegründet. Die erste Ausgabe dieser Fachzeitschrift wurde auf der Internationalen Konferenz der AIPEA im Juli 1985 in Denver/Colorado in den USA präsentiert“. Es ist die einzige internationale Fachzeitschrift, die im Ausland bedingt durch die Initiative eines tschechischen Geologen herausgegeben wird. Sie ist wahrscheinlich auch die bisher einzige ausländische naturwissenschaftliche Fachzeitschrift, die ein tschechischer Naturwissenschaftler initiiert hat.

### **Vorsitzender der AIPEA in den Jahren 1985 – 1989**

Die bisherige Vorsitzende der AIPEA, Frau Professor Lisa Heller-Kallai (Israel), teilte mir am Anfang des Jahres 1985 per Brief mit, dass mich das Wahlgremium (Dr. G. Pedro aus Frankreich, Professor K. Nagasawa aus Japan, Professor L. Stoch aus Polen und Professor M.M. Mortland aus den USA) zur Ernennung als neuen Vorsitzenden der AIPEA vorgeschlagen hatten. Für den Fall, dass ich die Nominierung annehme, sei es jedoch notwendig, dass ich bei der Wahl im Rahmen der 8. Internationalen Tonmineralkonferenz AIPEA anwesend bin. Der Konferenzort war in Denver/Colorado, USA. Meine Teilnahme dort hing vom Ministerium für Schulwesen ab. Hierbei ging es darum, die notwendigen Dollar für das Flugticket, die Unterbringung im Hotel Marriott einschließlich der Verpflegung und ein wenig Taschengeld für eine Woche zu erhalten. Als ich schriftlich meine Anfrage an das Ministerium mit einer Empfehlung des Rektorates der Karlsuniversität eingereicht hatte, überraschte mich die Unterstützung und die Zustimmung, die mich etwa einen Monat später erreichte. Den größten Teil der Dollar-Schecks bekam ich von Ministerium und einen weiteren kleinen Teil über die Wissenschaftskommission der UNESCO. Das Flugticket kaufte für mich die Naturwissenschaftliche Fakultät aus dem Fond VHC (ein Fond, der durch wissenschaftliche Nebentätigkeiten vor allem der Geologen für die Industrie gespeist wurde und zu dem auch ich beitrug), so dass ich nur 10 % des Preises selbst tragen sollte. Daneben musste ich mich noch für die Konferenz anmelden und ich bereitete den Vortrag *Mineral and Chemical Maturity of Suspended Solids of Some Major World Rivers* vor - hierzu verschickte ich auch die Kurzfassung.

In Denver kam ich am 27. Juli 1985 einige Minuten vor Mitternacht auf dem Flughafen an. Etwa eine Stunde später schlief ich mit dem Gedanken ein, dass es in Prag bereits Sonntag 9 Uhr morgens ist. Ich stand kurz nach 8 Uhr auf, registrierte mich in der Halle für die

Konferenz, begrüßte einige Kollegen aus verschiedenen Ländern und las das schriftliche Material mit dem Programm zur 8. Konferenz. Die Versammlung des Rates der AIPEA (Council), in dem ich Mitglied war, fand am 28. Juli von 14 – 17 Uhr statt. Wir besprachen die Punkte Situation, Arbeit und zukünftige Tätigkeit der AIPEA. Der Generalsekretär informierte uns darüber, dass 435 Teilnehmer aus 39 Ländern sowie etwa 600 Teilnehmer aus den USA zur Konferenz gekommen sind. Der sechste Tagesordnungspunkt war die Nominierung der neuen Mitglieder im Rat der AIPEA sowie eines neuen Vorsitzenden. Während dieser Verhandlung war es notwendig, dass ich den Raum verließ. Etwa zwanzig Minuten später kam Professor S.W. Bailey mit den Worten zu mir: „Please come back Mr. President.“

Am nächsten Tag eröffnete Dr. J.B. Hayes von der Marathon Oil Company in Colorado als wichtigster amerikanischer Organisator der 8. Konferenz der AIPEA die Plenarberatungen. Danach folgten vier weitere kurze Ansprachen von wichtigen Mitorganisatoren und Sponsoren. Als die scheidende Präsidentin der AIPEA, Lisa Heller-Kallai, das Wort ergriff, bat Sie darum, dass sich alle im Saal Anwesenden im Gedenken an den verstorbenen Professor George Brindley, einen Freund und außerordentlichen Wissenschaftler, erheben. Damit der Leser eine Möglichkeit bekommt, die Persönlichkeit des Verstorbenen kennen zu lernen, zitiere ich nachfolgend ein paar Zeilen aus dem Nekrolog.<sup>(44)</sup>

*George W. Brindley died at his home in State College, Pennsylvania on the afternoon of October 23, 1983. He is survived by his wife, his son and daughter, four grandchildren, a brother, hundreds of mineralogists, thousands of others whom his work touched, and a body of research of lasting value. [...] He attended Manchester University in the 1920s, studying in the laboratory of Sir Lawrence Bragg and R.W. James, and earning BSc and MSc degrees. [...]. [Later] he moved to Leeds, where he obtained his Ph. Dr. [...] The reason for his unique position is as complex as the clay minerals he so loved to study. [...] Projects [in his laboratory] ranged from crystallography and kinetics of high temperature solid state reactions to clay-organic interactions [...] He was the archetypical scientist who set high standards for truth and showed others how to attain it. He was an understanding human being.*

Es folgten zwei Tage mit sehr interessanten Fachvorträgen und dem Studium der ausgestellten Poster. Die eigentliche Wahl des neuen Rates (Council) der AIPEA fand am 31. Juli 1985 zwischen 10 und 11 Uhr statt. Die Wahlversammlung wurde durch die bisherige Präsidentin geleitet; sie las zunächst die vom Rat der AIPEA nominierten Personen vor und wies dann darauf hin, dass die Nominierungen nur anhand der Personen (purely personal) erfolgt ist, ohne Rücksicht darauf, woher sie kommen: „J. Konta Präsident (Tschechoslowakei); Generalsekretär A. J.



Herbillon (Belgien); Schatzmeister C. de Kimpe (Kanada); Leiter der Nomenklatur-Kommission S.W. Bailey (USA)“ sowie einige weitere Kandidaten für den zukünftigen Rat. Ja und dann wurde ich in die ehrenvolle und arbeitsreiche Funktion gemeinsam mit allen anderen vom Rat der AIPEA nominierten Kandidaten gewählt, also in eine der 22 Geologischen Gesellschaften, die weltweit im Rahmen der Geologischen Union tätig waren. Während des Beifalls versuchte ich mir vorzustellen, wie meine Kollegen reagieren werden, wenn ich zurück in die Tschechoslowakei komme. Würde diese meine Wahl zu noch intensiverer und schöpferischer Arbeit anstacheln? Das wünschte ich mir tatsächlich vor allem. Jemand aus der Tagungsleitung bat mich um ein paar Worte an das Auditorium. Zum Rednerpult waren es nur ein paar Schritte. Auf Englisch sagte ich:

*„Dear colleagues, friends of clay science, first of all my thanks go to the Nomination Committee and all you here for your votes. I am happy to be elected today the President of the AIPEA by the experts und colleagues feeling that no matter that our languages and countries are diverse if our hearts beat for the same science. In die history of my country there ruled a king by the name of John of Luxemburg who lost life in the battle of Crecy, France in 1346. Two words were engraved on his shield: „I serve“. These two words were adopted as an emblem motto of the Prince of Wales, the son of the King of England, who won the battle. The idea behind these words was to always serve the highest cause. As a newly elected President of the International Association for die Investigation of Clays I want to accept this brief sentence as a guide for my future activities.“*

Am letzten Tag der Konferenz der AIPEA, am Sonntag, dem 2. August um 10.45 Uhr nach der Übergabe des Bradley Awards<sup>(45)</sup> an Dr. Herrero, hielt der ehemalige Vorsitzende der Amerikanischen Tonmineralgesellschaft Wayne M. Bundy den abschließenden Vortrag. Er ist Autor eines bemerkenswerten Buches *Innovation, Creativity and Discovery of Modern Organizations (2002)*<sup>(46)</sup> und er sprach etwa eine dreiviertel Stunde über die Bedeutung der Verbindung zwischen Industrie und Rohstoffförderung mit der Wissenschaft. Hierbei betonte er vor allem das Faktum, dass bereits vor dem Jahr 1970 in den USA intensiv am Ausbau von Laboratorien direkt bei der Industrie gearbeitet wurde. Nach einiger Zeit bekam man aber mit, dass die Industrie vor allem sehr originelle Ideen benötigte, die die industriellen Prozesse tiefgründig bereichern und beeinflussen. Heute sei es Konsens, dass die Zusammenarbeit der Industrie mit den Universitäten besonders effektiv ist und deshalb Investitionen in diese Zusammenarbeit notwendig sind. Innovationen entstammten aus dem Einfallsreichtum, aus der Originalität der Gedanken und deren Umsetzungen, die bloße Kommerzialisierung reichte hierbei nicht aus.

Danach wurden an Studenten Preise für die besten Vorträge und Poster übergeben. Die ehemalige Präsidentin der AIPEA legte mir anschließend die Halskette mit den Insignien des Präsidenten und mit einer Plakette aus dem blauen englischen Wedgwood-Porzellan an und dann sprach ich die abschließenden Worte auf Englisch: „Meine Damen und Herren, selbst in der tschechischen, also in meiner Muttersprache fiel es mir nicht leicht, nach Dr. Wayne Bundy mit seiner großartigen Rhetorik, hier zu sprechen. Ich weiß, dass ich nun in Englisch reden muss, oder besser gesagt in meinem „CZEnglisch“. Ich bedankte mich bei allen Organisatoren, bei den Konferenzteilnehmern und vor allem bei allen Vortragenden für die neuen Erkenntnisse und die fruchtbaren Diskussionen sowie herzlich bei der Amerikanischen Tonmineralgesellschaft und dem gastgebenden Land, also den Vereinigten Staaten von Amerika.“

Nach meinen Schlussworten, mit denen die Konferenz endete, erhielt ich zahlreiche persönliche Gratulationen. Um die freundschaftliche Atmosphäre der damaligen Wissenschaftswelt zu bewahren, schrieb ich unmittelbar nach der Konferenz die drei nachfolgenden Beispiele in mein Notizbuch. Dr. Christopher Jeans (Großbritannien): „Ihre beiden Reden waren exzellent und sehr ähnlich dem muttersprachlichen Englisch.“ Professor Warren Huff (USA) sagte: „Sie haben eine klare und perfekte Aussprache.“ Diese beiden Kollegen haben familiäre Verbindungen zu Tschechen. Frau Gude, die Ehefrau des leitenden Geologen am Staatlichen Geologischen Institut in Denver, sagte: „Your both presidential speeches were perfect, the best of all. Where did you learn English?“ (Diese Aussage verwunderte mich angenehm, denn ich lernte auf den Schulen als Fremdsprachen Deutsch, Latein und Französisch. Diese Grundkenntnisse nutzte ich aber bei meinem späteren Erlernen der englischen Sprache, die ich durch das tägliche Lesen von Fachliteratur in Englisch und eigenes Lernen erlangte.) Sie hatten lediglich einen Fehler in Ihrer zweite Rede, darf ich an dieser Stelle unumwunden sprechen? (darauf hin nickte ich). Sie sagten United State Geological Survey, es hätte aber heißen müssen States. Aber das ist nur eine Nebensächlichkeit – ich bin Korrektorin.“

Das kleine Städtchen mit der Erzförderung in der weiteren Umgebung, in welches uns am nächsten Tag die geologische Exkursion führte, hatte nach meiner Wahl als Präsident der AIPEA einen passenden Namen, nämlich Georgetown (tsch. Jiří = dtsh./engl. Georg). Nach dem Bezahlen der Hotelrechnung flog ich am nachfolgenden 3. August 1985 gegen 11 Uhr nach New York zum Kennedy-Airport und von hier aus flog ich um 21.15 Uhr mit der PanAmerican Airlines nach Frankfurt am Main. In Prag, also zu Hause war ich dann wieder am 4. August vormittags.

Bei der Ankunft in Prag kam es zu einer unschönen Episode mit den Zollbehörden. Die reich vergoldete Plakette des Vorsitzenden der AIPEA aus Wedgwood-Porzellan mit der verdächtigen Aufschrift AIPEA-PRESIDENT, die ich in meinem Handkoffer hatte, erregte die Aufmerksamkeit der Zöllner am Flughafen. Das spezielle Futteral mit der Plakette wurde mit der strengen Ansage konfisziert, dass dieses Stück besonders untersucht werden müsse. Mein Versuch, diese Sache zu erklären, war vergeblich. Die Geschichte aus Denver erschien den Zöllnern als unglaubwürdig. Zu Hause dachte ich darüber nach, was ich tun könne, um diese wertvolle Plakette zurück zu bekommen. Glücklicherweise rief mich etwa zehn Tage später das Zollamt an: „Herr Konta, Sie können Ihre Präsidenten-Plakette abholen, es ist alles in Ordnung.“ Danach habe ich diese Plakette niemandem gegenüber erwähnt, denn es handelte sich um das Stück, das nach der vierjährigen Amtszeit der scheidende Vorsitzende an seinen Nachfolger auf der nächsten Plenartagung zu übergeben hatte. Damit diese Plakette auch sicher verwahrt war, legte ich sie in mein persönliches Bankschließfach. Als ich diese Plakette auf der 9. Tonmineralkonferenz der AIPEA in Strasbourg (1989) an Dr. José María Serratos vom Institut für Materialwissenschaften aus Madrid überreichen konnte, atmete ich sehr tief durch. José sah mich prüfend an und fragte mich leise: „Was ist denn an dieser Funktion so anspruchsvoll?“ Ich antwortete mit einer kollegialen Aufmunterung: „Es ist eigentlich nur die vierjährige Aufbewahrung der wertvollen Plakette, das Durchschleusen durch Zollbarrieren und letztlich die notwendige Weiterreichung.“

## **Die Belegschaft des Labors für Sedimentpetrologie und Tonmineralogie in Prag**

Das tägliche Zusammentreffen der Studenten mit den Pädagogen und die hieraus resultierenden Gespräche in unseren Labors, die Teilnahme der Studenten an meinen Vorlesungen, nach denen immer Anfragen obligatorisch waren, aber auch die regelmäßigen Seminare und Diskussionen inspirierten alle Teilnehmer zu einer schöpferischen wissenschaftlichen Arbeit. Aus der Sicht des Lehrenden sind derartige Bedingungen besser als reine Vorlesungen.

In den Jahren 1952 – 1989 lernten hier fünfundsechzig Studenten und Studentinnen aus der Tschechoslowakei, die ihr Diplom, ihren Dokortitel (Dr. rer. nat.) oder ihren Kandidaten der Wissenschaften (CSc.) ablegten. Unsere Forschungsmethoden lernten auch Assistenten und Dozenten aus dem Ausland kennen, von denen einige Dissertationen bei uns abschlossen, so von der Bangalore-Universität (Indien), von der Universität der Heiligen Kyrill und Method aus Skopje und der Universität von Zagreb (Jugoslawien), vom Polytechnischen Institut in Bischkek (Kirgisien) und von der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald (Deutschland). Hunderte weitere Studenten von den anderen Fachrichtungen der Geologie im Institutsgebäude in der Albertov-Straße in Prag absolvierten bei uns Vorlesungen, praktische Übungen und Seminare.

Bei der Unterrichtung und bei den wissenschaftlichen Arbeiten am Lehrstuhl für Petrographie (ab 1975 Lehrstuhl für Petrologie) hatten auch die nachfolgenden Wissenschaftler und Pädagogen einen großen Anteil:

Ing. Zdeněk Borovec CSc. (Forschungsmethoden, Elektronenmikroskopie, Untersuchungen an natürlichen Tonakkumulationen und deren Mineralbestand, Sorption und Ionenaustausch, Spurenelemente in Tonmineralen, Interaktion von Uran und Radium in Mineralen, Naturgläser, Auswirkungen von Mikroorganismen auf mineralische Rohstoffe);

Dr. rer. nat. Ludvík Čichovský (Verwitterung von Gesteinen an historischen Denkmälern, Neubildung von Mineralen in den Poren von der Verwitterung ausgesetzten Gesteinen, Tonminerale in der sedimentären Fazies);

Dr. rer. nat. Ladislav Mráz (chemische Analysen an vielen Mineralen, Gesteinen und natürlichen Gläsern, Methoden zur chemisch-quantitativen Untersuchung von silikatischen und nichtsilikatischen Rohstoffen);

Dozent Ing. Josef Neužil CSc. (Methoden zur Erforschung mineralischer Rohstoffe, Kaoline und andere Verwitterungskrusten,

Geochemie von Verwitterungsprozessen, feuerfeste Tongesteine, Baugesteine an historischen Denkmalen, hydrothermale Kaolinisierung);

Dozent Dr. rer. nat. Jan Šrámek CSc. (Diagenese von karbonatischen Konkretionen in Sedimentgesteinen, Tonminerale in verschiedenen Sedimentgesteinen, Gesteine und Minerale in historischen Bauwerken und deren Verwitterung, quantitative Streuung von Porenräumen in Baugesteinen einschließlich methodischer Untersuchungen);

Dr. rer. nat. Vladimír Tolar (chemische Analysen von Gesteinen, Mineralen und Wässern böhmischer Flüsse, Konstruktion des Imbibograph, Sorption von Uranyl-Verbindungen durch Humussäuren, Verwitterung von Bau- und Bildhauergesteinen an historischen Bauwerken).<sup>(47)</sup>

Die Anzahl der Personen in den Labors bewegte sich meist zwischen zehn und fünfzehn. Sie hing davon ab, wie viele Diplomanden, Doktoranden und Kandidaten der Wissenschaften hier ihre wissenschaftlichen Versuche durchführten. Jeder von ihnen experimentierte an Gesteins- oder Mineralproben einige Jahre oder wenigstens einige Monate; sie besuchten die Seminare, die Bibliothek der Geologie aber auch der Chemie im Nachbargebäude der Naturwissenschaftlichen Fakultät und sie diskutierten über ihre Arbeiten mit mir und weiteren Pädagogen.

Bei der Forschung und der Lehre war eine hilfsbereite Zusammenarbeit mit den technischen Assistenten und den Labormitarbeitern wichtig, die sich im Laufe der Jahre sehr bewährt hat. Das waren: M. Cieslarová, I. Fischer, J. Hlavsa, M. Chladová, V. Kodl, L. Pařezová, M. Reichelt (später Dr. rer. nat.), M. Šimková, J. Válková. Bei den photographischen Dokumentationen unterstützten uns bisweilen externe Mitarbeiter wie die Eheleute Hatlák, M. Králík, Dr. Č. Mrázek aus Hradec Králové und V. Šilhanová. Der Zeichnung von Abbildungen und graphischen Darstellungen widmeten sich sorgfältig und mit besonderer Genauigkeit zumindestens jeweils für ein paar Jahre M. Chladová, M. Kopecká, J. Kortanová, B. Nedvěďová, A. Procházková-Benešová und M. Erdeová. Weitere Informationen zu wichtigen Mitarbeitern, ohne deren Unterstützung wir nicht so erfolgreich hätten sein können, gibt es meinerseits auch in einer Publikation „*Töricht kühne und vielleicht belehrende Erwägungen über meine Bibliographie*“.<sup>(48)</sup> Bei den regelmäßig stattfindenden staatlichen Konferenzen zu den Themen Tonmineralogie und Petrographie (oder Petrologie), die auch von vielen ausländischen Gästen besucht wurden, halfen auch J. Šindelářová und Dr. rer. nat. J. Pešková.

Meine Dankbarkeit und meinen herlichen Dank verdienen auch alle hilfreichen und großartigen Übersetzer, denen ich meine eigenen Texte

mit zahlreichen Fachbegriffen in Englisch übergab und bei deren Endkorrekturen meist nur wenige Änderungen enthalten waren. Anfangs waren dieses vor allem die Dozentin M. Moschelesová und später dann Dr. J. Košáková, J. Newton (ein gebürtiger Engländer), Dr. rer. nat. M. Rieder und Dr. L. Trejdl. Von allen Übersetzern hat mich jedoch meine Tochter Miroslava Konta-Christesen besonders unterstützt, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren zahlreiche meiner Texte korrigierte, die ich bereits in englischer Sprache geschrieben hatte. Hierzu gehören auch einige größere Monographien.

Viele Jahrzehnte arbeitete ich in den Redaktionsräten von nachfolgenden Fachzeitschriften mit:

- *Acta Universitatis Carolinae, Geologica, Prag (1954 – 1990)*
- *Silikáty (Ceramics-Silikáty), ČSAV – Akademie der Wissenschaften, Prag (1962 - 2005)*
- *Transactions of the Royal Society of Edinburgh, Earth Sciences, Großbritannien (1979 – 2003)*
- *Clay Minerals: Journal of the European Clay Groups, London (1981 – 1995)*
- *Applied Clay Science, Elsevier, Amsterdam (1985 – 1994).*

Die Bibliographien aller wissenschaftlichen und pädagogischen Mitarbeiter in unseren Laboratorien können in den Bibliotheken des Institutes für Petrologie und Strukturgeologie oder in der Hauptbibliothek der Geologischen Wissenschaften in der Albertov-Straße in Prag eingesehen werden.

Als Professor an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität hielt ich nachfolgende Lehrveranstaltungen als Vorlesungen (P), praktische Übungen (C) und Seminare:

- *Petrologie der Sedimentgesteine (2P/1C im Wintersemester für Studenten der Geologischen Wissenschaften)*
- *Petrologie und Geochemie der Sedimentgesteine (2P/1C im Wintersemester für Studenten der Geochemie)*
- *Petrologie der Rohstoffe für die Herstellung von Glas und keramischen Erzeugnissen (2P/1C im Sommersemester)*
- *Physikochemische Methoden zu Laboruntersuchungen an Gesteinen (1P/3C für Diplomanden im Wintersemester)*
- *Petrologisches Seminar für Geologie-Studenten und angehende Petrologen als „Gespräche über die Fortschritte bei der Erforschung der Sedimenten und Verwitterungsbildungen“ (1P/2C im Sommer- und Wintersemester).*

## Woran ich oft gedacht habe

Die Anthropologen haben bisher heraus gefunden, dass sich von den Hominiden des Typus *homo erectus*, deren Reste in Afrika im 20. Jahrhundert gefunden wurden und die nur etwa seit zwei Millionen Jahren nachweisbar sind, der *homo sapiens* erst vor etwa 400.000 Jahren abgesondert hat. Der *homo sapiens* lebte unter einfachen Lebensbedingungen, die meist von starken Temperaturschwankungen in einigen Eiszeiten geprägt waren, bis zu den heutigen günstigen Temperaturmaxima. Er war es gewohnt, seine Nahrung zu sammeln und Tiere zu jagen, die in seiner Umgebung vorkamen. Durch seine Erfahrungen und die Geschicklichkeit seiner Hände konnte er nach und nach Gerätschaften, Waffen und Zubehör aus Holz, Steinen, Tierhäuten, Haaren, Därmen, Knochen, Geweihen oder Hörnern herstellen. Diese Erzeugnisse dienten vor allem der Jagd, der Entfaltung des Feuers und dem Schutz gegen die Kälte. Neueste Forschungen zeigen auch, dass sich der *homo sapiens* mit anderen Typen der Hominiden vermehren konnte.

Die letzte langanhaltende Vereisung/Kaltzeit, die vor etwa 100.000 Jahren begann und vor etwa 15.000 Jahren endete, ermöglichte es dem *homo sapiens*, auf fast alle Festlandsgebiete einschließlich Australien und Amerika zu gelangen. Die Welt während der Kaltzeit war trockener, die Ausdehnungen der Waldbedeckung geringer, die Wüsten bedeckten größere Flächen als heute. Die Übergänge oder Überfahrten zu anderen Kontinenten und Inseln waren einfacher zu realisieren, bedingt durch den langanhaltenden Rückgang des Meeresspiegels und dank der Wegsamkeit über das feste Eis. Gewaltige Schneeansammlungen bedeckten zu dieser Zeit das Festland und die Meere als mächtige Gletscher. Zu den globalen Temperaturmaxima in der Atmosphäre trugen vor allem verstärkte Aktivitäten der Sonne bei, wobei sich kosmische Einflüsse nicht ausschließen lassen.<sup>(49)</sup>

Im letzten Temperaturmaximum wurde der Menschheit allmählich klar, dass sie in der Lage ist, ihre Lebensqualität zu verbessern. Erst seit etwa 10.000 Jahren begann der Mensch Landwirtschaft zu betreiben, also Getreide und andere wichtige Nahrungsmittel zu züchten und anzubauen. Danach gelang es ihm auch endlich, Haustiere zu halten und zu züchten. Im Zusammenhang mit der landwirtschaftlichen Produktion wurde es notwendig, erste keramische Gefäße herzustellen. Erste Steinmauern baute der Mensch vor etwa 8.000 Jahren. Bis zur Herstellung des Zementes, dem heute am weitesten verbreiteten Baumaterial, dauerte es jedoch lange, da er erst dank der modernen Wissenschaften hergestellt werden konnte. Erst die Wissenschaft ermöglichte diesen energetisch aufwändigen Prozess der Herstellung,

aber auch seine Anwendungen und die Festigkeit des Betons unter verschiedenen Bedingungen. Es ist bekannt, dass die Menschheit seit etwa 6.000 Jahren einige Metalle (Kupfer, Blei, Gold) bearbeiten konnte. Dieser Entwicklungsprozess beschleunigte sich mit jedem Jahrtausend und jedem Jahrhundert.

Im 4. Jahrhundert v. Chr. entwickelte Aristoteles eine „erste Philosophie“, deren Grundlage alle Erkenntnis gedanklicher Wahrnehmungen war. Seine empirisch-spekulativen Konstruktionen der Natur, bei denen er die vier Grundelemente der Welt (Land, Wasser, Luft und Feuer) definierte, überlebten fast 2000 Jahren bis in die Zeit der Renaissance. Erst in den Jahren von 1500 bis 1700 begannen großartige Wissenschaftler Ansätze zu Forschungsmethoden zu entwickeln und die Ergebnisse ihrer Untersuchungen zu beweisen (Kopernikus, Galileo, Kepler, Bacon, Newton, Gilbert, Huygens, Guericke, Boyle, Leeuwenhoek, Harvey).

Im 18. Jahrhundert schlossen sich weitere bahnbrechende moderne experimentelle Forschungen an (Lavoisier, Priestley, Cavendish, Faraday, Volta, Watt, Lomonossov, Hutton, Lyell). Im 19. und 20. Jahrhundert stieg die Geschwindigkeit der wissenschaftlichen Forschungen im Zusammenhang mit neuen experimentellen Methoden und Technologien auf allen Gebieten der Tätigkeiten des Menschen – und damit auch im Bereich der geologischen Wissenschaften, die bei der Prospektion und der Förderung von Rohstoffen beteiligt war - sehr stark an. Es war die Zeit von großen wissenschaftlichen Entdeckungen und experimentellen Erfolgen (Dalton, Avogadro, Berzelius, Liebig, Cannizzaro, Maxwell, Hertz, Schwann und Schleiden, Mendel, Pasteur, Koch, Darwin, Mendelejew, Thomson, Röntgen, Curie-Sklodowska und anderen). Die größten Entdeckungen, die auch die Tonmineralogie beeinflussten, sind mit weiteren Persönlichkeiten der Naturwissenschaften verbunden (Physiker wie Einstein, Rutherford, Bohr und Max von Laue; der Klimatologe und Geophysiker Alfred Wegener; die Kristallographen William Henry und William Lawrence Bragg; die Chemiker und Kristallographen Mauguin und Pauling und viele hundert andere Wissenschaftler, die nach 1930 arbeiteten). Besonders erinnerte ich auch an die Denker und Forscher, die in Böhmen und Mähren gelebt oder dort lange gewirkt haben: G. Agricola (Arzt, Apotheker, Naturwissenschaftler und Bergbauspezialist), J. Barrande (Geologe und Paläontologe), G. Mendel (Botaniker und Genetiker), F. Pošepný (Geologe), E. Bořický (Petrograph und Mineraloge), B. Brauner (Chemiker, der als erster eine Abfolge der Seltenen Elemente erstellte), J. Janský (Psychiater und Serologe), V. Strouhal (experimenteller Physiker), J.E. Hibsich (Geologe und Mineraloge), K. Terzaghi (Begründer der Bodenmechanik), J. Heyrovský (physikalische Chemie,



Träger des Nobelpreises für Chemie 1959), O. Wichterle (Chemiker und Erfinder der Kontaktlinsen). Viele dieser Forscher waren für uns leuchtende Vorbilder.

Die Menschheit schuf sich neue große Kräfte durch Dampfmaschinen, elektrische und andere Motoren und den Kernzerfall der Atome. Die methodischen Forschungen wurden durch Strahlungen, die beim Zerfall der Atome entstehen, bereichert (Raman, Mössbauer), durch die Infrarot-Absorptions-Spektroskopie (IR-Spektroskopie), die einzigartige Entwicklung der Röntgendiffraktometrie, die Elektronenmikroskopie und Elektronendiffraktion. Es entstanden neue wissenschaftliche Zweige wie die Bakteriologie, die experimentelle und industrielle Pharmazie, neue Wege zur Heilung von Krankheiten, die Atomphysik und ihre speziellen Anwendungen, neue Methoden und Maschinen im Bauwesen, in der Landwirtschaft und den Züchtungen, bei der Herstellung von Lebensmitteln, im Verkehrswesen, beim Schutz und der Bewahrung der Umwelt, die Erforschung des Alls und viele weitere.

Die anfänglichen landwirtschaftlichen Besiedlungen in geeigneten Regionen der Welt wurden unterstützt durch handwerkliche Fähigkeiten zur Entwicklung, Herstellung und Reparatur von Gerätschaften und zum Bau von Behausungen. Je weiter sich der *homo sapiens* entwickelte, desto größer wurde die Notwendigkeit, Aufzeichnungen anzufertigen, sich mitzuteilen, zu organisieren und ebenfalls zu zählen. Es gibt keine Geschäftstätigkeit ohne die Mathematik. Der *homo sapiens*, wurde vielleicht durch strichförmige Linien, Einkerbungen oder erhabene Spuren inspiriert und er entwickelte zuerst die Keilschrift. Anschließend folgten über die bildlichen Zeichnungen die Hieroglyphen und die chinesische und japanische Schrift. Erst viel später entstanden zahlreiche Alphabete, Ziffern und Rechensystem in den verschiedenen Kulturen. Die heutigen weltweit verbreiteten Informationssysteme beschließen diese Entwicklung vorerst mit den Mobiltelefonen und dem Internet. Die mechanischen Rechenmaschinen wurden schnell und im großen Umfang durch die elektronischen Rechensysteme ersetzt.

Bücher, Zeitschriften, Filme, Theater, Musik, die bildenden Kunst und alle *wirklichen Künste* dienen dem kulturellen Aufbau der heutigen Menschheit. Ohne diese Künste, die uns Menschen die Natur mitgegeben hat, könnte der Mensch als ein einzigartiges Wesen des Tierreichs in der heutigen Zeit als Bestandteil der Erde kaum leben. Der *homo sapiens* darf jedoch absolut nichts verschwenden. Werden wir nicht klüger, bescheidener und verantwortungsvoller, wird letztlich die Natur darüber entscheiden, ob die heutige Art und Weise unseres Lebens und unsere Zivilisationsstufe haltbar oder nicht haltbar ist. Die Natur herrschte nämlich immer und sie wird auch immer die beherrschende Kraft auf der Erde bleiben. Vier große, überwiegend

anthropogene Risiken bedrohen zurzeit unseren Planeten: (1) Die Zunahme an Kohlendioxid in der Atmosphäre im Zusammenhang mit der wachsenden Nutzung von fossilen Brennstoffen wie Kohle, Erdöl und Erdgas, sowie die daraus resultierende globale Erwärmung der Atmosphäre, also dem Treibhaus-Effekt (2) Hierdurch nimmt auch die Versäuerung durch die Zunahme an Wasserstoff-Ionen in den Ozeanen zu; dabei wird die Fotosynthese der ozeanischen Algen behindert, die Sauerstoff produzieren und wenn deren Sauerstoffproduktion behindert wird, wird der Sauerstoff auf der Erde und in deren Atmosphäre zur Oxydation von organischen Stoffen bis zu dessen vollständiger Erschöpfung benötigt. (3) Das anhaltende Wachstum der menschlichen Population, deren Produktion an festen, flüssigen und gasförmigen Abfällen zu deren Verderben führt. (4) Die Herstellung neuer, moderner und vernichtender Waffen – egal ob es sich um klassische, nukleare oder andere physikalische, chemische oder biologische Waffen handelt – die gegenseitige feindliche Nutzung dieser Waffen kann zu einem ungeheuerlichen globalen Krieg führen und ist potentiell dazu geeignet, die Menschheit mehrfach zu vernichten.

Wenn es der Menschheit nicht rechtzeitig und optimal gelingt, diese bedeutsamen anthropogenen und damit verbundenen großen ökologischen Risiken, die durch natürliche Faktoren verstärkt werden und durch zivilisatorische Faktoren anwachsen, zu beherrschen, übersteigen sie wahrscheinlich die Kräfte und Möglichkeiten der Menschen.

Die Menschheit muss Gesetze entwickeln und auch aufmerksam überwachen, die jedwede ungestrafte Beschädigungen an allen lebenden Geschöpfen, den Menschen, den Tieren aber auch der sonstigen Natur verhindern. Das menschliche Leben auf der Erde muss hierbei die höchste Wertigkeit erhalten. Kriege bringen immer Verderben mit sich und sie verursachen immer unendliches Leiden. Sie müssen deshalb unter allen Umständen verboten werden. Der *homo sapiens* ist hoffentlich hierfür ausreichend aufgeklärt und bald bereit für diese neue Ära des Zusammenlebens.

Naturwissenschaftler, die mit modernen analytischen Methoden arbeiten, an die noch vor kurzer Zeit nicht zu denken war, belegen, dass die heutige Menschheit am Ende eines Temperaturmaximums lebt, das seit etwa 15.000 Jahren herrscht (siehe die Graphik im Fototeil). Während der letzten 400.000 Jahre folgten nach jedem der vier Temperaturmaxima allmählich starke globale Abkühlungen, die bis zu 100.000 Jahre andauerten. Dabei handelte es sich immer um Eiszeiten mit einigen gemäßigten Interglazialen. Aus den beiden Kurven (schwarze Linie = CO<sub>2</sub>-Gehalt und graue Linie = durchschnittliche globale Temperatur, ermittelt mittels der gängigsten Sauerstoff-

Isotopenanalysen im molekularen H<sub>2</sub>O in antarktischen Gletschern) geht hervor, dass sehr bald eine neue Eiszeit beginnen wird.<sup>(50)</sup> Der *homo sapiens*, der sich in den letzten Jahrhunderten unglaublich schnell auf allen Kontinenten der Erde ausgebreitet hat, mit seinem ständig steigenden Bedarf an Energie, wird bei einer weiteren Steigerung der Produktion im Zusammenhang mit der Bevölkerungsexplosion die geologisch bekannten Rohstoffvorräte für Brennstoffe in nur wenigen Jahrhunderten aufbrauchen. Dieses gilt auch für die Rohstoffe zur Erzeugung von Kernenergie – also für die bereits bekannten und explorierten Uranvorkommen auf dem Festland und die Gewinnung dieser Brennstoffe aus erwärmtem Meerwasser. Während der wahrscheinlich nur noch kurzen Zeit der Nutzung der traditionellen Brennstoffe muss der Mensch neue Energiequellen erschließen, die sparsamer und unschädlich sind und die sich aus erneuerbaren Quellen ergänzen. Die erfolgreiche Arbeit der Geologen und die daraus folgende Förderung von Rohstoffen, die den Schutz einer gesunden Umwelt respektiert und die durch modernste wissenschaftliche Erkenntnisse untersetzt wird, sind die Grundlage für den Erhalt des zivilisatorischen Zustandes.

## Schlusswort

Die wertvollste und unvergessliche Grundlage für meine Arbeit war seit meiner Kindheit das familiäre Umfeld. In meinem gesamten Leben war mir bewusst, dass meine Eltern eine tiefe Quelle der menschlichen Werte für mich waren, mit denen ich lebte, aus denen ich schöpfen konnte, die ich liebte, nach denen ich arbeitete. Meiner Mutter bin ich nicht nur dankbar dafür, dass sie mich geboren hat, sondern auch für ihre langjährige Betreuung und ihre damit verbundene unermessliche Liebe. Hierzu gehört auch ihre ständige Unterstützung meines Wunsches zu studieren, zu lernen und in die Welt zu gehen, um diese Welt besser zu verstehen, getreu ihrem Motto „nur durch Bildung ist es möglich, sich Flügel zu Höhenflügen anzulegen“. Meinem Vater bin ich dankbar dafür, dass er mir mit seinem eigenen Beispiel beibrachte, immer genau, zuverlässig und sauber zu arbeiten, sich bescheiden, verantwortungsvoll und redlich zu verhalten. Hierzu zählt auch, mit Siegen und Niederlagen leben zu können, immer fair zu handeln und sich selbst und der Familie immer treu zu sein.

Für meine Selbstverwirklichung war auch mein neues und außerordentlich vorteilhaftes familiäres Umfeld sehr günstig. Dafür danke ich vor allem meiner Ehefrau Helena Kontová, ihrem guten Herzen, das mit einer bewundernswerten Toleranz beschenkt ist, aber auch mit einer Liebe zur Familie und einem Sinn für die Realitäten. Sie war mir in meinem Leben, bei meinen pädagogischen und wissenschaftlichen Arbeiten an der Naturwissenschaftlichen Fakultät in Prag immer meine zuverlässige und wichtigste Unterstützung. Das Schicksal hatte für uns vorgesehen, dass wir im 20. Jahrhundert leben; also in einer Zeit am Anfang des 20. Jahrhunderts mit vielen verletzten und verstörten Menschen infolge des 1. Weltkriegs. Zudem war diese Zeit auch durch die furchtbaren und zahlreichen Todesfälle infolge der Spanischen Grippe geprägt. Es dauerte nur etwa zehn Jahre bis die große Weltwirtschaftskrise ausbrach, die eine weitere Not für zahlreiche Familien bedeutete. Während des 2. Weltkriegs starben danach fast 60 Millionen Menschen. Sie starben auf dem Festland, auf den Meeren und Ozeanen, auf und unter dem Wasser, vielfach auch in der Luft oder durch Angriffe aus der Luft, in Gefängnissen und in den Konzentrationslagern. Die Menschen der Gattung *homo sapiens* vernichteten sich ohne Sinn und Verstand gegenseitig und weltweit.

Nach dem 2. Weltkrieg wollten wir wie die meisten Menschen in Frieden und mit Freunden zusammen leben, lieben und geliebt werden und die Welt mit ihren Schönheiten und Geheimnissen kennen lernen. Wir wollten nicht vegetieren, nicht hassen oder neiden; wir glaubten,

dass die Menschheit gelernt hat, nicht mehr gehässig, sondern solidarisch zu sein. Dieser Glaube an den unnachgiebigen Willen und seine Unterstützer erfüllte sich aber nicht. Es ist paradox, dass meine Gefangenschaft im Konzentrationslager Mauthausen es mir damals ermöglichte, die Nachkriegszeit ohne größere Behinderungen und Tiefschläge zu überleben. Gerade in Mauthausen lernte ich herausragende Persönlichkeiten kennen, die für eine (soweit möglich) würdevolle und faire Verwaltung arbeiteten. Ich bin diesen Menschen dankbar dafür, dass ich durch die gegenseitige Solidarität der Häftlinge überhaupt überleben konnte. Kurz danach teilte sich die Welt in zwei unversöhnliche Lager infolge des Kalten Krieges. Als der Kalte Krieg endete, verbreitete sich ein weiteres (un-)menschliches Phänomen, der Terrorismus. Hat das alles einen Sinn? Befindet sich der *homo sapiens* in der heutigen Zeit nicht in einem Entwicklungsstadium der Erkenntnisgewinnung bzw. der Aufklärung? Am 6. November 2008 feierten wir im Kreis der Familie unseren sechzigsten Hochzeitstag, die Diamantene Hochzeit. Hierzu kamen auch unsere beiden Töchter. Ich dankte allen dafür, dass sie an dieser Feier teilnahmen. Der wichtigste Dank galt jedoch meiner Ehefrau Helena dafür, dass es mir vergönnt war, mit ihr gemeinsam das wunderbare Schicksal eines tschechischen Geologen teilen zu können und dafür, dass sie in unserer Familie ein wechselseitiges geistiges Zusammengehörigkeitsgefühl erhielt, aber auch die Achtung, die Liebe und Gefühle, für die es sich lohnt, zu leben.

Am nächsten Tag, dem 7. November 2008, besuchte ich gemeinsam mit meiner Tochter Mirka meinen Bruder Miroslav, der seit dem September 2008 an das Bett im Krankenhaus in Prag-Motol gefesselt war. Wir beiden spürten, dass wir zu seinem Abschied gekommen waren. Als wir das Krankenzimmer verlassen mussten, drückte mir Miroslav die Hand und sagte „Jiří, danke dafür, dass ihr gekommen seid. Ich werde mich an die Verabschiedung von Mirečka immer erinnern.“ Mein Bruder Miroslav bewies damit, dass er bis zum letzten Atemzug sich selbst treu geblieben war.

Meine Achtung und meine Bewunderung gilt allen Menschen, die sich aufopferungsvoll um die Schwachen und Kranken kümmern. So wie hier im Fakultätskrankenhaus in Prag, aber auch in weiteren Krankenhäusern oder ähnlichen Institutionen. Ein großer Dank gilt auch allen, die sich karitativen Aufgaben gewidmet haben oder widmen, denn viele Menschen sind davon überzeugt, dass die systematische Solidarität zwischen Menschen und Staaten die heutigen abgrundtiefen existentiellen Unterschiede überwinden helfen kann. Die wahre Humanität erfordert die Solidarität der Gesunden und der Kranken, der Jungen und der Alten, der Reichen und der Armen, der Starken und der Schwachen sowie die Liebe der Menschen zur Natur und die Bewahrung

einer gesunden Umwelt. Für die Staaten sollte eine offene Gesellschaft prioritär sein. Gleiche Freiheiten für alle und vor allem gesicherte Bildung für jeden in Abhängigkeit von seinen Bestrebungen und seinen Talenten, verbunden mit Verantwortungsbewusstsein und Redlichkeit sind unabdingbar. Die Menschen müssen sich in allen Lebensbereichen früher oder später der Tatsache bewusst werden, dass Rücksichtslosigkeit, Egoismus und Hinterlistigkeiten oder leeres Gerede nur ins Verderben führen werden. Wo und wann auch immer jemand seine Ziele überdenkt, ich empfehle allen, immer frei und ohne Zwänge AUF SEIN HERZ zu hören.

## Danksagungen

Ich danke Phyllis Laking Hunt aus Woods Hole dafür, dass Sie mir freundlicherweise wichtige Informationen über die Forschungsstationen an der östlichen und der westlichen Küste der USA zur Verfügung stellte. Sehr herzlich danke ich meinem ehemaligen Studenten Dr. rer. nat. CSc. Martin Štàstný für die Aufarbeitung der Fotografien. Ein weiterer Dank gilt meinen Mitschülern vom Gymnasium in Čáslav, vor allem Eva Vtělenská (geb. Hořejší), Miluška Hodančová (geb. Čápová) und ebenfalls den Eheleuten Jaroslav und Maruška Kostelecký (geb. Růžicková) aus Žleby für die Bereitstellung wertvoller Daten.

Ganz besonders bedanke ich mich bei der Fachzeitschrift *Nature* (London, England) dafür, dass sie mir gestattete, die wichtige Abbildung über den Temperaturverlauf mit den kurzen Warmzeiten und den langen Eiszeiten auf unserem Planeten in den letzten 400.000 Jahren zu verwenden.

## Über die Tonminerale und Professor Kontak von Václav Cílek

An der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität lehrte uns Professor Kontak Tonmineralogie. Ehrlich gesagt, handelte es sich nicht um ein Fachgebiet, für das wir uns seinerzeit besonders interessierten und ich erinnere mich auch nicht daran, dass er im Gegensatz zu den Professoren Poucha und Špinar zu unseren besonders beliebten Pädagogen gehörte. Die Geologie an der Naturwissenschaftlichen Fakultät wurde in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts noch durch die Trilobiten und Granite beherrscht. Es herrschte die große Traditionen der Erforschung des Barrandiums, seiner Kalksteine, Schiefer und der herrlichen Fossilien einerseits und andererseits die Lagerstättengeologie mit den gold-, silber- und zinnhaltigen Mineralen in den magmatischen und metamorphen Festgesteinen. Alle weichen Gesteine wie Tonsteine oder Kaolin betrachteten wir Studenten als minderwertig.

Zudem wirkte Professor Kontak auf uns recht nobel und distanziert, denn bei uns herrschte ehrlich gesagt eher ein proletarischer Umgang vor, wie er in Bergmannskreisen üblich ist. Bergleute hatten eben nur selten ein solch elegantes und höfliches Auftreten. Dieses galt bei uns als akademische Unehrllichkeit und gut nur dafür, wenn man jemandem den Vortritt an der Tür ließ, um ihm das Messer in den Rücken zu stoßen.

Wir waren uns nicht der Tatsache bewusst, dass im 20. Jahrhundert fast alle Erzschächte auf dem Gebiet der Tschechoslowakei Verluste erwirtschafteten und aus ihnen Erze zu einem Vielfachen des Weltmarktpreises gefördert wurden. Selbst die großen Uran-Lagerstätten wie in Horní Slavkov, Příbram, Rožínka oder Hamr na Jezeře waren nicht wirklich ertragreich und wenn man hier noch Schäden an der menschlichen Gesundheit und der Umwelt hinzurechnet, fiel diese Bilanz nicht gut aus. Dagegen waren Rohstoffe wie Kohle und die nichterzhaltigen Rohstoffe wie Kaolin, Graphit oder keramische Tone ökonomisch. Vor allem bei der Förderung von Graphit und Kaolin gehörten wir einige Jahrzehnte zu den weltweit führenden Produzenten. Zusätzlich exportierten wir häufig lediglich Erzkonzentrate und näherten uns so einigen afrikanischen Ländern an. Im Gegensatz dazu exportierten wir veredelte Produkte aus nichterzhaltigen Mineralen wie Porzellan. Heute, wo schon mehr als zwanzig Jahre alle Erzbergwerke geschlossen sind und nur noch eine Uranförderung in Rožínka statt findet, verstehen wir, wie wichtig die Tonminerale und andere Rohstoffe sind. Die elektrochemischen Kräfte auf der Oberfläche der Tonmineralschuppen halfen vielleicht dabei, Moleküle organischer Substanzen so



anzuordnen, dass darauf das Leben entstand. Auf jeden Fall entstand das Leben und seine ersten Spuren vor Jahrmillionen in einer Umgebung, die von Mikroorganismen und Tonmineralen geprägt war. Heute befindet sich deren Erbmasse in Böden und in den Mikroorganismen. Die Lagerstätten für keramischen Rohstoffe erfüllen ihren Zweck und zahlreiche Werkstätten und Fabriken leben von ihnen. Den Tonmineralen gehört die Zukunft, wohingegen das altbewährte Silber bei uns vermutlich nie wieder gefördert wird.

Unlängst bekam ich von meinem Kollegen Martin St`astný die Lebenserinnerungen von Professor Konta zum Lesen. Erst hierbei verstand ich Dinge, die ich früher nur geahnt hatte. Ich begriff, dass die Wurzeln Kontas stillen Auftretens und seine Zurückhaltung vor allem in seiner Vergangenheit als Pfadfinder liegen. Die handschriftliche Gedenkschrift war außerordentlich gut geschrieben und sie erinnerte an den Stil, mit dem der Herr Professor Konta schon seit einigen Jahren malt. Mir wurde bewusst, dass uns die Erinnerungen an das Leben in einem kleinen Städtchen und sein Zeugnis aus dem Konzentrationslager nicht verloren gehen dürfen.

Ich weiß nicht, ob ich aus dem Gedächtnis, in dem nur einige meist subjektive Erinnerungen gespeichert sind, das Nachfolgende mitteilen soll – aber ich schreibe es hiermit auf, um es klarzustellen. Aus der Studienzeit erinnere ich mich an einen Zwist und einen recht erbitterten persönlichen Kampf zwischen den Professoren der Naturwissenschaftlichen Fakultät. Die meisten dieser Konflikte an jedweden Universitäten beruhen auch heute darauf, dass die Leute sich nicht leiden können, sie konkurrieren oder sie an ihrer Karriere arbeiten. Aber zur Zeit der Kommunisten<sup>(51)</sup> wurden gern politische Argumentationen sowie eindeutige und undurchsichtige Bekanntschaften genutzt. Ich befragte hierzu einige Zeitzeugen der damaligen Zwistigkeiten als *advocatus diaboli*, ob bekannt sei, dass Professor Konta jemandem Unrecht tat. Die befragten Personen dachten eine Weile nach und sagten dann, dass er wohl einige politische Bekannte hätte, vermutlich aus seiner Zeit im Konzentrationslager, aber er hätte sich immer eher am Rande gehalten. Keiner der Leute konnte sich daran erinnern, dass er je irgendwie unehrenhaft gewesen wäre – dieses gilt auch für die Personen, die ihn nicht mochten. Diese Sache, so glaube ich, musste mal gesagt werden.

In den letzten Jahren erschienen einige geologisch geprägte Lebenserinnerungen aber auch Reiseberichte zum Beispiel von Vladimír Satran, Jan Hus Bernard, Ivan Mrázek oder meinem Vater Václav Cílek. Ich schaffte es leider nicht, einen meiner Kommilitonen aus der Zeit im Erzbergbau davon zu überzeugen, seine Erinnerungen aus dem Uran-Bergbau aufzuschreiben, was ein großes Thema wäre. Manchmal

erinnerte ich mich auch deshalb an das akademische Leben in den 60er bis 80er Jahren des letzten Jahrhunderts, um gegen unberechtigte Anklagen und Vorwürfe vorbereitet zu sein.

Die literarischen Erinnerungen erscheinen in der heutigen Zeit, in der alles nach vorn eilt, man keine Zeit für die Vergangenheit hat und oft auch nicht mehr in Ruhe liest, veraltet und überflüssig. Tatsächlich ist es jedoch ein wertvolles Genre – falls es gelingt. Und es gilt: je älter desto besser. Die Erinnerungen von Professor Jiří Kouta kann man auf zweierlei Weise lesen und verstehen: einerseits als ein hervorragend geschriebenes Zeitdokument über das Leben in einem kleinen Städtchen in der Zeit vor dem 2. Weltkrieg, andererseits aber auch als die Erinnerung des Begründers der modernen tschechischen Forschung im Bereich der oft übersehenen, aber allgegenwärtigen und sehr nützlichen Sache der Tonminerale. Beides ist großartig.<sup>(52)</sup>

## **Anmerkungen und Erläuterungen des Übersetzers**

### **Literaturquellen wie im originale Text bei Professor Konta**

(Wissenschaftliche Literatur ist hier zitiert, wie es im tschechischen Original von Professor Konta geschrieben wurde)

- zu (1) Mirek ist der Kosenamenname von Miroslav.
- zu (2) Gibson-Gitarren stammen aus den USA und waren seinerzeit vor allem Akustik- und Country-Gitarren. Eine der ersten serienmäßigen E-Gitarre stammte von der Firma Gibson aus dem Jahr 1936.
- zu (3) Die sogenannte Ševčík-Schule, ein damals gängiges Lehrbuch.
- zu (4) Gemeint sind E. Beneš und Tomáš Garrigue Masaryk, Masaryk wurde erster Präsident der Tschechoslowakischen Republik 1918.
- zu (5) Studienzeit bedeutete und bedeutet heute noch in CZ auch die Zeit nach der Grundschule auf einer Mittelschule, einem Realgymnasium oder einer Fachschule. Diese Schulzeit endet, bezogen auf das deutsche Schulsystem, mit der Mittleren Reife, einem Berufsschulabschluss und/oder dem Abitur. In Tschechien ist noch heute ein Gymnasiallehrer auch ein Herr Professor und ein Schüler am Gymnasium ein Student.
- zu (6) Diese Tageszeitung wurde bis 1943 nach Wien verlegt. 1939 war sie als „Welt- Neuigkeits-Blatt“ bekannt und führte den Untertitel „Aelteste arische Tageszeitung Wiens“.
- zu (7) Es handelt sich hier um einen langen bis heute anhaltenden Streit der Transkription von Fremdwörtern in das Tschechische, da einige Buchstaben anders ausgesprochen werden. Das „Z“ wird z.B. als ein stimmloses „Es“ wie im deutschen Wort „sauber, das „S“ jedoch als ein stimmhaftes „S“ wie im deutschen Wort Bu“s“ gesprochen.
- zu (8) Eine beliebte und bekannte Regel, denn das Wort „prdel“= Arsch kann jedes tschechische Kind korrekt in alle Fälle deklinieren. Bei der Deklination der Wörter „Čáslav“ und „prdel“ sind Wortendungen (je nach Fall) auf die Buchstaben v, ě, i und í möglich.
- zu (9) Säuberungsaktion auch unter den tschechischen Intellektuellen vor und nach der Tötung des stellvertretenden Protektoratsleiters Heydrich in Prag 1942.
- zu (10) Siehe: Marek, M. [ed.]: Sborník gymnázia v Čáslavi: 1880 – 1980. Čáslav: Ředitelství a SRPŠ a SPGŠ v Čáslavi, 1980).

- zu (11) Europapokal der Fußball-Nationalmannschaften 1936 bis 1938.
- zu (12) Ritterorden der Kreuzherren mit dem roten Stern, gegründet 1233 durch Agnes von Böhmen).
- zu (13) Jan Opletal starb an seinen Schusswunden am 11. November 1939. Er war ein Anführer der tschechischen Studentenschaft für Freiheit und Demokratie. Nach seiner Beisetzung am 15. November 1939 brachen in Prag von Studenten organisierte Revolten aus, die am 17. November 1939 ihren Höhepunkt hatten und blutig beendet wurden. Die „Heydrichiade“ bezieht sich auf ein umfangreiches „Säuberungsprogramm“ im Auftrag des Reichsprotektors Reinhard Heydrich.
- zu (14) Siehe hierzu: Ich gestehe: Im Räderwerk des Prager Prozesses, Prag, Tschechoslowakische Schriftsteller, 1969 – Anmerkung des Übersetzers: siehe auch unter Artur London: Ich gestehe. Der Prozess um Rudolf Slansky. Hoffmann und Campe, Hamburg 1970.
- zu (15) Die sogenannte Todesstiege.
- zu (16) Siehe auch Bard, M.G.: Forgotten Victims: The Abandonment of Hitlers Camps, Boulder, Westview Press, 1994.
- zu (17) Dieser Film ist in Deutschland unter dem Namen „Die Fälscher“ bekannt und bekam 2008 den Oscar als bester fremdsprachiger Film.
- zu (18) Siehe auch: Adolf Burger: Des Teufels Werkstatt. Die Geldfälscherwerkstatt im KZ Sachsenhausen. Hentrich & Hentrich, Teetz 2004, und Elisabeth Sandmann Verlag, München 2007.
- zu (19) In Prag war es üblich, dass Studenten ein Vorlesungsskript preiswert erwerben konnten.
- zu (20) Siehe: Bohuslav Hejtmán - Jiří Konta: Horninotvorné minerály; nakladatelství: Přírodovědecké vydavatelství, 1953).
- zu (21) Kurz nach der ersten Auflage wurde Dr. Hejtmán Professor und Leiter des Petrographischen Institutes. Nachdem Prof. Hejtmán in Pension gegangen war, wurde Prof. Konta 10 Jahre nach ihm Direktor des Institutes
- zu (22) Siehe: Mirka Christesen & Susan Wasilewski; Character Kaleidoscope: A Practical, Standards-Based Resource Guide for Character Development, 2000; Natl Professional Resources Inc; Limited edition).
- zu (23) Siehe: František Slavík, 1954, Vznik a výskyt nerostů, Nakladatelství československé akademie věd, 181 Seiten)

- zu (24) Der Begriff Argilologie wird heute nur noch selten benutzt. Häufiger sind die Begriffe Tonmineralogie oder Clay Science. Er findet sich aber noch in der wichtigsten internationalen Organisation für die Tonmineralforschung, der AIPEA = Association Internationale Pour L'Etudes des Argiles).
- zu (25) Rudolf Bárta (1897 – 1985) war der führende Wissenschaftler und Technologe im Bereich Glas, Zement, feuerfeste Werkstoffe sowie für neue Untersuchungsmethoden.
- zu (26) Dinas ist ein spezielles Produkt für die Feuerfest-Industrie. Es besteht aus den SiO<sub>2</sub>-Varietäten Cristobalit und Tridymit und wird aus sehr feinkörnigen Quarzkristallen bei sehr hohen Temperaturen industriell erfolgreich hergestellt.
- zu (27) siehe: Konta, J. (1995): Clay and Man: Clay Raw Materials in the Service of Man.- Applied Clay Science 10, Nr. 4, Elsevier, S. 275 – 335.
- zu (28) Professor Konta initiierte, leitete und organisierte über viele Jahrzehnte diese weltweit anerkannte Tonmineraltagung in der Tschechoslowakei. Die Konferenzbände 1 und 2 aus den Jahren 1958 und 1961 sind heute kaum noch beschaffbar. Siehe auch <http://www.czechclaygroup.cz>).
- zu (29) Die in Deutschland übliche Schreibweise ist Ilja Isaakowitsch Ginzburg. Er war vor allem als Lagerstätten-Geologe sehr bekannt und hat zahlreiche Publikationen herausgegeben, die auch in deutscher Übersetzung verfügbar sind.
- zu (30) Eine spezielle Untersuchungsmethode zur Untersuchung und Unterscheidung von Tonmineralen, die Professor Konta entwickelt hatte. Siehe auch: Konta, J. (1961): Imbibometry – a new method for the investigation of clays.- The American Mineralogist, Vol. 46.
- zu (31) Siehe: Il'ja Isaakovič Ginzburg & I. A. Rukavišnikova (1951): Minerály drevnej kory vyvetrivanija Urala, Akad. Nauk 714 S.
- zu (32) Solche Studienaufenthalte in den USA waren zu dieser Zeit ein ganz besonderes Erlebnis. Professor Konta war einer der wenigen Geologen im Ostblock, die diese Chance hatte. Er war jedoch bereits durch seine zahlreichen Publikationen und innovativen Forschungsmethoden weltweit bekannt, hatte eigene Tagungen organisiert und wurde oft ins Ausland eingeladen und von dort bezahlt. Das Kennenlernen der Fachkollegen und der Austausch von Veröffentlichungen war hierbei sehr wichtig. Prof. Konta konnte auch einige Fachartikel in ausländischen Zeitschriften publizieren. Viele der nachfolgenden Namen sind heute sicher nur noch einigen Fachleuten bekannt – seinerzeit waren das „die fachlichen

- lkonen“, da sie über neue und teilweise noch heute genutzte Untersuchungsmethoden verfügten bzw. diese entwickelten.
- zu (33) Siehe z.B. Grim, R. E. (1953, 1968): Clay Mineralogy, Mac Grow and Hill oder Grim, R. E. [1962]: Applied Clay Mineralogy, MacGrow-Hill).
- zu (34) G.W. Brindley hat mit seinem Kollegen G. Brown die Erforschung der Minerale und der Tonminerale maßgeblich beeinflusst. Seine X-Ray-Analysen=Röntgenuntersuchungen sind noch heute ein weltweiter Standard und auch die neuesten PC-Programme zur Untersuchung von Tonmineralen greifen auf diese Kurven und Tabellen zurück. Siehe hierzu auch Brindley, G. W. & Brown, G. (1980): Crystal Structures of Clay Minerals and their X-Ray Identification, London, Mineralogical Society).
- zu (35) Siehe: Konta, J. (2007): Selbstkritische Anmerkungen und vielleicht hilfreiche Überlegungen über die eigene Bibliographie.- Informátor ČSVVK, 35, S. 12 – 13, <http://www.czechclaygroup.cz/index.php?page=informator>, der Text ist leider nur in Tschechisch verfügbar.
- zu (36) Hier lehrte auch Albert Einstein, in Princeton lebte er seit 1935 bis zu seinem Tod 1955.
- zu (37) Autor des bedeutenden Fachbuches G. Griffiths (1967): Scientific Method in the Analysis of Sediments.- McGraw-Hill, New York, 508 S.
- zu (38) „Hej Slované“ (Hej Slawen) ist ein im slawischen Sprachraum sehr populäres Lied.
- zu (39) Goldsmith, J.R. & Graf, D.L. (1958): Relation between Lattice Constants and Composition of the Ca-Mg-Carbonates.- American Mineralogist 43, Nr. 1 – 2, S. 84 – 101.
- zu (40) Siehe: Degens, E.T. & Hunt, J.M. (1968): Data on the Distribution of Stable Isotopes and Amino Acids in Indian Ocean Sediments.- Woods Hole, WHOI.
- zu (41) Siehe: Konta, J. (2009): Phyllosicates in the Sediment-forming Processes; Weathering, Erosion, Transportation and Deposition.- Acta Geodynamica et Geomaterialia 6, Nr. 1. S. 13 – 43.
- zu (42) Siehe Konta, J. (1981: The Present State an Development Trends of Clay Science. In: Olpen H. van & Veniale, F. [ed.]: Developments in Sedimentology 35, 1982, S. 1–14; Opening Lecture of the VII International Clay Conference AIPEA 1981, Bologna and Pavia).
- zu (43) George W. Brindley schrieb den Text Current and Future Trends in Clay Mineralogy – a Review (1976, Clay Minerals

- 11). Dr. Robert C. Mackenzie vom berühmten Macaulay Institute for Soil Research im schottischen Aberdeen verarbeitete dieses wichtige Thema in der Publikation mit der Fragestellung: Clay Mineralogy – Whence and Whither ? (Developments in Sedimentology, 1979, Vol. 27).
- zu (44) Siehe: William F. Moll (1984): George William Brindley – An Appreciation. Clays and Clay Mineralogy, S. 80.
- zu (45) Ein Förderpreis für junge und besonders begabte Wissenschaftler.
- zu (46) Siehe: Wayne M. Bundy (2002): Innovation, Creativity and Discovery in Modern Organizations.- 304 S., Praeger).
- zu (47) CSc. ist ein candidatus scientiarum = Kandidat der Wissenschaften. Dieser akademische Grad lässt sich nicht eins zu eins übersetzen, da das tschechische System der akademischen Grade etwas anders aufgebaut ist, als das deutsche. Seine Wertigkeit entspricht jedoch in Deutschland einer Habilitation (Dr. habil.) oder in den USA dem Ph. Dr.
- zu (48) Siehe: Konta, J. (2007): Pošetile odvážná a snad poučná úvaha o vlastní bibliografii.- Informátor ČSVVJ, Nr. 35, S. 2 – 19. „Töricht kühne und vielleicht belehrende Erwägungen über meine Bibliographie“.  
Diese Publikation erschien in tschechischer Sprache bei der Tschechischen Gesellschaft für die Erforschung und Nutzung von Tonen – Czech Clay Group auch als „A FOOLHARDY AND PERHAPS ENLIGHTENING REFLECTION ON MY BIBLIOGRAPHY“.
- zu (49) Siehe: Konta, J. (2009): Die Beschleunigung der Erwärmung der Atmosphäre im Zusammenhang mit der Acidität der Ozeane: Ein weltweit aktuelles Thema und ein großes Risiko.- Informátor ČSVVJ, Nr. 4; S. 8 - 14 (in Tschechisch).
- zu (50) Siehe: Petit, J.R. ed. (1999): Climate and atmospheric history of the past 420.000 years from the Vostok ice core. Antarctica, Nature, 399: S. 429 – 436.
- zu (51) Zeit der Sozialistischen Tschechoslowakei, vor allem 1964 – 1989).
- zu (52) Václav Cílek schrieb diesen Text als Direktor des Geologischen Institutes der Akademie der Wissenschaften in Prag-Suchdol.
- zu (53) Siehe: Petit et al. (1999): Climate and atmospheric history of the past 400.000 years from the Vostok ice core, Antarctica. Nature, 399; 429-436.

## Nachwort des Übersetzers Thomas Scholle

Während meines Studiums an der Sektion für Geowissenschaften an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald hielt 1985 Professor Jiří Kontak zwei Vorlesungen zu den Themen „Verwitterung von Gesteinen in urbaner Atmosphäre“ und „Tonmineralogie der Flüsse“ in deutscher Sprache. Nach einem der Kolloquien konnte ich mit Professor Kontak im „Geologenkeller“ eine Weile unter vier Augen sprechen und er bot mir an, nach Prag zu kommen und dort bei ihm zu studieren.

Der in Greifswald das Fachgebiet Lagerstättenkunde lehrende Professor Störr hatte bereits zuvor mit Professor Kontak einen solchen Austausch für zwei Studenten erbeten.

Tatsächlich hatte ich nur wenige Monate später das große Glück, in seinem Petrologischen Labor in der Straße Albertov in Prag an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität (gemeinsam mit meiner Kommilitonin Annette Ernst) ein paar Monate studieren zu können. Ergebnis dieses Studienaufenthaltes war meine Oberseminararbeit und die durch Professor Kontak maßgeblich unterstützte Publikation zum Goldenen Pläner.

Ich erinnere mich noch heute sehr gern an diese Zeit in Prag mit den Vorlesungen, Seminaren und den Übungen (Kontak, Mísař, Dudek, Šrámek u.a.) und an die geologischen Exkursionen in der Umgebung von Prag.

Im Petrologischen Labor hielt Professor Kontak 1986 immer am Donnerstag von 14 - 18 Uhr seine Beratungsstunden ab, die nicht bei allen Studenten beliebt waren, denn er galt bei den Studenten als besonders streng. Hier mussten alle Doktoranden und Diplomanden ihre neuesten Forschungsergebnisse vorstellen und diese wurden kritisch diskutiert, wobei konstruktive Fragen ausdrücklich erwünscht waren. Diese Beratungsstunden waren ein Pflichttermin. Professor Kontak stellte hier immer sehr gezielte Fragen, gab konkrete Ideen für neue Lösungsansätze, aber er war bisweilen auch ungehalten, wenn die Studenten nicht intensiv weiter gearbeitet hatten, was er sehr höflich aber auch sehr bestimmt zu verstehen gab. Wenn es irgendwo klemmte, also zum Beispiel bei Untersuchungsmethoden, Untersuchungsgeräten oder wenn neueste Publikationen nicht verfügbar waren, kümmerte sich Professor Kontak hier umgehend oder beauftragte seine Mitarbeiter, diese Probleme zu beheben. In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass das Petrologische Labor auch außerhalb der offiziellen Öffnungszeiten und auch am Wochenende fast immer genutzt werden konnte, die Unterstützung der Mitarbeiter großartig war und Kopien aus Fachzeitschriften, ein heute kaum noch verständliches Privileg, das in Greifswald für Studenten 1986 praktisch nicht verfügbar war, schnell zur



Verfügung standen. Professor Konta hatte seinen Studenten die Möglichkeiten geschaffen, die er aus seinen Studienaufenthalten im Ausland kannte und die er dort schätzen gelernt hatte.

Eine Besonderheit waren die Exkursionen mit Professor Jiří Konta in Prag zum Thema Natursteinbegutachtungen, zum Beispiel auf dem Gerüst am Altstädter Rathaus (Staroměstské Radnice), an der Thein-Kirche (Týnský Chram), auf der Prager Burg (Pražský Hrad), an den romanischen Rotunden in der Altstadt und auf der Vyšehrad. Hierbei vermittelte Professor Konta scheinbar nebenbei umfangreiche geologische und mineralogische Fakten, die für meine Seminararbeit und meine spätere Tätigkeit als Geologe sehr hilfreich waren und es noch heute sind. Diese Exkursionen, die fast immer in den Morgenstunden vor dem Eintreffen der Touristen an den bekannten historischen Bauwerken in Prag stattfanden, waren für mich Lehrstunden, die ich nicht missen möchte. Auf diesen Exkursionen habe ich durch ihn auch sehr viel über die Geschichte Böhmens und der Tschechoslowakei erfahren. Professor Konta verknüpfte hier Geschichte, Geschichten, Sagen und Naturwissenschaften auf sehr lehrreiche und unterhaltsame Weise.

Václav Cilek beschreibt in seinem Kapitel dieses Buches Professor Konta als einen etwas reservierten Professor. Ich habe ihn immer als sehr höflichen, rücksichtsvollen und zielstrebigem Mann erlebt, der mehrere Sprachen beherrscht, sehr gern zuhörte und vor Ideen sprühte. Seine Ungeduld gegenüber säumigen oder weniger fleißig arbeitenden Studenten empfand ich als normal, denn er hatte ausgezeichnete Studienbedingungen geschaffen.

Im Januar 2012 teilte mir meine Kommilitonin Irena Jančaříková mit, dass Professor Konta seine Lebenserinnerungen „Slyšet své srdce“ veröffentlicht hat. Das Buch erschien 2011 im renommierten Fachbuchverlag Academia in der Editionsreihe „Erinnerungen“ in tschechischer Sprache. In dieser Edition wurden seit 1990 ca. 60 Bücher als Lebenserinnerungen von in der Tschechoslowakei/Tschechien bedeutsamen Persönlichkeiten veröffentlicht, zu denen Professor Jiří Konta zweifellos gehört. Im August 2012 besuchte ich gemeinsam mit Irena Jančaříková Professor Konta in Prag und es war ein sehr herzliches Wiedersehen. Wir sprachen über „unsere“ Zeit in Prag, die beruflichen Werdegänge und private Dinge. Im Herbst 2012 habe ich dann dieses wundervolle Buch in tschechischer Sprache erstmal lesen können. Einige wenige Stationen seines Lebens kannte ich bereits. Professor Konta hatte auch einmal auf einer Exkursion in einem Nebensatz erwähnt, dass er in Mauthausen inhaftiert war. Er bat jedoch darum, zu diesem Thema nicht nachzufragen.

Kurz vor den Weihnachtsfest 2012 kam die Anfrage von Professor Konta, ob ich für ihn die Übersetzung dieses Buches in die deutsche Sprache realisieren könne. Für mich war diese Anfrage eine große Ehre. Ich habe sofort mit der Übersetzung begonnen. Nach wenigen Monaten lag der gesamte Text in deutscher Sprache vor. Ich habe mich als Übersetzer so weit wie möglich am originalen Text gehalten und diesen nur bei Bedarf durch einige wenige wichtige Erläuterungen bzw. Anmerkungen ergänzt, damit dieser Text auch für deutsche Leser verständlicher wird. Professor Konta hat auch diesen deutschen Text mehrfach redigiert und hier dank seiner Sprachkenntnisse zahlreiche Korrekturen und Hinweise beigefügt. In diesem Zusammenhang danke ich auch meiner Frau Heike Schiller, meinem geschätzten Nachbarn Heinz Werner und Frau Doris Warlitzsch vom Mauthausen Memorial Archiv für ihre Tätigkeit als Korrektoren und die zahlreichen Beratungen zu den Formulierungen.

Professor Jiří Konta ist ein außergewöhnlicher Zeitzeuge der letzten 90 Jahre. Er beschreibt seine Erlebnisse und Erfahrungen aber auch Freud und Leid sehr eindrucksvoll. Ich wünsche allen Lesern viel Freude bei einer Zeitreise mit vielen Stationen sowie bei den Beschreibungen eines Mannes, der AUF SEIN HERZ gehört hat und hört.

Thomas Scholle